/Inhalts-Index/

I. Die Lage des Ortes Mendal
II. Die Geschichte Mekelsheims 11
III. Mekelsheim, Die Residenz 19
IV. Thurnau, Kellereigebäude 41
V. Mechanikum 45
VI. Die goldene Pforte 56
VII. Thurnau, Umgebung 60
VIII. " Pfarrhof 63
IX. Schlangenbad, Nassauischer Hof 69
X. Die Burg Reichenberg 75
XI. Die Ruine Reichenberg 79
XII. Nassauische Kirchenbuch 92
XIII. Historisches Mittelalter 93
XIV. Die Kirchhöfe Mittelalter 97
XV. Umgebung Schlangenbad, Wildpark 99
XVI. Die Burg-Ruine Reichenberg, Thurnau 101
XVII. Die Kirche, Pfarrhof, Umgebung 103
XVIII. Geschichte, die Schlangenbad, Wildpark 105
XIX. Die Insel Kirchhöfe, Mittelalter 107
XX. Kirchhöfe, Mittelalter 115
XXI. Pfarrhöfe, Umgebung 122
XXII. Mittelalter, Pfarrhof 127
XXIII. Mittelalter, Pfarrhof 133
XXIV. Kirche, Pfarrhof 139
XXV. Kirche, Pfarrhof, Umgebung 147
XXVI. Die Pfarrhof im Mittelalter 151
XXVII. Die Pfarrhof, Umgebung, Mittelalter 157
XXVIII. Die Pfarrhof im Mittelalter, Pfarrhof 163
XXIX. Nassauische Kirche 170
XXX. Kirche, Pfarrhof 203

Märchenwelt.

Anthologie

der

ſchönſten und beliebteſten Märchen und Sagen aller Völker und Zeiten

für die Jugend und ihre Freunde.

Herausgegeben

von

Hofrath Dr. J. G. Th. Gräße.

Leipzig.
Verlag von Moriz Schäfer.

Märchenwelt.

Anthologie

der

schönsten und beliebtesten Märchen und Sagen

aller Völker und Zeiten

für die Jugend und ihre Freunde.

Herausgegeben

von

Hofrath Dr. J. G. Ch. Gräße.

Leipzig.

Verlag von Moritz Schäfer.

I. Schwediſches Märchen.

Das Land der Jugend.

(Nach G. Cl. Nyten Cavallius und Dr. Stephens: Schwediſche Volkslagen und Märchen, deutſch von Oberleitner. Wien 1848. 8°. S. 191 ꝛc.)

Es war einmal ein König, der über ein mächtiges Reich herrſchte. Er war tapfer im Streit, klug im Rathe, und alle ſeine Unternehmungen nahmen einen guten Ausgang. Als aber Jahre verſtrichen, wurde der König alt und grau, ſo daß er wohl merken konnte, daß er nicht lange leben werde. Da ward er traurig, denn er hatte das Leben lieb, und fragte daher alle weiſen Männer in ſeinem Reiche, ob es nicht irgend ein Mittel gebe, dem Tode zu entkommen. Die weiſen Männer ſchüttelten ihre Köpfe, und beriethen ſich, keiner aber wußte die Frage des Königs zu beantworten.

Eines Tages kam eine alte Wahrſagerin an den Königshof, die weit über das Waſſer und die Länder gereiſt, und wegen ihrer Weisheit und Klugheit berühmt war. Der König fragte das alte Weib, ob ſie nichts Neues wüßte. Da ſagte das alte Weib: Herr und König! Es iſt mir geſagt worden, daß du dich ſehr fürchteſt zu ſterben, da du nun alt geworden biſt. Darum bin ich hierher gekommen, um dich zu lehren, wie du Jugend und Geſundheit wieder gewinnen kannſt. Mit dieſen Worten war der König wohl zufrieden und fragte wie das geſchehen könne? Die Wahrſagerin erwiederte: „Weit, weit, viele tauſend Meilen von hier liegt ein Land, welches das Land der Jugend heißt. In dieſem Lande findet man eine Art Zauberwaſſer und wächſt eine Waſſung koſtbarer Aepfel. Wer von dem Waſſer trinkt, und von den Aepfeln ißt, der wird von Neuem jung, als wäre er nie alt geweſen. Nicht viele aber giebt es die davon koſten, denn der Weg iſt weit und voll Gefahren.“ Als der alte König das hörte, ward er ſehr froh, und belohnte die Wahrſagerin reichlich für ihren guten Rath. Damit ſchieden ſie von einander. Der König überlegte nun bei ſich, wie er das wunderbare Waſſer, und die köſtlichen Aepfel erhalten könne; endlich beſchloß er, einen

von ſeinen Söhnen zu ſchicken, um ſie zu holen. Zu dem Ende ließ er den älteſten Prinzen reichlich mit Geld, und mit allem Nothwendigen verſehen und ſandte ihn auf den Weg. Nachdem der Prinz weit gereiſt war, kam er zu einer Stadt, die ihm ſehr gefiel. Da vergaß er bald ſein Unternehmen, lebte in Luſt und Ueppigkeit und dachte nicht weiter an ſein Verſprechen, nach dem fernen Land zu reiſen, um das Lebenswaſſer für ſeinen Vater zu holen.

Es verſtrich ſo einige Zeit, und der König ſehnte ſich ſehr nach der Rückkunft ſeines Sohnes, man hörte aber nichts von ihm. Da ließ der Greis auch ſeinen anderen Sohn mit Hab und Gut verſehen und ſchickte nun ihn, das gepriesene Land der Jugend aufzuſuchen. Nachdem der Jüngling aber einen weiten Weg gereiſt war, kam er zu einer Stadt und traf ſeinen Bruder. Nun ging es ihm, wie es dem älteſten Prinzen ergangen. Er vergaß ſofort ſein Unternehmen, ergab ſich dem Wein und andern Laſtern und dachte nicht weiter an ſein Verſprechen, die Jugendäpfel und das Lebenswaſſer für ſeinen Vater zu holen.

Als es wiederum eine geraume Zeit verſtrich und keiner von den Prinzen zurückkam, ward der alte König vor Kummer und Alter ſehr gebrechlich. Da ging der jüngſte Prinz zu ſeinem Vater und bat, daß er fortziehen und das gepriesene Land der Jugend aufſuchen dürfe. Da nun der König nunmehr den einzigen Sohn übrig hatte, wollte er ungern in das Begehren des Jünglings einwilligen und bat ihn, daheim zu bleiben. Der Königsſohn aber blieb feſt bei ſeiner Meinung und ſo behielt er zuletzt Recht. Der König ließ nun ſeinen jüngſten Sohn mit Gut und Geld ausrüſten, und der Jüngling begab ſich auf den Weg. Der Greis aber ſaß einſam und verlaſſen in ſeinem Reiche, und erwartete mit vieler Unruhe, ob einer von ſeinen Söhnen wieder heimkommen würde.

Der Jüngling reiſte nun weit, und kam zuletzt zu einer großen Stadt, wo er ſeine älteren Brüder traf. Da baten ihn die Königsſöhne bei ihnen zu bleiben und ſich um den alten Greis daheim weiter nicht zu kümmern. Der Prinz aber wollte ſein Wort nicht brechen, ſondern ſchlug ihr Begehren ab. Er nahm Abſchied von ſeinen Brüdern und zog weit umher, durch viele und große Reiche. Wen er immer begegnete, fragte er nach dem Weg zum Jugendlande, es fand ſich aber Niemand, der davon zu erzählen, oder nur irgend einen Beſcheid zu geben wußte.

Eines Tages kam der Jüngling in einen ſehr großen Wald. Als er aber umherſah, um eine Herberge zu finden, erblickte er ein Licht, das in weiter Entfernung durch die Bäume flimmerte. Der Prinz ging hin und kam zu einer kleinen Erdhütte, wo ein ſehr altes Weib wohnte.

Der Königssohn fragte, ob er da über Nacht bleiben könnte, und das Weib willigte in sein Begehren. Als sie nun mit einander sprachen, fragte das alte Weib nach seiner Abkunft und nach seinem Vorhaben. Der Prinz antwortete, daß er ein Königssohn sei, der fortgezogen, das Jugendland zu suchen und fragte zugleich, ob ihm die Alte nicht irgend eine Auskunft davon geben könnte. Da sagte das Weib: „Ich habe 300 Winter gelebt und keiner hat mir von dem Lande erzählt, das Du nennst. Ich herrsche aber über die Thiere auf Erden. Vielleicht ist einer meiner Unterthanen, der den Weg dahin findet.“ Der Königssohn dankte sehr für diesen guten Willen und verweilte dort über Nacht.

Als nun der Tag graute und die Sonne aufging, ging das Weib hinaus und blies in ihre Pfeife. Da entstand ein starkes Getöse im Walde, und es kamen alle vierfüßigen Thiere gelaufen, von nah und fern. Als die Thiere versammelt waren und ihrer Königin gehuldigt hatten, fragte die Alte, ob eines den Weg nach dem Jugendlande wüßte. Die Thiere hielten hierüber eine Berathung, es war keines, das auf die Frage der Königin zu antworten wußte. Da wendete sich das alte Weib zu dem Königssohn und sagte: „Ich kann Dir nun nicht weiter beistehen, ich habe aber eine Schwester, die herrscht über die Vögel in der Luft. Grüße sie von mir, vielleicht weiß sie irgend eine Hülfe!“ Das Weib befahl nun dem Wolfe, den Jüngling zu ihrer Schwester zu führen, und hiermit endigte ihr Gespräch. Der Königssohn aber setzte sich auf den Rücken des Wolfes, und dieser trug ihn über Wälder und Flächen, über Berge und Thäler, auf so manchem öden Weg.

Spät am Abend, als die Sonne in den Wald gegangen, sahen sie ein Licht, das durch die Bäume flimmerte. Da sagte der Wolf: „Nun sind wir am Ziele, denn hier wohnt die Schwester meiner Königin.“ Er kehrte wieder heim; der Königssohn aber ging hinein und fand ein altes Weib, das in einer Erdhütte wohnte. Während sie nun zusammen sprechen, fragte die Alte nun seine Abkunft und sein Vorhaben. Der Prinz antwortete, daß er ein Königssohn sei, der fortgezogen, um sich das Jugendland zu suchen, und grüßte sie von ihrer Schwester, die über die Thiere der Erde herrschte. Da nahm das Weib das Wort: „Ich habe 600 Winter gelebt und noch hat mir Niemand von dem Lande erzählt, das Du nennst. Ich herrsche über alle Vögel in der Luft, vielleicht ist einer unter ihnen, der den Weg dahin findet. Morgen in aller Früh will ich sie darum fragen.“ Der Königssohn dankte, wie es sich gehörte, für den guten Willen des Weibes, und so blieb er dort über Nacht.

Als nun der Tag anbrach, ging das Weib hinaus und blies in ihre Pfeife. Da entstand ein starkes Sausen und Donnern in der Luft, und

es kamen alle Vögel des Himmels geflogen, sowohl große als kleine, aus der Nähe und aus der Ferne. Als sie nun versammelt waren, und ihrer Königin gehuldigt hatten, fragte die Alte, ob es Einen unter ihnen gebe, der den Weg zum Lande der Jugend wüßte. Die Vögel hielten nun hierüber eine lange Berathung; der Schluß aber war, daß keiner die Frage der Königin zu beantworten wußte.

Da wendete sich das alte Weib zum Königssohn und sagte: „Ich kann Dir nun nicht weiter helfen. Ich habe aber eine Schwester, die herrscht über die Fische im Meere. Reise hin, und grüße sie von mir. Weiß sie keinen Rath, so giebt es Niemand, der einen wüßte." Das Weib befahl nun dem Adler, den Jüngling zu ihrer Schwester zu tragen, und hier mit schieden sie. Der Königssohn aber stieg auf den Rücken des Adlers, und so wurde er wie von einem Sturmwind über's blaue Meer und über grüne Länder getragen. Spät am Abend sahen sie ein Licht, das durch die Bäume zitterte. Da sagte der Adler: „Nun sind wir am Ziel, denn hier wohnt die Schwester meiner Königin." Er nahm Abschied von dem Jüngling, und flog wieder zu seiner Herrin heim. Der Königssohn aber trat in die Stube, und fragte, ob sie ihn beherbergen könne. Das Weib willigte gern ein. Während sie nun zusammen sprachen, fragte die Alte nach seiner Abkunft und nach seinem Unternehmen. Der Prinz antwortete, daß er ein Königssohn sei, der fortgezogen, um das Land der Jugend zu suchen, und grüßte sie zugleich von ihrer Schwester, die über die Vögel in der Luft herrschte. Da nahm das Weib das Wort: „Ich habe nun [illegible] Winter gelebt, und noch nie hat mir Jemand von dem Lande erzählt, das Du nennst; ich herrsche aber über die Fische im Meere, vielleicht ist einer unter meinen Unterthanen, der den Weg dahin findet. Früh Morgens will ich danach spähen." Der Jüngling dankte, wie es sich gehörte, für den guten Willen des Weibes, und verweilte dort über Nacht.

Zeitlich am Morgen, ehe es heller Tag wurde, ging das Weib hinaus, und blies in ihre Pfeife. Da entstand ein starkes Geräusch und Brausen im Meere, und das Wasser schäumte von den unzähligen Fischen, von großen und kleinen, die von nah und fern kamen. Als Alle zusammen gekommen waren und ihrer Königin gehuldigt hatten, sprach das alte Weib und sagte: „Ich habe euch deßhalb berufen, weil ich zu wissen wünsche, ob irgend Einer den Weg zu einem Lande kennt, das Jugendland genannt!" Die Fische berietheu sich nun lange, das Ende aber war, daß keiner auf die Frage der Königin antworten konnte. Darüber wurde das Weib zornig und sagte: „Ihr seid doch alle versammelt? Ich kann den

alten Wallfiſch nicht ſehen, der ſonſt doch nicht der Geringſte unter Euch iſt.“ In demſelben Augenblick vernahm man ein ſtarkes Brauſen aus dem Meere herauf und der alte Wallfiſch kam ſchnell herangeſchwommen. Die Alte fragte, warum er nicht mit den Uebrigen gekommen ſei; der Wallfiſch aber entſchuldigte ſich, daß er einen ſo weiten Weg gereiſt ſei. „Wo biſt Du geweſen?“ fragte die Alte. „Ich“, antwortete der Fiſch, „ich bin manche tauſend Meilen gereiſt, ich komme gerade von einem ſchönen Lande, welches das Land der Jugend heißt.“

Als dies das Weib hörte, war ſie wohl zufrieden und ſagte: „Dies mag Deine Strafe für Deinen Ungehorſam ſein, daß Du noch einmal zum Lande der Jugend reiſeſt, und dieſen Jüngling mit Dir auf die Reiſe nimmſt.“ Hierauf nahm ſie von dem Königsſohn Abſchied, wünſchte ihm Glück auf den Weg, und ſo ſchieden ſie von einander. Den Jüngling aber ſetzte ſich auf den Rücken des Wallfiſches, und wurde nun wie ein Pfeil weithin über das Waſſer getragen.

Sie reiſten den ganzen Tag hindurch, und kamen ſpät Abends zu dem geprieſenen Jugendlande. Da ſagte der Wallfiſch: „Ich will Dir nun einen guten Rath geben, welchen Du genau befolgen ſollſt, wenn wenn Du ſonſt wünſcheſt, daß Dein Unternehmen glücken ſoll. In dem verzauberten Schloſſe fällt Alles um die Mitternachtsſtunde in tiefen Schlaf. Geh' dann in das Schloß hinauf, nimm einen Apfel und eine Flaſche Waſſer, verweile aber nicht, ſondern eile ſogleich zurück. Wenn Du über die Mitternachtsſtunde daſelbſt verweilſt, gilt es unſer beider Leben.“ Als der Königsſohn das hörte, dankte er dem Wallfiſch für ſeinen guten Rath und verſprach, in Allem zu handeln, wie der Fiſch geſagt hatte. Mitternachts ging der Prinz zu dem verzauberten Schloſſe hinauf, und fand Alles, wie der kluge Wallfiſch erzählt. An der Schloßpforte waren wilde Thiere, Bären, Wölfe und Drachen, alle aber lagen in einer tiefen Betäubung, und es ſchien, als hätte das Schloß daſſelbe Geſchick. Der Prinz wanderte durch viele große Zimmer, das eine prächtiger als das andere, und er konnte ſich nicht genug über den vielen Reichthum verwundern, der überall vor ſeinen Augen lag. Zuletzt kam er in einen großen Saal, der ſchön mit Decken von Gold und Silber ausgeſchmückt war. Mitten in dem großen Saale wuchs ein Baum mit den allerkoſtbarſten Aepfeln und neben dem Baume war zugleich die Quelle, deren Waſſer wie klares Gold ſchimmerte, und einen wunderbaren Klang gab, wenn es über die Steine floß. Da begriff der Königsſohn, daß er endlich das gefunden hatte, wornach er ſo lange geſucht. Er ſprang darüber hin, pflückte ſein Ränzel mit den ſchönen Aepfeln voll, und füllte ſeine Flaſche mit dem Lebenswaſſer aus der koſtbaren Quelle.

Der Jüngling ſollte nun zurückkehren, er konnte aber nicht ſeine Begierde zähmen, noch eine kleine Weile ſich in dem verzauberten Schloſſe umzuſehen. Er ſetzte daher ſeine Wanderung von Zimmer zu Zimmer von Saal zu Saal fort, und es ſchien ihm, daß das eine jedesmal das andere übertreffe. Endlich kam er ein Zimmer, das vor allen übrigen reich mit Gold, Silber und Edelſteinen geſchmückt war. Mitten in dem prächtigen Zimmer ſtand ein Bett mit blauſeidenen Polſtern, und auf dem Bette ſchlummerte eine Jungfrau, ſo ſchön, daß ihr wohl keine in der Welt gleichen mochte. Da wurde dem Jüngling das Herz in der Bruſt bewegt, er vergaß die Warnung des klugen Wallfiſches und ſchlief an dem Buſen der ſchönen Königstochter ein.

Nachdem der Jüngling geſchlummert hatte und ſeinen Rückweg antreten ſollte, ſchien es ihm, daß er der Jungfrau wohl wiſſen laſſen müſſe, wer es war, der ihre Gunſt genoſſen hatte. Zu dem Ende ſchrieb er auf die Wand, daß der Prinz Venins von England dort geweſen und eilte aus dem Schloſſe fort. Es war auch hohe Zeit, denn kaum war er durch die Schloßpforte gegangen, als Alles aus ſeiner Betäubung erwachte; die Thiere brüllten, die Waffen raſſelten und das ganze Schloß ward lebendig und bewegte ſich. Der Prinz aber ſetzte ſich ſchnell auf den Rücken des Wallfiſches, und ſchnell trug ihn dieſer gleich dem Winde über die Wogen.

Sie reiſten ſo einige Zeit und kamen auf das wogende Meer hinaus. Da tauchte der Wallfiſch plötzlich unter das Waſſer und zog den Prinzen mit ſich herab. Als ſie wieder hinaufgekommen, war der Prinz ſehr erſchrocken und dachte, daß ſein Ende nahe wäre. Der Wallfiſch fragte: „Erſchrackſt Du?“ Der Prinz bejahte es. Der Wallfiſch aber ſagte: „Ich erſchrack gleichfalls, als Du ſo viel Aepfel nahmſt.“

Sie reiſten noch eine Weile und der Wallfiſch tauchte wieder in das Meer unter. Diesmal aber blieb er länger unter dem Waſſer, als früher, und als ſie wieder heraufgekommen war, war der Prinz vor Schrecken beinahe halbtodt. Der Wallfiſch fragte: „Erſchrackſt Du?“ Der Jüngling bejahte es. Der Wallfiſch aber erwiderte: „Ich erſchrack gleichfalls, als Du an der Seite der jungen Prinzeſſin eingeſchlafen warſt!“

Sie reiſten nun wieder eine Weile, und der Wallfiſch tauchte zum dritten Male unter das Meer; diesmal aber fuhr er ſo tief, daß der Prinz nie mehr das Tageslicht zu ſchauen glaubte. Als ſie heraufgekommen, fragte der Wallfiſch von Neuem: „Erſchrackſt Du?“ Der Jüngling bejahte es, der Fiſch ſagte hierauf: „Ich erſchrack gleichfalls, als Du Deinen Namen an die Wand des Saales ſchriebſt.“ Sie ſetzten hierauf ihren Weg fort ohne weitere Abenteuer, bis ſie zum andern Ufer kamen.

Der Prinz nahm nun von dem alten Wallfiſch Abſchied, und ging zum alten Weibe, die neunhundert Winter geſehen hatte. Als ihn das Weib ſah, freute ſie ſich, daß ſein Abenteuer ſo gut abgelaufen war. Der Jüngling aber ſagte, daß er ihr den guten Beiſtand wieder vergelten wolle und gab ihr einen Apfel vom Jugendlande und einen Trunk von dem Lebenswaſſer. Das Weib aß und trank und ließ es ſich wohl ſchmecken. Da ſah man ein großes Wunder, denn das alte Weib verwandelte ihre Geſtalt, die Runzeln verſchwanden von ihrem Antlitz, der Mund füllte ſich mit friſchen Zähnen, der Buſen hob ſich und es ſtand eine blühende Maid da, wie ſie in ihren jungen Tagen war. Die Fiſchkönigin konnte nicht genug die wunderbare Veränderung preiſen, und dankte dem Königsſohn über die Maßen für ſeinen großen Dienſt. Hierauf ſchieden ſie von einander. Beim Abſchiede aber ſagte das Weib: „Ich will Dich für Deine gute Gabe belohnen. Hier haſt Du einen Zaum, wenn Du damit ſchüttelſt, kommt ein Zelter hervor, der ſo ſchnell wie der Wind iſt, er wird Dich tragen, wohin Du wünſcheſt."

Der Jüngling rüttelte nun an dem Zaum, wie die Fiſchkönigin ihn gelehrt hatte und ſogleich kam ein ſchöner Zelter hervor, der ihn zu dem alten Weibe trug, die ſechshundert Winter geſehen. Als ihn nun die Vogelkönigin ſah, freute ſie ſich, daß ſein Unternehmen ſo gut abgelaufen war. Der Königsſohn dankte aber für den Dienſt und ſagte, daß er ihr den guten Beiſtand wieder vergelten wolle. Er gab ihr daher einen Apfel vom Jugendlande und einen Trunk von dem koſtbaren Lebenswaſſer. Das Weib aß und trank und ließ es ſich wohl ſchmecken. In demſelben Augenblick ſah man ein neues Wunder, denn das alte Weib verwandelte ihre Geſtalt, die Runzeln wichen aus ihrem Angeſicht, der Mund lächelte, der Buſen hob ſich, und ſie ſtand da vor dem Prinzen wie eine Jungfrau in jungen Tagen. Die Vogelkönigin konnte nicht genug die ſeltſame Veränderung loben und dankte dem Jüngling über die Maßen für ſeinen großen Dienſt. Hierauf ſchieden ſie ſehr freundſchaftlich von einander. Beim Abſchiede aber ſagte das Weib: „Ich will Dich nun für Deine Gabe belohnen. Hier haſt Du ein Tuch, wo Du es immer ausbreiteſt, wird ſich der Tiſch mit koſtbaren Gerichten decken." Der Jüngling nahm das koſtbare Tuch, ſetzte ſich auf ſein Füllen und ritt fort, bis er zu dem Weibe kam, welches dreihundert Winter gelebt hatte. Als ihn nun die Thierkönigin gewahrte, hatte ſie eine große Freude, daß ſein Abenteuer ein ſo gutes Ende genommen habe und empfing ihn ſehr freundſchaftlich. Der Junge aber ſagte, daß er ihr den guten Beiſtand wieder vergelten wolle, und gab ihr einen Apfel vom Jugendlande und einen Trunk von dem köſtlichen Lebenswaſſer. Das Weib aß und trank und

ließ es ſich wohl ſchmecken. Da ſah man wieder ein großes Wunder, denn das alte Weib verwandelte ihre Geſtalt, und ward von Neuem jung. Die Runzeln verſchwanden aus ihrem Antlitz, die krumme Geſtalt richtete ſich auf und ſie ſtand da, wie ein Mädchen von ſeltener Schönheit. Die Thierkönigin konnte ſich nicht genug über dies Alles freuen, und dankte dem Prinzen für ſeinen ſehr großen Dienſt. Darauf ſchieden ſie ſehr freundlich von einander. Beim Abſchiede aber nahm das Weib ein Schwert hervor, gab es dem Jüngling und ſagte: „Ich will Dich für Dein Geſchenk belohnen, hier haſt Du ein Schwert. Wem Du immer damit drohſt, der wird entweichen, wäre es auch das wildeſte Thier.“ Der Königsſohn ſchien nun aus Allem gut davon gekommen zu ſein, und reiſte daher weiter, bis er ſeine Brüder traf, da war auf beiden Seiten große Freude. Als aber die älteren Königsſohne erfuhren, daß ihr Bruder in ſeinem Unternehmen glücklich geweſen, wuchs ein großer Neid in ihrem Herzen und ſie überlegten mit einander, wie ſie ihn überliſteten und ſelbſt den Preis bei ihrem Vater gewinnen konnten. Sie gaben ihm manches ſchöne Wort und ließen ein prächtiges Gaſtmahl zubereiten. Nachts aber, als der Jüngling ſchlief, warteten die Brüder die Gelegenheit ab, und vertauſchten die Jugendäpfel und das Lebenswaſſer, ohne daß der Prinz es wußte, oder auch nur eine ſolche Falſchheit argwohnen konnte.

Der Junge nahm hierauf von ſeinen Brüdern Abſchied, ſtieg auf ſeinen Zelter und eilt zum Hofe ſeines Vaters heim. Da war der alte König wohl zufrieden, daß er ſeinen jüngſten Sohn wieder erhalten und der Prinz freute ſich, daß ſein Vater noch am Leben war. Er reichte ſeine Gaben dar, und bat den König, von den Aepfeln zu eſſen und vom Waſſer zu trinken, damit er wieder von Neuem jung werde.

Es kam aber gegen die Vermuthung, denn man gewahrte keine Veränderung, ſondern der Greis war und blieb gleich alt und grau wie früher. Nun konnte der König nicht anders denken, als daß ſein Sohn mit ihm Spott treiben wolle und wurde darüber höchlich erzürnt. Der Prinz aber merkte, daß er betrogen worden war, und dieſes ging ihm ſchwer zu Gemüthe.

Nach einiger Zeit kamen auch die beiden älteſten Brüder zum Königshofe heim. Die hatten viel von ihren Reiſen zu erzählen und ſprachen weitläufig von allen den Gefahren, die ſie auf dem Wege zum Jugendland beſtanden. Hierauf gingen beide Prinzen zu ihrem Vater und boten die Aepfel und das Lebenswaſſer an, damit er von Neuem jung werde.

Der König aß und trank und ließ es ſich wohl ſchmecken. Nun ſah man eine merkwürdige Erſcheinung, denn der Greis veränderte ſeine

Geſtalt, ſein graues Haar wurde blond, der Mund füllte ſich mit Zähnen, die Runzeln verſchwanden, und er ſtand da wie ein ſchöner Jüngling. Da herrſchte eine große Freude über das ganze Reich und der König pries die Treue und Tapferkeit ſeiner beiden älteſten Söhne, alle aber zürnten dem jüngſten Königsſohne, daß er mit Lüge und Falſchheit gekommen. Es ward nun das Urtheil gefällt, daß der Jüngling in die Löwengrube geworfen werden ſolle und das Urtheil ging ohne alle Gnade in Erfüllung. Als aber die wilden Thiere den jungen Prinzen zerreißen wollten, drohte er ihnen mit ſeinem Schwerte und ſie thaten ihm keinen Schaden. Als der Prinz hungrig wurde, breitete er ſein Tuch auf und es füllte ſich mit köſtlichen Speiſen. Er ſaß ſo ſieben volle Jahre in der Löwengrube und kein Menſch wußte, daß er noch am Leben war.

Die Sage wendet ſich nun wieder zum Jugendlande. Dort entſtand ein großer Aufruhr, als der Prinz entflohen war, denn das Lebenswaſſer war fort, die Aepfel waren fort und was noch ſchlimmer war, die junge Prinzeſſin hatte ihre Ehre verloren. Nach Monaten kam die Prinzeſſin in die Wochen und gebar ein ſchönes Knäblein. Der kleine Prinz aber hatte in der linken Hand ein wunderliches Gewächs gleich einem Apfel und der Apfel wollte nicht verſchwinden. Da ließ die Königstochter alle weiſen Weiber im ganzen Jugendlande verſammeln und fragte ſie um Rath, wie ihr Sohn von ſeinem Gebrechen frei werden konnte. Die Weiber überlegten lange und ſprachen hin und her. Der Beſchluß aber war, daß der junge Prinz nicht geſund werden könne, bevor er nicht ſeinen Vater wieder gefunden.

Es verſtrich ſo eine geraume Zeit, der Knabe wuchs heran und verrieth mehr Verſtand und Faſſungsgabe als andere Kinder. Nichts war ſo künſtlich, daß er nicht Rechenſchaft davon zu geben wußte und mit ſieben Jahren konnte er den Namen ſeines Vaters buchſtabiren, der auf der Wand des Saales geſchrieben ſtand. Da bekam die Königstochter eine große Luſt, fortzuziehen und den Prinzen Venius aufzuſuchen, ſie ließ ihre Schiffe in See ſtechen und rüſtete ſie auf's Allerbeſte mit koſtbaren Gütern und gewählter Mannſchaft aus. Hierauf ging die Prinzeſſin an Bord, zugleich mit ihrem jungen Sohn. Die Segel wurden auf dem vergoldeten Maſtbaum aufgehißt und ſo ſchifften ſie ſchnell über das Meer nach England.

Als nun die prächtige Flotte vor die Stadt kam, herrſchte viel Unruhe und Aufſtand darin, denn Alle glaubten, daß es eine feindliche Heeresmacht wäre; die Königstochter aber landete an der Brücke und ſchickte eine Geſandtſchaft an den König, daß ſie den Prinzen Venius ſprechen wolle. Da war der König ſehr unentſchloſſen, denn er erinnerte

ſich wohl, daß der Prinz den wilden Thieren vorgeworfen worden, obſchon er es nicht erkennen wollte. Er hielt Rath mit ſeinen Mannen und überlegte was nun zu thun ſei, keiner aber wußte Hülfe in einer ſolchen Gefahr. Der Beſchluß fiel aber dahin aus, daß der König ſeinen älteſten Sohn ſchicken ſolle, da er den jüngſten nicht ſchicken konne. Die Geſandten wurden aber mit dem Beſcheid an die Königstochter abgefertigt, daß der Prinz Venins den folgenden Tag kommen werde.

Früh Morgens ließ die Prinzeſſin goldene Decken über den Weg breiten, und ſetzte ſich ſelbſt mit ihrem kleinen Sohne auf die Schiffbrücke, um den Königsſohn zu empfangen. Nach einer Weile kam der Prinz aus der Stadt geritten und wollte ſich zum Schiffe begeben. Als er nun ſah, welch' prächtige Decken auf dem Wege ausgebreitet waren, konnte er ſich nicht genug über all dieſen Reichthum wundern und hielt bei Seite an, daß ſein Zelter nicht auf ſo koſtbare Stoffe trete. Er kam zur Schiffsbrücke herab, wo die Königstochter umgeben von ihrer ganzen Mannſchaft, auf dem Throne ſaß. Als ihn aber der kleine Knabe ſo vorſichtig einherſchreiten ſah, ſagte er: „das iſt nicht mein Vater". Der Apfel blieb in der Hand des Knaben wie früher. Da mußte der Prinz mit wenig Ehren und unverrichteter Sache heimkehren, die Prinzeſſin aber ließ verkündigen, daß ſie nicht von hinnen fahren werde, bis ſie den rechten Prinzen Venins gefunden hätte.

Den andern Tag ſchickte der König ſeinen andern Sohn, es erging ihm aber ebenſo. Der Prinz fürchtete ſich über die ſchönen Golddecken zu reiten, und als er zur Schiffsbrücke kam, wo die Königstochter am oberſten Platze ſaß, rief der Knabe der zwiſchen ihren Knieen ſtand: „Dies kann mein Vater nicht ſein." Der Apfel blieb auch in der Hand des Knaben wie früher. Der Königsſohn begab ſich nun wieder heim, und es ſchien Allen, daß ſie mehr Schande als Schelten erlitten. Als die Prinzeſſin aber nun wol merken konnte, daß man gegen ſie mit Liſt und Falſchheit handle, wurde ſie erzürnt und ging mit ihrer Heeresmacht an's Land. Zugleich ſandte ſie einen Boten an den König, daß ſie den rechten Prinzen Venius ſehen wolle, wäre es auch blos ein Bein von ihm, ſonſt wolle ſie keinen Stein auf dem andern in der ganzen Stadt laſſen.

Als nun allgemeine Beſtürzung herrſchte, wußte der König in dieſer großen Gefahr keinen Rath zu finden. Endlich ſchien es ihm das Beſte zu ſein, einen Boten in die Löwengrube zu ſchicken, um zu unterſuchen, ob dort noch einige Ueberbleibſel von ſeinem jüngſten Sohne zu finden wären. Als nun die Abgeſandten in den Löwenhof kamen, um Beine von dem Prinzen Venins aufzuſuchen, ſiehe, da ſaß er ſelbſt, lebte und ſpielte mit den wilden Thieren. Da kann man ſich wohl denken, welche

Freude über Stadt und Land herrſchte, und Alle baten den Jüngling, daß er herausgehe. Der Prinz aber war erzurnt und wollte nicht kommen, bevor nicht ſein eigener Vater einen Kniefall gethan, und zu bereuen verſprochen, was er früher verbrochen.

Den dritten Tag, als die Sonne aufging, ließ die Königstochter wieder Golddecken über den Weg breiten, und ſetzte ſich auf ihren oberſten Platz, der kleine Knabe aber ſtand zwiſchen ihren Knieen, und alle ihre Mannen waren um ſie verſammelt. Da kleidete ſich Prinz Benius auf das Allerprächtigſte in Seide und Scharlach, band das Schwert an die Seite, rüttelte ſeinen Zaum, und ſtieg auf ſeinen windſchnellen Zelter. Er ritt ſo den Weg zum Schiffe hin, es ſchien aber allen, die ihn ſahen, als wenn er gerade durch die Luft flöge; denn ein ſo muthiger Reiter und ein ſo ſchneller Zelter wurden weder früher noch ſeitdem von Jemand geſehen. Als nun der Knabe den Prinzen Benius ſah, der über den goldenen Weg heranritt, rief er freudig: „Dies iſt mein Vater! Dies iſt mein Vater!“ und in demſelben Augenblick fiel der Apfel aus der Hand des Kindes. Da ſtieg die Königstochter von ihrem oberſten Sitz herab, trat dem Prinzen entgegen und empfing ihn ſehr freudig und liebevoll. Alles Volk aber ſtaunte, ſah zu und dachte, daß man wohl lange ſuchen müſſe um einen ſchöneren Mann, und ein ſchöneres Weib in der ganzen weiten Welt zu finden.

Der Königsſohn und ſeine ſchöne Braut fuhren nun in die Stadt, und der König ließ eine Hochzeit veranſtalten, daß es Alle hören und ſehen ſollten. Als das Gaſtmahl mit Luſt und Spiel ſtattgefunden hatte, fuhren Prinz Benius und ſeine Gemahlin zum Jugendlande fort, und dort leben ſie noch heute.

Die betrügeriſchen Brüder aber wurden in die Löwengrube geworfen, und keiner hat erfahren, daß ſie wieder herausgekommen.

II. Arabiſches Märchen.

Die verwünſchten Sandalen Abulkâſem Tanbûry's.

(Ausland 1856. Nr. 20. S. 469, 470.)

Es war einmal, ſagt man, in Bagdad ein Mann mit Namen Abulkâſem Tanbûry, welcher ſeit ſieben Jahren die gleichen Sandalen trug. So oft ſich ein Theil davon ablöſen wollte, ſetzte er ein anderes Stück darauf, ſo daß ſie außerordentlich ſchwer wurden und man ſprich-

wörtlich ſagte: „Dieſer oder jener Gegenſtand iſt ſchwerer als die Beſchuhung Abulkäſems Tanbüry's.“ Als er ſich eines Tages auf dem Gläſermarkt befand, ſagte ein Mäkler zu ihm: „Heute iſt ein Kaufmann aus Aleppo angekommen mit einer großen Menge vergoldeter Gläſer, die er noch nicht anbringen konnte; kauf' ſie ihm ab; ich will dann den Wiederverkauf zu deinem Nutzen übernehmen, der ſo groß ſein ſoll daß ſie Dir zweimal ſoviel eintragen als Du darum gegeben haſt.“ Unſer Mann kaufte ſie um ſechzig Dinare. Als er aber auf den Markt der Parfumeurs kam, begegnete er einem andern Mäkler, der zu ihm ſagte: „Heute iſt von Niſib ein Kaufmann angekommen der vortreffliches Roſenwaſſer hat; da er ſchnell wieder abreiſen muß, könnteſt Du es ihm vielleicht zu niedrigem Preis abkaufen; ich würde es auf Deine Rechnung wieder verkaufen, ſo daß Du auf's ſchnellſte zweimal ſoviel daran gewinnſt als Du dafür bezahlt haſt.“ Abulkäſem gab ſechzig andere Dinare aus für dieſen neuen Ankauf; er goß das Roſenwaſſer in die vergoldeten Gläſer, und nahm alles mit ſich um es auf ein Bret im Hintergrund ſeines Zimmers zu ſtellen. Von da ab begab er ſich ins Bad, und ein anderer ſeiner Freunde ſagte zu ihm: „Ich möchte Dich wohl einmal dieſe Sandalen wechſeln ſehen, denn ſie ſind äußerſt plump, und Du biſt, Gott ſei Dank, reich genug dazu.“ — Du haſt recht antwortete er ihm, ich will deinem Rath folgen.“ Nachdem er ſein Bad genommen und ſich angekleidet hatte, fand er neue Sandalen neben den ſeinigen, und da er meinte, ſein Freund habe ſie, aus Hochherzigkeit, für ihn gekauft, ſo zog er ſie an, und gieng nach Hauſe. Dieſe neuen Sandalen waren aber die des Kadi, der ſie am ſelbigen Tage, ebenfalls beim Baden, an dieſen Ort geſtellt hatte. Als der Kadi heraustrat, ſuchte er ſeine Sandalen, ſah ſie aber nicht und rief: „He da, meine Bruder! hat derjenige, welcher meine Sandalen angezogen, mir denn nichts dafür dagelaſſen?“ Man fing an zu ſuchen, und fand die Sandalen Abulkäſems, die man leicht erkannte. Alsbald ſchickte der Kadi ſeine Leute ab um das Haus Abulkäſems zu umzingeln, und ſie entdeckten bei ihm die Sandalen des Kadi, der ihn herbeiführen, ihm die Baſtonnade geben ließ um ihm Lebensart zu lehren, und nachdem er ihn mehrere Tage lang ins Gefängniß geſteckt und ihm eine ſtarke Geldbuße auferlegt hatte, ſetzte er ihn wieder in Freiheit. Nachdem Abulkäſem aus dem Gefängniß herausgetreten, ergriff er voll Aerger ſeine Sandalen, und warf ſie in den Tigris. Zufälligerweiſe aber ſpannte gerade ein Fiſcher, an dem Orte wo ſie hineingeworfen worden waren, ſein Netz aus: er zog ſie aus dem Waſſer, und rief, als er ſie ſah: „Das ſind die Sandalen Abulkäſems! Wie es ſcheint, hat er ſie im Fluße gelaſſen.“

Er wollte ſie dann dem Abulkäſem zurückbringen, fand ihn jedoch nicht zu Hauſe, bemerkte aber daß ein im Hintergrund ſeines Zimmers befindliches Fenſter offen war, und ſchleuderte die Sandalen durch das Fenſter. Sie fielen auf das Bret auf welchem ſich die Gläſer und das Roſenwaſſer befanden; die Gläſer wurden zerbrochen, und das Roſenwaſſer lief auf den Boden. Bei ſeiner Rückkehr ſah Abulkäſem die Verwüſtung und errieth das Abenteuer; er ſchlug ſich vor's Geſicht erhob großes Geſchrei und vergoß Thränen. „Welches Unglück! ſchrie er, die verwünſchten Sandalen ſind die Urſachen meines Verderbens!“ Als die Nacht hereingebrochen war, fing er an ein Loch zu graben, um ſie hineinzuſtecken und ſich ihrer zu entledigen; allein die Nachbarn, die ihn graben hörten, bildeten ſich ein, er mache einen Verſuch ſie zu berauben, und ſtellten auf der Stelle Klage beim Statthalter. Dieſer ließ den Abulkäſem holen, befahl ihn in Banden zu legen, und ſagte zu ihm: „Warum erlaubſt Du Dir die Mauer Deiner Nachbarn zu zerſtören?“ Sodann ließ er ihn einſperren, und gab ihm die Freiheit erſt wieder, nachdem er zu einer ſtarken Geldbuße verurtheilt worden war.

Bei ſeinem Heraustreten aus dem Gefängniß gerieth Abulkäſem in heftigen Zorn über ſeine Sandalen, und warf ſie in die Cloaken des Karawanſerai; allein ſie verſtopften die Rohre, daß der Unflath überfloß. Die Leute des Karawanſerai, beläſtigt von dem üblen Geruch der aus der Cloake aufſtieg, forſchten nach der Urſache dieſer Unzukommlichkeit: ſie fanden die Sandalen, unterſuchten ſie, erkannten ſie und brachten ſie dem Statthalter, ihm ſagend was vorgefallen. Der Statthalter ließ den Eigenthümer der Sandalen vor ſich rufen, gab ihm einen Verweis und ſteckte ihn in's Gefängniß. „Du wirſt Sorge tragen, ſagte er zu ihm, daß die Cloake wieder in autem Stand geſetzt werde.“ Abulkäſem hatte für dieſe Ausbeſſerungsarbeiten noch eine beträchtliche Geldſumme und überdieß eine dieſen Koſten gleiche Buße zu bezahlen, worauf er frei gelaſſen wurde. Er ging heraus, nahm die Sandalen mit und rief voll Zorn: „Großer Gott! kann ich mich denn nie von dieſen Sandalen befreien!“ Dann wuſch er ſie, und ſtellte ſie auf den Söller ſeines Hauſes um ſie trocknen zu laſſen; allein ein Hund bemerkte ſie, und da er glaubte es ſeien einige Stücke faulen Fleiſches, ſo packte er ſie um ſie auf einen andern Söller zu verbringen. Auf dem Weg hinüber entfielen dem Hunde die Sandalen und ſtürzten auf eine Frau herab, die geſegneten Leibes war. Der Schmerz und der Schrecken, welche der Frau dieſer Fall verurſachte, machten, daß ſie mißgebar, und zum Unglück für Abulkäſem war das Kind ein Knabe. Nachdem man die Sandalen gehörig unterſucht, erkannte man daß ſie Abulkäſem gehörten, und man erſtattete darüber Bericht an den Kadi,

welcher den armen Mann verurtheilte für das Kind einen bestimmten Preis zu bezahlen und für alle Bedürfnisse der Frau während ihrer Krankheit zu sorgen — eine Ausgabe welche die Hülfsmittel Abul'kâsem's völlig erschöpfte und ihn in die bitterste Entblößung versetzte. Nun aber ging er mit seinen Sandalen zum Kadi, und sagte zu ihm: „Herr Kadi, ich wünsche Ihr möchtet mir in guter Form ein Zeugniß ausstellen, besagend daß zwischen mir und diesen Sandalen keine Gemeinschaft mehr bestehe, daß ich keineswegs der Eigenthümer derselben sei, und daß ich nicht einzustehen habe für die Unfälle welche durch sie veranlaßt werden könnten." Dann erzählte er ihm alle seine Trübsale und den Zustand des Elends in das er versetzt worden. Der Kadi lachte darüber, gab ihm ein Geschenk und ging davon.

III. Deutsches Märchen.

Die Bücher der Chronika der drei Schwestern.

(Nach A. Musäus, Volksmärchen der Deutschen. Gotha 1838. Th. I. S. 1 ff.)

Erstes Buch.

Ein reicher, reicher Graf vergeudete sein Gut und Habe. Er lebte königlich, hielt alle Tage offne Tafel: wer bei ihm einsprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrlich Bankett, und alle Gäste taumelten mit frohem Muth von ihm hinweg. Er liebte Brettspiel und Würfel, sein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Haiducken in prächtiger Livree, und seine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerronnen seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und Silbergeschirr, entließ die Bedienten und erschoß die Hunde; von seinem Eigenthum blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldschloß, eine tugendsame Gemahlin und drei wunderschöne Töchter. In diesem Schlosse hauste er von aller Welt verlassen, die Gräfin versah mit ihren Töchtern selbst die Küche, und weil sie allerseits der Kochkunst nicht kundig waren, wußten sie nichts als Kartoffeln zu sieden. Diese frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa so wenig, daß er grämlich und mißmuthig wurde, und in dem weiten leeren Hause so lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände seinen Unmuth wiederhallten. An einem schönen Sommermorgen

*) Dieses Märchen ist als Probe der früheren Behandlung von Märchenstoffen, das heißt wie sie vor den Gebrüdern Grimm erzählt zu werden pflegten, aufgenommen worden.

ergriff er aus Spleen ſeinen Jagdſpieß, zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um ſich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu laſſen.

Von dieſem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer ſei, manchen Wanderer hatte es ſchon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böſe Gnomen erdroſſelt oder wilde Thiere zerriſſen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unſichtbaren Mächten, er ſtieg rüſtig über Berg und Thal, und kroch durch Buſch und Dickig, ohne eine Beute zu erhaſchen. Ermüdet ſetzte er ſich unter einen hohen Eichbaum, nahm einige geſottene Kartoffeln und ein wenig Salz aus der Jagdtaſche, um hier ſein Mittagmahl zu halten. Von ungefähr hub er ſeine Augen auf, ſiehe da! ein grauſam wilder Bär ſchritt auf ihn zu. Der arme Graf erbebte über dieſen Anblick, entfliehen konnte er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüſtet. Zur Nothwehr nahm er ſeinen Jagerſpieß in die Hand, ſich damit zu vertheidigen, ſo gut er konnte. Das Ungethum kam nah heran; auf einmal ſtund's und brummte ihm vernehmlich dieſe Worte entgegen: Räuber, plünderſt du meinen Honigbaum? Den Frevel ſollſt Du mit dem Leben büßen! Ach, bat der Graf, ach, freßt mich nicht Herr Bär, mich lüſtet nicht nach eurem Honig, ich bin ein biedrer Rittersmann. Seid ihr bei Appetit, ſo nehmt mit Hausmannskoſt vorlieb und ſeid mein Gaſt. Hierauf tiſchte er alle Kartoffeln in ſeinem Jagdhute auf. Dieſer aber verſchmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: Unglücklicher, um dieſen Preis löſeſt Du dein Leben nicht; verheiß mir Deine große Tochter Wulfild augenblicks zur Frau, wo nicht, ſo freß ich Dich! In der Angſt hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drei Töchter verheißen, und ſeine Gemahlin noch obendrein, wenn er ſie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gebot. Sie ſoll die Eure ſein, Herr Bär, ſprach der Graf, der anfing ſich wieder zu erholen; doch, ſetzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daß ihr nach Landesbrauch die Braut löſet und ſelber kommt, ſie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, ſchlag ein, und reichte die rauhe Tatze hin, in ſieben Tagen löſ' ich ſie mit einem Centner Gold und führ' mein Liebchen heim. Topp, ſprach der Graf, ein Wort ein Mann! Drauf ſchieden ſie in Frieden auseinander, der Bär trabte ſeiner Höhle zu, der Graf ſäumte nicht aus dieſem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenſchimmer kraftlos und ermattet in ſeinem Waldſchloß an.

Zu wiſſen iſt, daß ein Bär, der wie ein Menſch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, ſondern ein bezauberter Bär ſei. Das merkte der Graf wohl, darum dachte er, den zottigen Eidam durch Liſt zu hintergehen, und ſich in ſeiner feſten Burg zu verpalliſa-

diren, daß es dem Bär unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den bestimmten Termin die Braut abholen würde. „Wenngleich ein Zauberbär, dachte er bei ſich, dem die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen iſt, ſo iſt er doch gleichwohl ein Bär, und wird alſo doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel, oder durchs Schlüſſelloch in ein verſchloſſenes Zimmer eingehen, wie ein Nachtgeſpenſt, oder durch ein Nadelohr ſchlüpfen.“ Den folgenden Tag berichtete er ſeiner Gemahlin und den Fräuleins das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entſetzen in Ohnmacht, als ſie hörte, daß ſie an einen ſcheußlichen Bär vermählt werden ſollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schweſtern bebten und bangten vor Wehmuth und Entſetzen. Papa aber ging hinaus, beſchaute die Mauern und Graben um's Schloß her, unterſuchte, ob das eiſerne Thor ſchloß- und riegelfeſt ſei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, ſtieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein hochgebaut unter der Zinne und wohl vermauert, darin verſchloß er das Fräulein, die ihr ſeidenes Flachshaar zerraufte, und ſchier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verfloſſen und der ſiebente dämmerte heran, da erhob ſich vom Walde her groß Getöſe, als ſei das wilde Heer im Anzuge. Peitſchen knallten, Poſthörner ſchallten, Pferde trappelten, Räder raſſelten. Eine prächtige Staatskaroſſe mit Reitern umringt, rollte über's Blachfeld daher an's Schloßthor. Alle Riegel ſchoben ſich, das Thor rauſchte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz ſtieg aus der Karoſſe, ſchön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberſtück, um ſeinen Hals hatte er eine Kette dreimal geſchlungen, in der ein Mann aufrecht ſtehen konnte, um ſeinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten welche die Augen verblendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder trug, wäre ein Herzogthum feil geweſen. Raſch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in ſeinem Arm die erſchrockene Braut herab.

Ueber dem Getöſe erwachte der Graf aus ſeinem Morgenſchlummer, ſchob das Fenſter im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen, und Ritter und Reiſige im Hofe erblickte, und ſeine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der ſie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhr's ihm durch's Herz, und er erhob groß Klaggeſchrei: Ade, mein Töchterlein! Fahr hin, du Bärenbraut! Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abſchieds.

Die Eltern waren beſtürzt über den Verluſt ihrer Tochter, und ſahen einander ſtumm und ſtaunend an. Mama traute gleichwohl ihren

Augen nicht, und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsspuk, ergriff ein Bund Schlüssel und lief auf die Warte, öffnete die Klause, fand aber ihre Tochter nimmer, auch nichts von ihrer Geräthschaft; doch lag auf dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm, und als sie von ungefähr durch die Luke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, hörte Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, weinte drei Tage lang und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten verließ der Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen; wie er über den Hof ging, stand da eine feine Kiste von Ebenholz, wohlverwahrt und schwer zu heben. Er ahnete leicht, was drinnen sei, die Gräfin gab ihm den Schlüssel, er schloß auf, und fand einen Centner eitel Dublonen, eines Schlags. Erfreut über diesen Fund vergaß er sein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und holden Fräulein, nahm Diener in Sold, hob von neuem an zu prassen und zu schwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen schaarenweis, plünderten das Schloß rein aus, und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin bestellte wieder mit ihren Töchtern die Küche, und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel aus Verdruß und Langeweile.

Eines Tages ließ er den Falken steigen, der hob sich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte seinem Flug, so gut er konnte, über die weite Ebene. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalsen wollte, und sein liebes Federspiel verloren gab. Plötzlich stieg ein rüstiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fange an des Grafen Schulter, und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken. Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreien, schlug und stach nach seinem Feinde. Der Adler ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreischte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: Verwegener, warum beunruhigest Du mein Luftrevier mit deinem Federspiel? Den Frevel sollst Du mit deinem Leben büßen. Aus dieser Vogelsprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu bestehen habe. Er faßte Muth und sprach:

Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab' ich Euch gethan? Mein Fall hat ſeine Schuld ja abgebüßt, den laß ich Euch, ſtillt Euren Appetit. Nein fuhr der Adler fort, mich luſtet eben heut nach Menſchenfleiſch, und Du ſcheinſt mir ein fetter Fraß. Pardon, Herr Adler, ſchrie der Graf in Todesangſt, heiſcht was Ihr wollt von mir, ich geb' es Euch: nur ſchont meines Lebens. Wohl gut, verſetzte der mörderiſche Vogel, ich halte Dich beim Wort; Du haſt zwei ſchöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Verheiß mir deine Adelheid zur Frau, ſo laß ich Dich mit Frieden ziehn, und löſe ſie von Dir mit zwo Stufen Gold, jede einen Centner ſchwer. In ſieben Wochen fuhr ich mein Liebchen heim. Hierauf ſchwang ſich das Ungethüm hoch empor und verſchwand in den Wolken.

In der Noth iſt einem Alles feil. Da der Vater ſah, daß der Handel mit den Töchtern ſo gut von Statten ging, gab er ſich über ihren Verluſt zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hauſe, und verhehlte ſorgfaltig ſein Abenteuer, theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht ſchwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe ſich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, als keine im Lande. Sie war auch eine geſchickte Weberin, und ſchnitt eben damals ein Stück köſtlicher Leinwand vom Weberſtuhle, ſo fein wie Battiſt, welche ſie unſern der Burg auf einem friſchen Raſenplatze bleichte. Sechs Wochen und ſechs Tage vergingen, ohne daß die ſchöne Spinnerin ihr Schickſal ahnete: obgleich der Vater, der doch etwas ſchwermüthig wurde, als der Termin der Heimſuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längſt vergeſſen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes und wähnte, das ſchwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondriſche Grillen. Sie hüpfte ſorgenlos bei Anbruch des beſtimmten Tages hinaus auf den Bleichraſen, breitete ihre Leinwand aus, damit ſie vom Morgenthau getränkt würde. Wie ſie ihre Bleiche beſchickt hatte, und nun ein wenig umherſchaute, ſah ſie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen heranreiten. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht, darum verbarg ſie ſich hinter einem wilden Roſenbuſch, der eben in voller Blüthe ſtand, und lugte hervor, die prächtige Kavalkade zu ſchauen. Der ſchönſte Ritter aus dem Haufen, ein junger ſchlanker Mann in offenem Helm, ſprengte an den Buſch, und ſprach mit ſanfter Stimme: Ich ſehe Dich, ich ſuche Dich, ſein Liebchen, ach verbirg Dich nicht; raſch ſchwing Dich hinter mich auf's Roß, Du ſchöne Adlerbraut! Adelheid wußte nicht wie ihr geſchah, da ſie dieſen Spruch hörte;

der liebliche Ritter gefiel ihr baß: aber der Beiſatz Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erſtarren: ſie ſank ins Gras, ihre Sinne umnebelten ſich, und beim Erwachen befand ſie ſich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeß das Frühſtück; und als Adelheid dabei fehlte, ſchickte ſie die jüngſte Tochter hinaus, zu ſehen, wo ſie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Die Mutter ahnete nichts Gutes, ſie wollte ſehen, was ihre Töchter ſo lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen ſei, das Herz ſchlug laut in ſeiner Bruſt, er ſchlich ſich nach dem Raſenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid ſuchten und ängſtlich ſie beim Namen riefen, er ließ ſeine Stimme gleichfalls weidlich erſchallen, wiewohl er wußte, daß alles Umſuchen und Rufen vergeblich war. Sein Weg führte ihn vor dem Roſenbuſche vorüber, da ſah er was blinken, und wie er's genau betrachtete, waren's zwei goldene Eier jedes einen Centner ſchwer. Nun konnte er nicht länger anſtehen, ſeiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Schandbarer Seelenverkäufer, rief ſie aus, o Vater! o Mörder! Opferſt Du um ſchändlichen Gewinnſtes willen alſo dein Fleiſch und Blut dem Moloch auf? Der Graf, ſonſt wenig beredtſam, machte jetzt ſeine Entſchuldigung auf's beſte, und entſchuldigte ſich mit der dringenden Gefahr ſeines Lebens. Aber die troſtloſe Mutter hörte nicht auf, ihm die bitterſten Vorwürfe zu machen. Er wählte alſo das ſouveraine Mittel, allem Wortſtreit ein Ende zu machen, er ſchwieg und ließ ſeine Dame reden, ſo lange ſie wollte, brachte indeſſen die goldenen Eier in Sicherheit, und wälzte ſie gemächſam vor ſich her, legte darauf Wohlſtandshalber drei Tage lang Familientrauer an und dachte nur darauf, ſeine vorige Lebensart zu beginnen.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elyſium gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feſte wechſelten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den ſtattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindſamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterſpielen den Preis auszutheilen, und tanzte jeden Abend mit dem ſiegenden Ritter den Vortreiben. Die Gaſtfreiheit des Grafen und die Schönheit der Tochter zogen von den entlegenſten Oertern die edelſten Ritter herbei. Viele bewarben ſich um das Herz der reichen Erbin, aber unter ſo vielen Freiwerbern hielt die Wahl ſchwer, denn einer übertraf den andern immer an Adel und Wohlgeſtalt.

Die ſchöne Bertha kürte und wählte ſo lange, bis die goldenen Eier, bei welchen der Graf die Feile nicht geſpart hatte, auf die Größe der

Haselnüsse reducirt waren. Die gräflichen Finanzen geriethen wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden allgemach, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Eremitage an, die gräfliche Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich mißmuthig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer und fand keines, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er gleich sich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke an dem Rande desselben hin, und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesicht gekommen war, in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freute er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehn, daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz und den folgenden Morgen stand er bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe, er sprang hinein, ruderte lustig auf den Teich herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte, und ruderte vergnügt über diese Beute dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stund der Nachen im vollen Lauf fest und unbeweglich, als saß' er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, wiewohl vergebens. Das Wasser verrann rings umher, das Fahrzeug schien auf einer Klippe zu hangen und hob sich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fischer war dabei nicht wohl zu Muthe; obgleich der Nachen wie angenagelt stund, so schien sich doch von allen Seiten das Gestade zu entfernen, der Weiher dehnte sich zu einer großen See aus, die Wogen schwollen auf, die Wellen rauschten und schaumten, und mit Entsetzen wurde er inne, daß ein ungeheurer Fisch ihn und den Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Urplötzlich tauchte der Fisch unter, der Nachen war wieder flott, doch einen Augenblick nachher war das Meerwunder über Wasser, sperrte einen abscheulichen Rachen gleich einer Höllenpforte auf, und aus dem finstern Schlunde schallten, wie aus einem unterirdischen Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: Kühner Fischer, was beginnst Du hier? Du mordest meine Unterthanen? Den Frevel sollst Du mit dem Leben büßen! Der Graf hatte nun bereits so viel Routine in den Abenteuern erlangt, daß er wußte, wie er sich bei dergleichen Gelegenheiten zu benehmen hatte. Er erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, da er merkte, daß der Fisch doch ein vernünftig Wort mit sich reden ließ, und sprach ganz dreist: Herr Behemoth, verletzt

das Gaſtrecht nicht, vergönnt mir ein Gericht Fiſche aus Eurem Weiher, ſprächt Ihr bei mir ein, ſo ſtände Euch Küche und Keller gleichfalls offen. So traute Freunde ſind wir nicht, verſetzte das Ungeheuer, kennſt Du noch nicht des Stärkern Recht, daß er den Schwächern frißt? Du ſtahlſt mir meine Unterthanen, ſie zu verſchlingen, und ich verſchlinge Dich' hier riß der grimmige Fiſch den Rachen noch weiter auf, als wollte er das Schiff mit Mann und Maus verſchlingen. Ach ſchont mein Leben, ſchrie der Graf, Ihr ſeht, ich bin ein magres Morgenbrot für Euren Wallfiſchbauch! Der große Fiſch ſchien ſich etwas zu bedenken: wohlan, ſprach er, ich weiß, Du haſt eine ſchöne Tochter, verheiß ſie mir zum Weibe, und nimm Dein Leben zum Gewinn. Als der Graf hörte, daß der Fiſch aus dieſem Tone zu reden anfing, verſchwand ihm alle Furcht. Sie ſtehet zu Befehl, ſprach er, Ihr ſeid ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater ſein Kind verweigern wird. Doch, womit löſet ihr die Braut nach Landesbrauch? Ich habe, erwiederte der Fiſch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieſer See liegt ein großer Schatz von Perlenmuſcheln, Du darfſt nur fordern. Nun, ſagte der Graf, drei Hunten Zahlperlen ſind wohl nicht zu viel für eine ſchöne Braut. Sie ſind dein, beſchloß der Fiſch, und mein die Braut, in ſieben Monden führ ich mein Liebchen heim. Hierauf ſtürmte er luſtig mit dem Schwanze und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte ſeine Forellen heim, ließ ſie ſieden und ſich dieſe Carthäuſermahlzeit nebſt der Gräfin und der ſchönen Bertha wohlſchmecken, und die letztere ahnete nicht, daß ihr dies Mahl theuer würde zu ſtehen kommen. Unterdeſſen nahm der Mond ſechsmal ab und zu, und der Graf hatte ſein Abenteuer beinahe vergeſſen; als aber der Silbermond zum ſiebentenmal ſich zu runden begann, dachte er an die bevorſtehende Kataſtrophe, und um kein Augenzeuge davon zu ſein, drückte er ſich ab und unternahm eine kleine Reiſe in's Land. In der ſchwülen Mittagſtunde, am Tage des Vollmonds, ſprengte ein ſtattlich Geſchwader Reiter an's Schloß; die Gräfin, beſtürzt über ſo vielen fremden Beſuch, wußte nicht, ob ſie die Pforte öffnen ſollte oder nicht. Als ſich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlſtandes und Ueberfluſſes in der Burg den Turnieren beigewohnt und zu Schimpf und Ernſt geſtochen, auch manchen Ritterdank von der ſchönen Bertha Hand empfangen und mit ihr den Vortritten getanzt; doch ſeit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verſchwunden. Die gute Gräfin ſchämte ſich vor dem edlen Ritter und ſeinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß ſie nichts hatte, ihm aufzutiſchen. Er aber trat ſie freundlich an, und bat nur

um einen Trunk frisch Waſſer aus dem kühlen Felſenbrunnen des Schloſſes, wie er auch ſonſt zu thun gewohnt war, denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nannte man ihn ſcherzweiſe nur den Waſſerritter. Die ſchöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine kryſtallene Schale, er empfing ſolche aus ihrer niedlichen Hand, ſetzte ſie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Beſcheid. Die Gräfin befand ſich indeſſen in großer Verlegenheit, daß ſie nicht vermögend war, ihrem Gaſt etwas zum Imbiß aufzutragen; doch beſann ſie ſich, daß im Schloßgarten eben eine ſaftige Waſſermelone reifte. Augenblicklich drehte ſie ſich nach der Thür, brach die Melone ab, legte ſie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub darunter und die ſchönſten wohlriechenden Blumen ringsumher, um ſie dem Gaſte aufzutragen. Wie ſie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, ſie ſah weder Pferde noch Reiſige mehr, im Zimmer war kein Ritter, kein Knappe; ſie rief ihre Tochter Bertha, ſuchte ſie im ganzen Hauſe und fand ſie nicht. Im Vorhauſe aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingeſtellt, die ſie in der erſten Beſtürzung nicht bemerkt hatte, und die von außen anzufühlen waren, als wären ſie mit Erbſen gefüllt, genauer ſie zu unterſuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Sie überließ ſich ganz ihrem Schmerz und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der ſie in großem Jammer fand. Sie konnte ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, ſo gern ſie es gethan hätte, denn ſie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß ſie einen fremden Ritter in die Burg gelaſſen, der die liebe Tochter entführt hatte. Aber der Graf tröſtete ſie liebreich und frug nur nach den Erbsſäcken, von welchen ſie ihm geſagt hatte, ging hinaus, ſie zu beſchauen und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erſtaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herauskollten, ſo groß, wie die Gartenerbſen, vollkommen gerundet, fein gebohrt, und von dem reinſten Waſſer. Sie ſah wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von ſeinem Reichthum und Stande eine gute Meinung und tröſtete ſich damit, daß dieſer Eidam kein Ungeheuer, ſondern ein ſtattlicher Ritter ſei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun gingen die Eltern zwar aller ſchönen Tochter verluſtig; aber ſie beſaßen einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Geld. Vom Morgen bis Abend war ein Gewühl von Kaufleuten und Juden im Schloſſe, um die koſtlichen Zahlperlen zu handeln. Der Graf lohte ſeine Städte ein, that das Schloß an einen

Lehnsmann aus, bezog ſeine vormalige Reſidenz, richtete den Hofſtaat wieder ein und lebte nicht mehr als ein Verſchwender, ſondern als ein guter Wirth, denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand ſich in großer Behaglichkeit, nur die Gräfin konnte ſich über den Verluſt ihrer Fräulein nicht beruhigen, ſie trug beſtändig Trauerkleider und wurde nimmer froh. Eine Zeit lang hoffte ſie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu ſehen, und wenn ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete ſie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermochte es endlich nicht länger über ſich, ſie mit leerer Hoffnung hinzuhalten, und eröffnete ihr in trauter Stunde, daß dieſer herrliche Eidam ein ſcheußlicher Fiſch ſei. „Ach," ſeufzte die Gräfin, „ach, ich unglückliche Mutter! Hab ich darum Kinder geboren, daß ſie ein Raub grauſamer Ungeheuer werden ſollten? Was iſt alles Erdenglück, was ſind alle Schätze für eine kinderloſe Mutter!" „Liebes Weib," antwortete der Graf, „es iſt nun einmal nicht anders." Doch die Gräfin fiel in große Schwermuth und Freund Hain wäre ihr wohl ein willkommener Gaſt geweſen, wenn er bei ihr eingeſprochen hätte.

Zweites Buch.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Theil an den Leiden ihrer guten Frau, jammerten und weinten mit ihr und ſuchten ſie zu Zeiten auch durch Sang- und Saitenſpiel aufzuheitern; aber ihr Herz war der Freuden nicht mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weiſen Rath, wie der Geiſt des Trübſinns weggebannt werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, den Kummer der Gräfin zu mindern. Die Jungfrau, welche ihr das Handwaſſer reichte, war vor allen andern Dirnen klug und ſittſam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten, ſie hatte ein empfindſames Herz und der Schmerz ihrer Herrſchaft lockte ihr manche Thräne in's Auge. Um nicht vorlaut zu ſcheinen, hatte ſie immer geſchwiegen, endlich konnte ſie dem innern Drange nicht widerſtehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. „Edle Frau," ſagte ſie, „wenn Ihr mich hören wolltet, ſo wüßte ich Euch wohl ein Mittel zu ſagen, die Wunden Eures Herzens zu heilen." Die Gräfin ſprach: „Rede." „Unfern von Eurer Reſidenz," fuhr die Jungfrau fort, „wohnt ein frommer Einſiedler in einer ſchauervollen Grotte, zu welchem viele Pilger in mancherlei Noth ihre Zuflucht nehmen, wie wär's, wenn Ihr von dem heiligen Manne Troſt und Hülfe begehrtet? Wenigſtens würde ſein Gebet Euch die Ruhe

Eures Herzens wiedergeben." Der Gräfin gefiel dieser Vorschlag, sie hüllte sich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem Eremiten, eröffnete ihm ihre große Sorge, beschenkte ihn mit einem Rosenkranz von Zahlperlen, und bat um seinen Segen, welcher so kräftig war, daß, ehe ein Jahr verging, die Gräfin ihrer Traurigkeit quitt und ledig war, und eines jungen Sohnes genas.

Groß war die Freude der Eltern über den holden Spätling, die ganze Grafschaft verwandelte sich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeiten bei der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald das Wunderkind. Der Knabe war schön, wie der Amor selbst, und seine Erziehung wurde mit solcher Sorgfalt betrieben, als wenn die Morgenröthe der philanthropischen Methode damals schon angebrochen gewesen wäre. Er wuchs lustig h'ran, war die Freude des Vaters und der Mutter Trost, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, so verlosch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn sie den kleinen, lachenden Reinald in ihre Arme schloß, träufelte eine Zähre auf seine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heran wuchs, frug er oft wehmüthig: „Gute Mutter, was weinest Du?" Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Ursache ihres geheimen Kummers, denn außer dem Gemahl wußte Niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingeschwunden waren. Manche spekulativen Köpfe wollten wissen, sie wären von irrenden Rittern entführt worden, welches damals nichts Ungewöhnliches war; Andere behaupteten, sie lebten in einem Kloster versteckt; noch Andere wollten sie im Gefolge der Königin von Burgund oder der Gräfin von Flandern gesehen haben. Durch tausend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter dennoch das Geheimniß ab, sie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schwestern nach allen Umständen und er verlor kein Wort von diesen Wundergeschichten aus seinem Herzen. Er hatte keinen andern Wunsch als den, wehrhaft zu sein, um auf das Abenteuer auszugehen, seine Schwestern im Zauberwalde aufzusuchen und ihren Zauber zu lösen. Sobald er zum Ritter geschlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heereszug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freute sich des ritterlichen Muthes seines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben und ließ ihn mit Segen von sich, so ungern auch die sorgsame Mutter in den Abschied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter seine Vaterstadt im Rücken, so verließ er die Heerstraße und trabte mit romantischem Muthe auf das Waldschloß zu, begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing

und wohlhielt. Am frühen Morgen, da im Schloß noch Alles in ſüßem Schlummer lag, ſattelte er ſein Roß, ließ ſein Gefolge zurück und jagte voll Muth und Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüſch und vom Huf ſeines Pferdes ſchallten die ſchroffen Felſen wieder. Alles um ihn her war einſam und öde, und die dichtverwachſenen Bäume ſchienen dem jungen Waghals den weitern Eingang mitleidig zu verſperren. Er ſtieg vom Pferde, ließ es graſen und machte ſich mit ſeinem Schwert einen Weg durch den Buſch, klimmte an ſteilen Felſen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches ſich ein klarer Bach ſchlängelte. Er folgte den Krümmungen deſſelben, in der Ferne öffnete eine Felſengrotte ihren unterirdiſchen Schlund, vor welcher etwas, das einer menſchlichen Figur ähnlich war, ſich zu regen ſchien. Der kecke Jüngling verdoppelte ſeine Schritte, nahm den Weg zwiſchen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch und ſah eine junge Dame im Graſe ſitzen, die einen kleinen, ungeſtalten Bär auf dem Schooße liebkoſte, indeß noch ein größerer um ſie ſchalkerte, bald ein Männchen machte, bald einen poſſirlichen Purzelbaum ſchlug, welches Spiel die Dame ſehr zu amuſiren ſchien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für ſeine Schweſter Wulfild, ſprang haſtig aus dem Hinterhalt hervor, ſich ihr zu entdecken. Sobald ſie aber den jungen Mann erblickte, that ſie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bär in's Gras, ſprang auf, dem Kommenden entgegen und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängſtlicher Geberde alſo an: „O Jüngling, welcher Unglücksſtern führt Dich in dieſen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt all' Menſchenkind, die ſeiner Wohnung nahen, flieh' und errette Dich!" Er neigte ſich züchtiglich gegen die bildſchöne Dame und antwortete: „Fürchtet nichts, holde Gebieterin, ich kenne dieſen Wald und ſeine Abenteuer, und komme, den Zauber zu löſen, der Euch hier gefangen hält." „Thor!" ſprach ſie, „wer biſt Du, daß Du es wagen darfſt, dieſen mächtigen Zauber zu löſen, und wie vermagſt Du das?" Er verſetzte: „Mit dieſem Arm und durch dies Schwert! Ich bin Reinald das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieſer Zauberwald drei ſchöne Töchter raubte. Biſt Du nicht Wulfild, ſeine Erſtgeborne?" Ob dieſer Rede entſetzte ſich die Dame noch mehr und ſtaunte den Jüngling mit ſtummer Verwunderung an. Er nutzte dieſe Pauſe und legitimirte ſich durch ſo viel Familiennachrichten, daß ſie nicht zweifeln konnte, Reinald ſei ihr Bruder. Sie umhalſte ihn zärtlich, aber ihre Kniee wankten vor Furcht wegen der augenſcheinlichen Gefahr, worin ſein Leben ſchwebte.

Sie führte hierauf ihren lieben Gaſt in die Höhle, um da einen Winkel auszuſpähen, ihn zu beherbergen. In dieſem weiten düſtern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bär und ſeinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber ſtand ein prächtiges Bett mit rothem Damaſt behangen und mit goldenen Treſſen beſetzt, für die Dame. Reinald mußte ſich bequemen, eiligſt unter der Bettlade Platz zu ſuchen und da ſein Schickſal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräuſch war ihm bei Leib und Leben unterſagt, beſonders prägte ihm die angſtvolle Schweſter wohl ein, weder zu huſten noch zu nieſen. Kaum war der junge Waghals an ſeinem Zufluchtsorte, ſo brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein, ſchnoberte mit blutiger Schnauze allenthalben umher; er hatte den edlen Falken des Ritters im Walde ausgeſpürt und ihn zerriſſen. Wulfild ſaß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen, denn ſie ſah bald, daß der Herr Gemahl ſeine Bärenlaune hatte, weil er vermuthlich den fremden Gaſt in der Höhle merkte. Sie unterließ deshalb nicht, ihn zärtlich zu liebkoſen, ſtreichelte ihn ſanft mit ihrer ſammetweichen Hand den Rücken herab, krauete ihm die Ohren; aber das grauliche Thier ſchien wenig auf dieſe Liebkoſungen zu achten.

„Ich wittere Menſchenfleiſch," murmelte der Kreiſer aus ſeiner weiten Kehle. „Herzensbär," ſagte die Dame, „Du irrſt Dich, wie käme ein Menſch in dieſe traurige Einöde?" „Ich wittere Menſchenfleiſch," wiederholte er und ſpionirte um das ſeidene Bette ſeiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabei nicht wohl zu Muthe. Ungeachtet ſeiner Herzhaftigkeit trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirne; indeſſen machte die äußerſte Verlegenheit die Dame herzhaft und entſchloſſen: Freund Bär, ſprach ſie, bald treibſt Du mir's zu bunt, fort hier von meiner Lagerſtatt, ſonſt fürchte meinen Zorn. Der Schnautzbär kümmerte ſich wenig um dieſe Drohung, er hörte nicht auf, um den Bettumhang herum zu toſen. Allein ſo ſehr er auch Bär war, ſo ſtand er gleichwohl unter dem Pantoffel ſeiner Dame; wie er Miene machte, ſeinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faßte ſich Wulfild ein Herz, und verſetzte ihm einen ſo nachdrücklichen Auftritt in die Lenden, daß er ganz demüthig auf ſeine Streu kroch, ſich niederthat, brummend an den Tatzen ſog und ſeine Jungen leckte. Bald darauf ſchlief er ein und ſchnarchte wie ein Bär. Hierauf erquickte die traute Schweſter ihren Bruder mit einem Glaſe Sekt und etwas Zwieback, ermahnte ihn, gutes Muths zu ſein, nun ſei die Gefahr größtentheils vorüber. Reinald war von ſeinem Abenteuer ſo ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel und mit dem Schwager Bär um die Wette ſchnarchte.

Beim Erwachen befand er ſich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit ſeidenen Tapeten, die Morgenſonne blickte freundlich zwiſchen den aufgezogenen Gardinen herein, neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Tabourets ſeine Kleider und die ritterliche Waffenrüſtung, auch ſtund ein ſilbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu ſchellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der ſchaudervollen Höhle in einen prächtigen Pallaſt ſei verſetzt worden und war zweifelhaft, ob er jetzt träume oder vorhin das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieſer Ungewißheit zu kommen, zog er die Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, frug nach ſeinen Befehlen und meldete, daß ſeine Schweſter Wulfild und ihr Gemahl Albrecht der Bär ſeiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte ſich von ſeinem Erſtaunen recht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß an die Stirn trat, ſo ließ er ſich doch raſch ankleiden, trat ins Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Pauker und Haiducken antraf und mit dieſem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorſäle zum Audienzzimmer, wo ihn ſeine Schweſter mit dem Anſtande einer Fürſtin empfing. Neben ſich hatte ſie zwei allerliebſte Kinder, einen Prinzen von ſieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geführt wurde. Einen Augenblick hernach trat Albrecht der Bär herein, der jetzt ſein grauſendes Anſehn und alle Eigenſchaften eines Baren abgelegt hatte und als der liebenswürdigſte Prinz erſchien. Wulfild präſentirte ihren Bruder an ihn und Albrecht umhalſte ſeinen Schwager mit aller Wärme der Freundſchaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all' ſeinem Hofgeſinde durch einen feindſeligen Zauber auf Jahre verzaubert. Das heißt, er genoß die Vergünſtigung, alle ſieben Tage von einer Morgenröthe zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die ſilbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgenthau auf's Land; das Schloß verwandelte ſich in einen ſchroffen, unerſteiglichen Felſen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Kaskaden in ſtehende, trübe Sümpfe, der Inhaber des Schloſſes wurde ein Zottelbär, die Ritter und Knappen Dachſe und Marder, Hofdamen und Zofen wandelten ſich in Eulen und Fledermäuſe um, die Tag und Nacht girrten und wehklagten. An einem ſolchen Tage der Entzauberung war es, wo Albrecht ſeine Braut heimführte. Die ſchöne Wulfild, die ſechs Tage geweint hatte, daß ſie an einen zottigen Bär vermählt werden ſollte, ließ ihren Trübſinn ſchwinden, als ſie ſah, daß ſie ſich in den Armen eines jungen wohlgemachten Ritters befand, der ſo minniglich ſie umfaßte und

ſie in einen herrlichen Palaſt einführte, wo ein glanzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von ſchönen Dirnen in Myrtenkränzen mit Geſang und Saitenſpiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entledigt und mit königlichem Brautſchmuck angethan. Ob ſie gleich nicht eitel war, ſo konnte ſie doch das geheime Entzücken über ihre Wohlgeſtalt nicht verhehlen, da ihr die kryſtallenen Spiegel von allen Wänden des Brautgemachs tauſend Schmeicheleien ſagten. Ein ſplendides Gaſtmahl folgte auf die Vermählungsceremonie und ein glänzender Ball Paré beſchloß die Feierlichkeit des feſtlichen Tages. Der ſüßeſte Morgentraum ſchwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte und den ſeidenen Vorhang aufhebend, wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie ſich in ein düſteres Kellergewölbe verſetzt ſah, wo das gebrochene Tageslicht durch den Eingang hineinfiel und nur ſo viel Hellung gab, daß ſie einen furchterweckenden Bär wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübſinnig nach ihr hinblickte.

Sie ſank auf ihr Lager zurück, und ſtarb vor Entſetzen hin. Nach einer langen Pauſe kam ſie erſt wieder zu ſich und ſammelte ſo viele Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen außerhalb der Höhlen beantworteten. Der empfindſame Bär konnte es nicht aushalten, dieſe Jammerſcene mit anzuſehen, er mußte hinaus unter Gottes freien Himmel, den Schmerz und Unwillen über ſein hartes Schickſal auszuheulen. Schwerfällig hob er ſich vom Lager und zottete brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am ſiebenten Tage kurz vor der Verwandlung zurückkehrte. Die ſechs traurigen Tage wurden der untröſtlichen Dame zu Jahren. Ueber der hochzeitlichen Freude hatte man außer Acht gelaſſen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfriſchungen zu verſehen. Denn über alle lebloſen Dinge, welche die ſchöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht. In der Beklommenheit ihres Herzens ſchmachtete die Unglückliche zwei Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu gedenken, endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit großem Ungeſtüm und erregte einen wilden Heißhunger, der ſie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu ſuchen. Sie ſchöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Waſſer aus dem vorüberrieſelnden Bächlein und erquickte damit ihre heißen, trockenen Lippen, pflückte einige Haimbutten und Brombeeren und verſchlang in wilder Betäubung eine Handvoll Eicheln, die ſie gierig auflas und noch eine Schüſſel voll aus mechaniſchem Inſtinkt mit in die Höhle zurücknahm, denn um ihr Leben war ſie wenig bekümmert: ſie wünſchte nichts ſehnlicher als den Tod.

Mit dieſem Wunſche ſchlief ſie am Abend des ſechſten Tages ein

und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gemache wieder, in welches ſie als Braut eingetreten war, ſie fand da Alles noch in der nämlichen Ordnung, wie ſie es verlaſſen hatte, und den ſchönſten, zärtlichſten Gemahl vor ihr, der in den rührendſten Ausdrüken ihr ſein Mitleid über den traurigen Zuſtand bezeigte, in welchen ſeine unwiderſtehliche Liebe zu ihr ſie gebracht hätte, und ſie mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat; er erklärte ihr die Beſchaffenheit des Zaubers, daß jeder ſiebente Tag ſolchen unwirkſam mache und alles in ſeiner natürlichen Geſtalt darſtelle. Wulfild wurde durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls gerührt; ſie bedachte, daß eine Ehe noch gut genug wäre, wo der ſiebente Tag immer heiter ſei, und daß nur die glücklichſten der Ehen ſich dieſer Prärogative rühmen konnten; ſie fand ſich in ihr Schickſal, vergalt Liebe mit Liebe, und machte ihren Albrecht zu dem glücklichſten Par unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu kommen, in der Waldhöhle zu darben, legte ſie jederzeit, wenn ſie zur Tafel ging, ein paar weite Taſchen an, dieſe beiaſtete ſie mit Konfekt, ſüßen Orangen und anderm koſtlichen Obſt. Auch den gewöhnlichen Nachttrunk ihres Herrn, der in's Schlafgemach geſtellt wurde, verbarg ſie ſorgfältig in ihrer Bettlade, und ſo war ihre Küche und Keller immer für die Zeit der Metamorphoſe zureichend beſtellt. Ein und zwanzig Jahr hatte ſie bereits im Zauberwalde verlebt, und dieſe lange Zeit hatte keinen ihrer jugendlichen Reize verdrungen; auch war die wechſelſeitige Liebe des edlen Paares noch Gefühl des erſten mächtigen Inſtinkt's. Die Mutter Natur behauptet aller anſcheinenden Störungen ungeachtet allenthalben ihre Rechte, auch in der Zauberwelt wacht ſie mit groſſer Sorgfalt und Strenge dafür, und wehret allen Fortſchritt und allmäligen Veränderungen der Zeit ab, ſo lange durch die heterogenen Eingriffe der Zauberei die Dinge dieſer Unterwelt ihrer Botmäßigkeit entzogen ſind. Laut Zeugniß der heiligen Legende ſchlichen die frommen Siebenſchläfer, nachdem ſie ihren hundertjährigen Schlaf ausgeſchlafen hatten, ſo munter und rüſtig aus den römiſchen Katakomben hervor, wie ſie hineingegangen waren, und hatten nur um eine einzige Nacht gealtert. Die ſchöne Wulfild hatte nach der Berechnung der guten Mutter Natur in den ein und zwanzig Jahren nur drei Jahre verlebt, und befand ſich noch in der vollen Blüthe des weiblichen Alters. Eben dieſe Beſchaffenheit hatte es auch mit ihrem Gemahl und dem ganzen Hofſtaat.

Alles das eröffnete das edle Paar dem holden Ritter auf einer Promenade im Park, unter einer Laube, woran ſich wilder Jasmin und luſtig emporkletterndes Weißblatt zuſammen verflochten. Der glückliche Tag ſchwand unter dem Gepränge einer bunten Hofgala und wechſelſeitigen

Freundschaftsbezeugungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagmahl ein, nachher war Spiel, ein Theil der Höflinge luſtwandelte mit den Damen im Park, trieben Scherz und Minnespiel, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einer Spiegelgalerie unter Beleuchtung unzähliger Wachskerzen geſpeiſt wurde. Man aß, trank und war fröhlich bis zur Mitternachtsſtunde. Wulfild verſorgte nach Gewohnheit ihre Taſchen und rieth ihrem Bruder, die ſeinigen auch nicht zu vergeſſen. Als abgetragen war, ſchien Albrecht unruhig zu werden, flüſterte ſeiner Gemahlin etwas in's Ohr, ſie nahm darauf ihren Bruder bei Seite und ſprach wehmüthig alſo: Geliebter Bruder, wir müſſen nun ſcheiden, die Stunde der Verwandlung iſt nicht mehr fern, wo alle Freuden des Palaſtes hinſchwinden; Albrecht iſt um Dich bekümmert, er fürchtet für Dein Leben; er würde dem thieriſchen Inſtinkt nicht widerſtehen können, Dich zu zerreißen, wenn Du die bevorſtehende Kataſtrophe hier abwarten wollteſt, verlaß dieſen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück. Ach, erwiderte Reinald, es begegne mir, was das Verhängniß über mich beſchloſſen hat, ſcheiden kann ich mich nicht von euch, ihr Lieben! Dich, o Schweſter, aufzuſuchen, war mein Beginnen, und da ich Dich gefunden habe, verlaſſe ich dieſen Wald nicht ohne dich. Sag, wie ich den mächtigen Zauber löſen kann? Ach, ſprach ſie, den vermag kein Sterblicher zu löſen! Hier miſchte ſich Albrecht in's Geſpräch, und wie er den kühnen Entſchluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von ſeinem Vorhaben ſo kräftig ab, daß dieſer endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Thränen der zärtlichen Schweſter nachgeben, und zum Abſchied ſich bequemen mußte.

Ritter Albrecht umarmte den wackern Jüngling brüderlich, und nachdem dieſer ſeine Schweſter umhalſt hatte und nun ſcheiden wollte, zog Albrecht ſeine Briefkaſche hervor, und nahm daraus drei Bärenhaare, rollte ſie in ein Papier und reichte ſie dem Ritter gleichſam ſcherzweiſe als ein Wahrzeichen, ſich dabei des Abenteuers im Zauberwalde zu erinnern. Doch, ſetzte er ernſthaft hinzu, verachtet nicht dieſe Kleinigkeit, ſollte Euch irgend einmal Hülfe Noth thun, ſo reibt dieſe drei Haare zwiſchen den Händen und erwartet den Erfolg. Im Schloßhofe ſtand ein prächtiger Wagen mit ſechs Rappen beſpannt, nebſt vielen Reitern und Dienern. Reinald ſtieg hinein: Ade, mein Bruder! rief Albrecht der Bär am Schlage; ade, mein Bruder! antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon. Die goldenen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf

Berg ab, durch Wüſten und Wälder über Steppen und Felder, ſonder Ruh noch Raſt, in vollem Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; urploplich verloſchen alle Windlichter, Reinald fand ſich unſanft auf die Erde geſetzt, wußte nicht, wie ihm geſchah; der Wagen mit den Roſſen war verſchwunden, aber bei dem Schimmer der Morgenröthe ſah er ſechs ſchwarze Ameiſen zwiſchen ſeinen Füßen hin gallopiren, die eine Nußſchale fortzogen. Der mannliche Ritter wußte ſich das Abenteuer leicht zu erklaren, er hütete ſich ſorgfältig eine Ameiſe etwa unverſehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Anfaang der Sonne, und weil er ſich innerhalb der Grenzen des Waldes befand, beſchloß er ſeine beiden innigern Schweſtern gleichfalls aufzuſuchen und, wenn es ihm nicht gelingen ſollte ſie zu entzaubern, ihnen wenigſtens einen Beſuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Walde umher, ohne daß ihm ein Abenteuer aufſtieß. Eben hatte er die letzten Ueberbleibſel eines Milchbrotes vom Schwager Albrecht dem Baren aufgezehrt, als er hoch über ſich etwas rauſchen hörte, wie wenn ein Schiff in vollen Segeln die Wellen durchſchneidet; er ſchaute auf und erblickte einen mächtigen Adler, der ſich aus der Luft herab auf ſein Neſt that, daß er auf dem Baume hatte. Reinald war über dieſe Entdeckung hoch erfreut, verbarg ſich im Unterwuchs der Holzung und lauerte, bis der Adler wieder auffliegen wurde. Nach ſieben Stunden hob er ſich vom Neſte, alsbald trat der lauſchende Jüngling hervor in's Freie und rief mit lauter Stimme: Adelheid, geliebte Schweſter, wenn Du auf dieſer hohen Eiche hauſeſt, ſo antworte meiner Stimme, ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, Dein Bruder, der Dich ſucht, und die Banden des mächtigen Zaubers zu zerſtören ſtrebt, die Dich feſſeln. Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine ſanfte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: Biſt Du Reinald das Wunderkind, ſo ſei willkommen Deiner Schweſter Adelheid, ſäume nicht zu ihr heraufzuklimmen, die Troſtloſe zu erwarmen. Entzückt über dieſe frohe Botſchaft wagte der Ritter freudig den Verſuch den hohen Baum hinauf zu klettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber er war zu dick ihn zu umklaftern, und die nachſten Aeſte viel zu hoch ſie zu erfaſſen. Indem er begierig auf Mittel ſann ſeinen Zweck zu erreichen, fiel eine ſeidene Strickleiter herab, durch deren Beihilfe er bald bis zu dem Wipfel des Baumes zu dem Adlerneſte gelangte, es war ſo geräumig und ſo feſt gebaut, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand ſeine Schweſter unter einem Thronhimmel ſitzend, von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, inwendig mit roſenfarbigem Atlas ausgeſchlagen, auf ihrem Schooße lag

ein Adlerei, welches auszubrüten ſie beſchäftigt war. Der Empfang war auf beiden Seiten ſehr zärtlich, Adelheid hatte genaue Kundſchaft von ihres Vaters Hauſe und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünſcht, alle ſieben Wochen war eine von der Bezauberung frei, in dieſer Zwiſchenzeit hatte er ſeiner Gemahlin zu Liebe unerkannter Weiſe oft das Hoflager ihres Vaters beſucht, und ſagte ihr von Zeit zu Zeit an, wie es in ihres Vaters Hauſe ſtund. Adelheid lud ihren Bruder ein die nächſte Verwandlung bei ihr abzuwarten, obgleich der Termin erſt in ſechs Wochen bevorſtand, ſo willigte er doch gern ein. Sie verſteckte ihn in einen hohlen Baum, und beköſtigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sopha, das mit Schiffsproviſion, das heißt, ſolchen Eßwaaren, die ſich konſerviren, auf ſechs Wochen reichlich verſehen war. Sie entließ ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: ſo lieb Dir das Leben iſt, hüte Dich vor Edgars Adlerblick, ſieht er Dich in ſeinem Gehege, ſo iſt's um Dich geſchehen, er hackt Dir die Augen aus und frißt Dir das Herz ab, wie er nur erſt geſtern dreien Deiner Knappen that, die Dich hier im Walde ſuchten. Reinald ſchauderte über das Schickſal ſeiner Knappen zurück, verſprach ſeiner wohl zu wahren, und harrete in dem Pathmus des hohlen Baumes ſechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, mit ſeiner Schweſter zu koſen, wenn der Adler vom Neſte flog. Aber für dieſe Prüfung ſeiner Geduld wurde er nachher durch ſieben freudenvolle Tage ſattſam entſchädigt.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundſchaftlich als beim Schwager Bär; ſein Schloß, ſein Hofſtaat, alles war hier ſo, wie dort, jeder Tag war ein Freudenfeſt und die Zeit der fatalen Verwandlung rückte nur zu geſchwind herbei. Am Abend des ſiebenten Tages entließ Edgar ſeinen Gaſt mit den zärtlichſten Umarmungen, doch warnte er ihn, ſein Gehege wieder zu betreten. Soll ich mich, ſprach Reinald wehmüthig, ewig von Euch ſcheiden, Ihr Geliebten? Iſt's nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu löſen, der Euch hier gefangen hält? Hätte ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte ſie alle, Euch zu erlöſen. Edgar drückte ihm herzig die Hand: Dank, edler junger Mann, für Eure Lieb' und Freundſchaft; aber laßt das kecke Unterfangen ſchwinden. Es iſt möglich unſern Zauber zu löſen; aber Ihr ſollt's, Ihr dürft's nicht. Wer's beginnt, dem koſtet es das Leben, wenn's mißlingt, und Ihr ſollt nicht das Opfer für uns werden. Durch dieſe Rede wurde Reinalds Heldenmuth nur noch mehr angefeuert, das Abenteuer zu beſtehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, ſeinen Zweck zu erreichen; er drang in den

Schwäher Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes aufzulöſen ſei; doch dieſer wollte ihm nichts enträthſeln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu ſetzen. Alles was ich Euch ſagen kann, lieber Kumpan, ſprach er, iſt daß Ihr den Schlüſſel der Bezauberungen finden müßt, wenn es Euch gelingen ſoll uns zu erlöſen. Seid Ihr vom Schickſal beſtimmt unſer Befreier zu ſein, ſo werden Euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo Ihr ihn zu ſuchen habt; wo nicht, ſo iſt all' Euer Beginnen Thorheit. Hierauf zog er ſeine Brieftaſche hervor, und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, ſich ſeiner zu erinnern. Wenn ihm einſt Hulfe Noth thäte, ſolle er ſie zwiſchen den Händen reiben und den Erfolg erwarten. Drauf ſchieden ſie freundlich auseinander. Edgars Hofmarſchall und das Hofgeſinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporſtrebenden Weymuths-Kiefern und Eibenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Geheges, und als er außerhalb deſſelben war, ſchloſſen ſie das Gatterthor zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung ſtand bevor. Reinald ſetzte ſich unter eine Linde, das Wunder mit anzuſehen, der Vollmond leuchtete hell und klar, er ſah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen; doch in der Morgendämmerung war um ihn ein dicker Nebel, und wie dieſen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gatterthor verſchwunden, er befand ſich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felſenwand neben einem unermeßlichen Abgrunde.

Der junge Abenteurer blickte rings umher, einen Weg hinab in's Thal zu finden, da wurde er in der Ferne einen See gewahr, deſſen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenſtrahlen verſilberte. Mit großer Mühe arbeitete er ſich den ganzen Tag durch den dichtverwachſenen Wald, ſein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er ſeine dritte Schweſter Bertha vermuthete; aber je weiter er in den wilden Buſch hineinkam, je undurchdringlicher wurde er, der See verlor ſich aus ſeinen Augen und auch die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Doch gegen Sonnenuntergang ſah er die Waſſerfläche wieder zwiſchen den Bäumen durchſchimmern, als der Wald lichter wurde, dennoch erreichte er das Ufer nicht eher als mit hereinbrechender Nacht. Ermüdet ſchlug er ſein Lager unter einem Feldbaume auf, und erwachte nicht eher, bis die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Durch den Schlaf fand er ſich geſtärkt und ſeine Glieder rüſtig und wacker; er ſprang raſch auf und wandelte längs dem Ufer hin voller Gedanken und Anſchläge, wie er zu ſeiner Schweſter im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er ſeinen Spruch und Gruß erſchallen: Bertha, geliebte Schweſter, hauſeſt

Du in diesem Weiher, so gieb Antwort auf meine Rede, ich bin Reinald das Wunderkind genannt, dein Bruder, der Dich aufsucht, deinen Zauber zu lösen und Dich aus diesem nassen Gefängniß herauszuführen. Doch ihm antwortete nichts als das vielstimmige Echo vom Walde her. O ihr lieben Fische, fuhr er fort, sagt's Eurer Gebieterin an, daß ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen. Er zerpflückte alle Brodfragmente, die er noch in seinen Taschen fand, und warf sie in den Teich, die Fische damit zu bestechen, ob sie seiner Schwester von ihm Botschaft bringen möchten; allein die Forellen schnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne sich um ihren Wohlthäter weiter zu bekümmern. Reinald sah wohl, daß mit seiner Fischpredigt nichts ausgerichtet war, deshalb suchte er auf eine andere Manier sein Unternehmen auszuführen. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohlgeübt, und schwimmen konnte er, wie eine Wassermaus, darum resolvirte er sich kurz, entkleidete sich von seiner Rüstung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand, und sprang im Waffenkleide von feuerfarbener Seide, weil er seines Rachen ansichtig wurde wie weiland sein Vater, beherzt in die Fluthen, um den Schwager Behemoth aufzusuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verschlingen und schon ein vernünftig Wort mit sich reden lassen, wie er bei meinem Vater that. Drauf platscherte er absichtlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und schaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lange es seine Kräfte erlaubten, verfolgte er den nassen Pfad getrost, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß; wie er aber anfing zu ermatten, schaucte er nach dem Gestade um, und sah unfern einen dünnen Nebel aufsteigen, der hinter einer emporstehenden Eisscholle hervorzukommen schien. Er ruderte aus allen Kräften, das Phänomen näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule Bergkrystall aus dem Wasser hervorragen, die hohl zu sein schien, denn aus dieser stieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windstrom spielend auf das Wasser warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdischen Wohnung seiner Schwester sein könnte, er wagte es also, darinnen hinab zu schlüpfen, und diese Vermuthung täuschte ihn auch nicht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der schönen Bertha, welche eben beschäftigt war, im reizenden Morgennegligee ihre Chocolate bei einem kleinen Feuer von rothem Sandelholz zu bereiten. Wie die Dame das Geräusch im Schlot vernahm und urplötzlich zwei Menschenfüße den Kamin herabzappeln sah, wurden ihre Lebensgeister von dieser unerwarteten Visite so sehr überrascht, daß sie vor Schreck den Chocolatentopf umstieß,

und rücklings auf ihren Armſtuhl in Ohnmacht ſank. Reinald rüttelte ſie ſo lange, bis ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, und ſobald ſie ſich wieder ein wenig erholt hatte, ſprach ſie mit matter Stimme: Unglücklicher, wer Du auch ſeiſt, wie darfſt Du es wagen, dieſe unterirdiſche Wohnung zu betreten? Weißt Du nicht, daß dieſe Vermeſſenheit Dir den unvermeidlichen Tod bringt? Fürchte nichts, meine Liebe, ſprach der wackre Ritter, ich bin dein Bruder Reinald das Wunderkind genannt, ſcheue nicht Gefahr noch Tod, meine geliebten Schweſtern aufzuſuchen und die Banden des mächtigen Zaubers aufzulöſen, der ſie feſſelt. Bertha umarmte ihren Bruder zärtlich; aber ihr ſchlanker Leib zitterte vor Furcht.

Alſo der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof ſeines Schwiegervaters gleichfalls bisweilen im ſtrengſten Incognito beſucht, und unlängſt in Erfahrung gebracht, daß Reinald ausgezogen ſei, ſeine Schweſtern aufzuſuchen. Dies kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt: wenn ihn, ſprach er, Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar die Augen ausbackt, ſo wird ihn doch Schwager Hai verſchlingen; ich fürchte in der Anwandlung thieriſcher Wuth dem Triebe nicht widerſtehen zu können, ihn hinunterzuſchlürfen, und wenn Du ihn mit deinen zarten Armen umfaßteſt, Du Liebe, ihn zu ſchützen, ſo würde ich Deine kryſtalline Wohnung zertrümmern, daß Dich die hereinſtrömenden Fluthen erſäufen, und ihn würde ich in meinen Wallfiſchbauch begraben: denn zur Zeit der Verwandlung weißt Du, iſt unſre Wohnung jedem Fremdling unzugänglich. Alles das verhehlte die ſchöne Bertha ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: kannſt Du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen? Siehſt Du nicht daß dieſe Wohnung von Kryſtall iſt, und daß alle Wände ſo durchſichtig ſind. Es wird doch irgend ein undurchſchaubarer Winkel im Hauſe ſein. Die ſchöne Bertha ſann und ſann, endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, wohin ſie ihren Bruder bergen konnte. Er acceptirte den Vorſchlag ohne Einwendung, verſchränkte das Holz in der durchſichtigen Kammer ſo kunſtreich, wie ein Biber ſeinen unterirdiſchen Bau, und verbarg ſich darin auf's Beſte. Die Dame eilte darauf an ihre Toilette, ſetzte ſich ſo reizend auf alle möglich, legte eins der ſchönſten Kleider an, das ihren ſchlanken Wuchs begünſtigte, ging in's Audienzgemach, harrend auf den Beſuch ihres Gemahls, des Delphins, und ſtund da ſo minniglich, wie eine der drei Grazien in der Einbildung eines Dichters. Alſo der Delphin konnte des Umgangs ſeiner liebenswerthen Gemahlin während der Zeitperioden der Bezauberung nicht anders genießen, als daß er ihr täglich einen Beſuch machte, ſie von außen durch das glaſerne Haus ſah, und ſich an den Anblick ihrer Schönheit weidete.

Kaum hatte die holde Bertha ihr Sprachzimmer betreten, ſo kam der ungeheure Fiſch herangeſchwommen, das Waſſer fing ſchon von weitem an zu rauſchen, die Fluthen kräuſelten ſich in Wirbeln rings um den kryſtallenen Palaſt. Das Meerwunder ſtund von außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Waſſer ein, und ſtürzte ſie wieder aus ſeinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die ſchöne Frau ſtumm und ſtaunend an. So ſehr ſich auch die gute Dame angelegen ſein ließ, ein unbefangenes Weſen zu affektiren, ſo wenig war das in ihrer Gewalt: alle Schälkelei und Verſtellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, der Buſen hob ſich ſchnell, ihre Wangen und Lippen glühten und erblichten plötzlich wieder. Der Delphin hatte ungeachtet ſeiner tölpiſchen Fiſchnatur dennoch ſo viel phyſiognomiſches Gefühl, daß er aus dieſen Signalementen Verdacht ſchöpfte, ſchreckliche Grimaſſen machte, und pfeilgeſchwind fortſchoß. Er umkreiſte den Palaſt in unzähligen Schraubengängen und trieb ſolchen Unfug in den Wogen, daß die kryſtallene Wohnung davon erbebte, und die erſchrockene Bertha nicht anders glaubte, er würde ſolche augenblicks zerſchellen. Der ſpähende Delphin konnte indeſſen bei dieſer ſtrengen Hausſuchung nichts wahrnehmen, was ſeinen Verdacht zu beſtärken ſchien, daher wurde er allgemach ruhiger, und zum Glück hatte er durch ſein Toben das Waſſer ſo getrübt, daß er nicht ſehen konnte, in welchem Zuſtand die bängliche Bertha ſich befand. Er ſchwamm fort, die Dame erholte ſich wieder von ihrem Schrecken. Reinald verhielt ſich ſtill und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allem Anſehen nach Schwager Wallfiſch nicht allen Verdacht ſchwinden ließ, denn er vergaß nie bei ſeinem täglichen Beſuch, dreimal die Runde um's Haus zu ſchwimmen, und alle Winkel des kryſtallenen Palaſtes zu durchſpähen, ſo geberdete er ſich doch nicht ſo wüthig dabei als das erſtemal. Die Stunde der Verwandlung befreite endlich den duldſamen Gefangenen aus der einſamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er ſich in einem königlichen Palaſt auf einer kleinen Inſel. Gebäude, Luſtgärten, Marktplätze, alles ſchien auf dem Waſſer zu ſchwimmen, hundert Gondeln ſchwankten auf den Kanälen auf und ab, und alles lebte und webte auf den offenen Plätzen in fröhlicher Geſchäftigkeit; kurz das Schloß des Schwager Delphin war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier ebenſo herzig und freundſchaftsvoll als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Alſo der Delphin, war auf Monden verwunſcht, der ſiebente war jedesmal der Reſtmonat der Verzauberung: von einem Vollmond bis zum andern gieng alles in ſeinen natürlichen Zuſtand. Weil Reinalds

Aufenthalt hier länger dauerte, so wurde er mit dem Schwäher Uſo auch bekannter und lebte mit ihm vertrauter, als mit den andern. Seine Neugierde peinigte ihn ſchon lange, zu erfahren, durch welches Schickſal die drei Prinzen in den unnatürlichen Zuſtand der Verzauberung wären verſetzt worden, er forſchte fleißig deshalb an der Schweſter Bertha, aber die konnte ihm keine Auskunft geben, und Uſo beobachtete über dieſen Punkt ein geheimnißvolles Stillſchweigen. Reinald erfuhr alſo nicht, was er wünſchte. Unterdeſſen eilten die Tage der Ernde auf den Fittichen der Winde dahin, der Mond verlor ſeine Silberhörner und rundete ſeine Geſtalt mehr mit jedem Tage. Bei einer empfindſamen Abendpromenade verſtändigte Uſo ſeinen Schwäher Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorſtehe, und mahnte ihn an, zu ſeinen Eltern zurückzukehren, die ſeinethalben in großer Sorge lebten, die Mutter ſei untröſtlich, ſeitdem es am Hofe kund geworden, daß er nicht nach Alondern, ſondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgezogen ſei. Reinald frug, ob der Wald noch viele enthalte, und vernahm, es ſei nur noch eins übrig, davon er bereits Kundſchaft habe: um den Rinnefeld den Schlüſſel der Bezauberungen zu ſuchen und den kräftigen Talisman zu zerſtören; ſo lange dieſer wirke, ſei für die Prinzen keine Erlöſung zu hoffen. Aber, fügte Uſo der Delphin freundſchaftlich hinzu, folgt gutem Rath, junger Mann, dankt den tranſlunariſchen Mächten und der Protektion der Damen, eurer Schweſtern, daß ihr nicht das Opfer eures kühnen Unterfangens worden ſeid, den Zauberwald zu durchſtreifen. Laßt Euch genügen an dem Ruhm, den ihr erworben habt, zieht hin, und geht Eltern Bericht von alle dem, was ihr geſehen und gehört habt, und führt durch Eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin ſie Harm und Gram um Euch gebracht hat. Reinald verſprach, was Schwäher Uſo verlangte, mit Vorbehalt zu thun was er wollte: denn die Herren Söhne, wenn ſie mütterlicher Zucht entwachſen, groß und wehrhaft worden ſind, kümmern ſich wenig um treue Mutterzähren. Uſo merkte bald, worauf des Jünglings Sinn geſtellt war, deshalb zog er ſeine Brieftaſche hervor und nahm daraus drei Ambraſchuppen, reichte ſie ihm zum Geſchenk dar und ſprach: wenn Euch einſt Hülfe noth thut, ſo reibt ſie zwiſchen den Händen, daß ſie Funke erwarmen, und erwartet den Erfolg.

Reinald beſtieg eine ſchön vergoldete Gondel und ließ ſich durch zwei Gondeliere an's feſte Land rudern. Kaum war er am Geſtade, ſo verſchwand die Gondel, das Schloß, die Garten, die Marktplätze, und es blieb von all' der Herrlichkeit nichts übrig als ein Teichteich mit hohem Schilf bewachſen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchſäuſelte. Der

Ritter befand sich wieder an dem Platze, wo er vor drei Monden jählings in's Wasser sprang, sein Schild und Harnisch lag noch auf der Stelle und der Speer stund daneben aufgepflanzt, wie er seine Waffen verlassen hatte. Er aber gelobte sich nicht eher zu rasten, bis der Schlüssel der Bezauberungen in seiner Hand wäre.

Drittes Buch.

„Wer sagt mir an den geraden Weg, und wer leitet meinen Fuß auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarsten der Abenteuer führet in in diesem grenzenlosen Walde! O ihr transalmarischen Mächte, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdensohn diesen mächtigen Zauber lösen soll, so laßt mich diesen glücklichen Sterblichen sein.“ So sprach Reinald ganz in sich gekehrt und ging fürbaß seine unwegsame Straße waldeinwärts. Er durchstrich sieben Tage lang sonder Furcht noch Grauen die endlose Wildniß, und schlief sieben Nächte lang unter freiem Himmel, daß seine Waffen vom nächtlichen Thau rosteten. Am achten Tage erstieg er eine Felsenzinne, von der er wie vom Sankt Gotthards Berge in unwirthbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete sich ein Thal mit grüner Binca überzogen, von hohen Granitfelsen umschlossen, welche Schierlingsstauden und traurige Cypressen überragten. In der Ferne kam's ihm vor, als sähe er da ein Monument aufgerichtet. Zwo gigantische Marmorsäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein dorisches Gebälke, welches an eine Felsenwand gelehnt war und ein stahlernes Thor umschatteten, mit starken Bändern und Riegeln versehen, auch lag noch zum Ueberfluß ein Anwurf davor, von der Größe eines Schildes. Unfern des Portals weidete ein schwarzer Stier im Grase, mit funkelnden umherschauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen schien.

Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, von dem ihm Schwager Ulf der Delphin Erwähnung gethan hatte, alsbald beschloß er solches zu bestehen, und schlupfte von der Felsenzinne gemachsam hinab in's Thal. Er nahete dem Stier auf einen Bogenschuß, ehe ihn dieser zu bemerken schien; aber nun sprang er rasch auf, lief wüthig hin und her, als rüste er sich zum Kampfe gegen den Ritter wie sein andalusischer Namensvetter, schnaubte gegen den Erdboden, daß sich Staubwolken emporhoben, stampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und schlug mit den Hörnern gegen die Felsen, daß sie in Stücken sprangen. Der

Ritter ſetzte ſich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltſame Horn durch eine geſchickte Wendung, und führte einen ſo kräftigen Schwertſtreich nach dem Halſe des Ungethums, daß er vermeinte das Haupt vom Rumpfe zu ſondern, wie der tapfere Skanderbeg. O Jammer! Der Hals des Stiers war für Stahl und Eiſen unverwundbar, das Schwert zerbrach in Stücken und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu ſeiner Vertheidigung übrig als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweiſchneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein ſchwacher Strohhalm. Der ſtößige Ochſe erfaßte den wehrloſen Jüngling mit den Hörnern und ſchleuderte ihn wie einen leichten Federball in die Luft, auflauernd, ihn aufzufangen oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweiſe gerieth er im Fallen zwiſchen die ausgebreiteten Aeſte eines wilden Birnbaums, die ihn wohlthätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, ſo blieb ihm doch ſo viel Beſinnungskraft, daß er ſich feſt an den Baum anklammerte, denn der wuthige Ochſe ſtieß mit ſeiner ehernen Stirn ſo gewaltſam gegen den Stamm, daß dieſer ſich aus der Wurzel hob und zum Fall neigte.

In der Zwiſchenzeit, als der mörderiſche Stier ſich wendete, einen Anlauf zu nehmen, dachte Reinald an die Geſchenke ſeiner Schwäher. Der Zufall führte ihm das Papier mit den drei Bärenhaaren zuerſt in die Hand, er rieb ſie aus allen Kräften, und in dem Augenblicke kam ein grimmiger Bär daher getrabt, der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär ward ſeiner bald mächtig, würgte ihn nieder und zerriß ihn in Stücken. Wie ſich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein ſcheuer Entenvogel, der mit großem Geſchrei davon flog. Reinald achtete, daß dieſer Zauber des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, ſpottete und den Gewinn deſſelben davon trage; er griff deshalb flugs nach den drei Federn und rieb ſie zwiſchen den Händen. Darauf erſchien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, für welchen der furchtſame Entenvogel ſich nieder in's Gebüſche drückte; der Adler ſchwebte in unermeßner Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, ſcheuchte er den Entrich auf und verfolgte ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er ſich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm ſeinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber ſchoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleiſchte ihn mit ſeinen mächtigen Fängen. Indem er ſtarb, ließ er ein goldenes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerkſame Reinald wußte auch dieſer neuen Täuſchung zu begegnen, er rieb flugs die Fiſchſchuppen zwiſchen den Händen, da hob ſich ein Wallfiſch aus dem Waſſer, der das Ei in ſeinem weiten Rachen auffing und es an's Land ſpie. Deß

war der Ritter froh in ſeinem Herzen, ſchlug das goldene Ei mit einem Stein von einander, da fiel ein kleiner Schlüſſel heraus, den er triumphirend für den Schlüſſel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüßig eilte er nun zu dem ſtählernen Portal zurück. Der Zwergſchlüſſel ſchien für das rieſenmäßige Vorlegeſchloß nicht gemacht zu ſein, inzwiſchen wollte er doch einen Verſuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüſſel das Schloß, ſo ſprang es auf, die ſchweren eiſernen Riegel ſchoben ſich von ſelbſt zurück und die ſtählerne Pforte that ſich auf. Frohen Muthes ſtieg er in die düſtere Grotte hinab, in welcher ſieben Thüren in ſieben verſchiedene Zimmer führten, alleſamt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Wallrathlichtern erleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe und trat aus dem letzten in ein Kloſet, wo er eine junge Dame anſichtig wurde, die auf einem Sopha in einem unerwecklichen magiſchen Schlummer ruhte. Bei dieſem herzaufaſſenden Anblick, erwachte in ſeiner Bruſt das Gefühl der Liebe; ſtill und ſtaunend ſtand er da und verwandte kein Auge von ihr, ein Beweis ſeiner großen Unerfahrenheit. Nachdem Ritter Reinald ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher und ſah der ſchlafenden Dame gegenüber eine alabaſterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermuthete, daß darauf der Talisman eingegraben ſei, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er ſeine Fauſt mit dem eiſernen Handſchuh bewaffnet, und ſchlug mit Mannskraft dagegen. Sogleich fuhr die ſchöne Schläferin ſchreckhaft zuſammen, erwachte, that einen ſcheuen Blick nach der Tafel und ſank in ihren betäubten Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag und es erfolgte alles ſo wie vorher. Nun war er bedacht den Talisman zu zerſtören; aber er hatte weder Schwert noch Speer, nichts als zwei rüſtige Arme; mit dieſen faßte er die magiſche Tafel und ſtürzte ſie vom hohen Poſtament auf das Marmorpflaſter herab, daß ſie in Stücken zerfiel. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Todtenſchlummer und bemerkte nun erſt beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der ſich gar tugendlich und ehrlich auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch ehe er zu reden anhob, verhüllte ſie ihr holdſeliges Angeſicht mit ihrem Schleier und ſprach gar zornmüthig: Hinweg von mir, ſchändlicher Unhold! Auch in der Geſtalt des ſchönſten Jünglings ſollſt Du weder meine Augen täuſchen, noch mein Herz betrügen: Du kannſt meine Geſinnung, laß mir meinen Todtenſchlaf, worin mich Deine Zauberei verſetzt hat. Reinald begriff den Irrthum der Dame, darum ließ er ſich dieſe Sprache nicht befremden und gegenredete alſo: Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der Euch

hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt, ſeht hier den Zauber zerſtört, der Eure Sinne umnebelt hatte. Das Fräulein lugte ein wenig unter dem Schleier hervor, und als ſie die alabaſterne Tafel zertrümmert ſah, wunderte ſie ſich baß über die kühne That des jungen Abenteurers, blickte ihn holdſelig an und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem ſie ihm die Hand reichte und ſprach: Iſt's ſo, wie Ihr ſaget, edler Ritter, ſo vollendet Euer Werk und führet mich aus dieſer ſchaudervollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glanzen ſehe, wenn's draußen taget, oder die güldenen Sternlein am nächtlichen Himmel.

Reinald bot ihr den Arm, ſie durch die ſieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er eröffnete die Thür; draußen war's ägyptiſche Finſterniß, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, ehe der electriſche Strahl des Lichtes angezündet war. Alle Kerzen waren erloſchen und die kryſtallenen Kronleuchter goſſen nicht mehr ihren ſanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Baſaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, ehe ſie ſich aus dieſen labyrinthiſchen Gängen herausfanden und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felſenhöhle herein dämmern ſahen. Die Entzauberte empfand die herzerquickende balſamiſche Kraft der allbelebenden Natur und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephyr über die blühenden Auen entgegenwehte. Sie ſetzte ſich mit dem ſchlanken Ritter in's Gras und er entbrannte gegen ſie in heißer Liebe, denn ſie war ſchön wie das Meiſterſtück der Schöpfung. Doch quälte ihn eine andere Leidenſchaft ſchier noch mehr, das war die Begierde zu erfahren, wer die ſchöne Unbekannte ſei und wie ſie in dieſen Wald wäre verzaubert worden. Er bat ſie züchtiglich, ihm davon Beſcheid zu geben, und das Fräulein that ihren Roſenmund auf und ſprach:

Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürſten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürſt, begehrte mich von meinen Vater zur Gemahlin, weil er aber ein ſcheußlicher Rieſe und ein Heide war, auch in dem Rufe ſtund, daß er ein großer Schwarzkünſtler ſei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewieſen, worüber der Heide ſo ſehr ergrimmte, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte und ſich ſeiner Lander bemächtigte. Ich war zu meiner Tante, der Gräfin Bohburg geflohen, und meine drei Brüder alleſamt ſtattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben; ſobald er meines Vaters Land in Beſitz genommen hatte, kam ihm ein, mich

zu entführen, und vermöge ſeiner magiſchen Künſte war ihm das ein leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegte ihn oft dahin zu begleiten und alle Ritter ſeines Hofes wetteiferten bei dieſer Gelegenheit, mir immer das beſtgerüſtete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte ſich ein unbekannter Stallmeiſter mit einem Apfelſchimmel zu mir heran, bat mich im Namen ſeines Herrn, dieſes Pferd zu beſteigen, und es zu würdigen als mein Eigenthum aufzunehmen. Ich frug nach dem Namen ſeines Herrn, er entſchuldigte ſich dieſe Frage nicht eher zu beantworten, bis ich den Gaul erprobt und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geſchenk nicht verſchmähe. Ich konnte dieſes Anerbieten nicht wohl ausſchlagen, überdies war das Pferd ſo prächtig gerüſtet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf ſich zog. Gold und Edelſteine und prächtige Stickerei war an der purpurfarbenen Satteldecke verſchwendet. Ein rother ſeidener Zaum lief vom Gebiß am Halſe hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde dicht mit Rubinen beſetzt. Ich ſchwang mich in den Sattel und hatte die Eitelkeit, bei dieſer Kavalkade mir ſelbſt zu gefallen. Der Gang des edlen Roſſes war ſo leicht und ſo gemächlich, daß es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren ſchien. Leichtfüßig ſetzte es über Gräben und Hecken, und die kühnſten Reiter vermochten nicht ihm zu folgen. Ein weißer Hirſch, der mir bei der Jagd aufſtieß und dem ich nacheilte, zog mich tiefer in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirſch, zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren; aber das Pferd ſträubte ſich mir zu gehorchen, bäumte ſich auf, ſchüttelte die Mähne und wurde wild. Ich verſuchte es zu begütigen; aber in dem Augenblicke nahm ich mit Entſetzen wahr, daß ſich der Apfelſchimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte, die Vorderfüße breiteten ſich in ein paar Flügel aus, der Hals verlängerte ſich, an dem Kopf ſtreckte ſich ein breiter Schnabel hervor, ich ſah einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen Anlauf nahm, ſich mit mir in die Luft ſchwang und in weniger als einer Stunde in dieſen Wald verſetzte, wo er ſich vor der ſtählernen Pforte eines antiken Schloſſes niederließ.

Mein erſtes Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte ſich, als ich den Stallmeiſter erblickte, der mir den Morgen den Apfelſchimmel vorgeführt hatte und ſich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth ließ ich mich ſchweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Geſellſchaft in Gala gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten ſich, mich auf's

Veſte zu bedienen, aber niemand wollte mir ſagen wo und in weſſen Gewalt ich mich befände; ich überließ mich einer ſtummen Traurigkeit, welche Zornebock der Zauberer auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Geſtalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag und um Liebe bat. Ich begegnete ihm ſo, wie mir mein Herz eingab, dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, ſeine Leidenſchaften ſtürmten in ſeiner Bruſt, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit der Verzweiflung, trotzte ſeiner Wuth und forderte ihn auf, ſeine Drohungen zu erfüllen, den Palaſt zu zertrummern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber ſchnell verließ mich der Unhold und gab mir Friſt, mich zu bedenken.

Nach ſieben Tagen erneuerte er ſeinen verhaßten Antrag, ich wies ihn mit Verachtung von mir und er ſtürzte wüthend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß ſchien in den Abgrund hinabzurollen. Ich ſank auf meinem Sopha und meine Sinne ſchwanden dahin. Aus dieſem Todesſchlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme: Erwache, ſprach er, liebe Schläferin, aus deinem ſiebenjährigen Schlummer und ſage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haß gegen Deinen getreuen Paladin gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinſten Strahl von Hoffnung, und dieſe traurige Grotte ſoll ſich in den Tempel der Freude verwandeln. Ich würdigte den ſchändlichen Zauberer keiner Gegenrede noch eines Anblicks, verhüllte mit meinem Schleier mein Angeſicht und weinte. Mein Trübſinn ſchien ihn zu rühren, er bat, er flehte, er jammerte laut und wand ſich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermudete ſeine Geduld, er ſprang raſch auf und ſprach: Wohlan, es ſei drum, in ſieben Jahren ſprechen wir uns wieder! Drauf hob er die alabaſterne Tafel auf's Poſtament, ſogleich fiel ein unwiderſtehlicher Schlaf auf meine Augenlider, bis der Grauſame meine Ruhe auf's Neue unterbrach. Unempfindliche, redete er mich an, wenn Du noch gegen mich grauſam biſt, ſo ſei es wenigſtens nicht gegen Deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeiſter hat ihnen mein Schickſal entdeckt, aber er iſt beſtraft der Verräther. Sie ſind gekommen, dieſe Unglücklichen, mit Heereskraft, Dich aus meiner Hand zu reißen, aber dieſe Hand war ihnen zu ſchwer und ſie beſeufzen ihre Unbeſonnenheit unter mancherlei Geſtalten in dieſem Walde. Eine ſo armſelige Lüge, zu welcher der Unhold ſeine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte nur mein Herz noch mehr gegen ihn. Hohn ſaß auf meinen Lippen und die bitterſte Verachtung. Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, Dein Schickſal iſt entſchieden! Schlafe ſo lange als die unſichtbaren Mächte dieſem Talisman gehorchen! Flugs

ſchob er die alabaſterne Tafel zurechte und der magiſche Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerſtörung des Zaubers derſelben aus dieſem Todtenſchlafe erweckt. Aber ich begreife es nicht, durch welche Macht Ihr dieſe That habt ausrichten mögen und was den Zauberer abhalten mag, Euch zu widerſtehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben ſein, Ihr würdet ſonſt an ſeinem Talisman ungeſtraft Euch nicht haben vergreifen dürfen.

Die reizvolle Hildegard urtheilte ganz recht: Der Unhold war mit ſeinen Sorben in's Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürſtin Libuſſa aus dem Hexengeſchlecht regierte und hatte an ihr, wie der mächtige Cyrus an der Scythen Königin Tomyris, ſeine Meiſterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmer Königin in der Zauberkunſt nur ein Lehrling, ſie hatte ihn mit ihren Künſten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfeſten Ritters unterliegen mußte, dem ſie magiſche Waffen gab, welchen er nicht widerſtehen konnte.

Als die ſchöne Hildegard ſchwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr ſeine Abenteuer. Wie er ihr Meldung that von den drei verwünſchten Prinzen im Walde, die ſeine Schwäher waren, nahm ſie das groß Wunder, denn ſie vermerkte nun, daß Zornebock's Erzählung keine Lüge, ſondern Wahrheit geweſen ſei. Der Ritter war eben im Begriff ſeine Geſchichte zu enden, da erhob ſich im Gebirge groß Triumphiren und Freudengeſchrei, bald darauf brachen drei Geſchwader Reiter aus dem Walde hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder und Reinald ſeine Schweſtern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöſt. Nach wechſelſeitigen Umarmungen und Freudensbezeigungen verließ die Karawane der Entzauberten die ſchauervolle Einöde und begab ſich in das alte Waldſchloß. Reitende Boten flogen nach der Reſidenz des Grafen, die frohe Botſchaft von der Ankunft ſeiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand ſich eben in tiefer Trauer über den Verluſt des jungen Grafen, den man als einen Todten beweinte; die Eltern glaubten, daß ihn der Zauberwald auf ewig verſchlungen habe. Die trauernde Mutter hatte auf Erden keinen Troſt mehr und fühlte kein Vergnügen, als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzuſtellen. Eben war man im Begriff, Reinalds Exequien zu feiern; aber in demſelben Augenblicke nahmen mit wunderbarer Schnelligkeit in der Reſidenz des Grafen bei dieſer frohen Botſchaft alle Dinge eine andere Geſtalt an, Alles athmete nun wieder Leben und Freude. In wenig Tagen empfand das ehrwürdige Elternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelheid hatte ſeit dem Beſuch ihres Bruders aus dem Ei ein liebevolles Fräulein gebrütet, daß ſeine kleine Arme

dem Großpapa lächelnd entgegenſtreckte, und ihm beim Empfang die ſilberfarbenen Locken zauſte. Unter allen Feierlichkeiten dieſer glücklichen Wiederkehr zeichnete ſich Reinalds Hochzeit mit der ſchönen Hildegard beſonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechſelungen von Freude und Ergötzlichkeiten.

Endlich bedachten die Prinzen, daß ein allzulanger Genuß des Vergnügens den männlichen Muth und die Thatkraft ihrer Ritter und Knappen erſchlaffen möchte; auch war die Reſidenz des Grafen zu eng, ſo viel Hofhaltungen bequem zu faſſen, die drei Eidame rüſteten ſich alſo mit ihren Damen zum Abzug. Reinald der Stammerbe verließ ſeine grauen Eltern nimmer und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär kaufte die Herrſchaft Aſkanien und gründete die Stadt Bernburg; Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen und baute Aarburg an einem Fluß ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher iſt benennet worden; Uſo der Delphin that einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte ſich eines Theils dieſes Reichs und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen bei den Namen ihrer Städte und Dynaſtien auf das Andenken ihrer Bezauberungen anſpielten, ſo nahmen ſie auch ihre Thiergeſtalten aus der Zauberepoche zum Symbol ihrer Wappen an, daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bär, Aarburg einen Adler und das Delphinat einen Meerfiſch im Wappen führt bis auf dieſen Tag. Die köſtlichen Zahlperlen aber, welche an Galatagen den Olymp der ſämmtlichen Erdengöttinnen unſers Welttheils verherrlichen und ſchmücken und für orientaliſche geachtet werden, ſind die Ausbeute des Weibers im Zauberwald und befanden ſich ehemals in den drei leinwandnen Säcken.

IV. Franzöſiſches Märchen.

Rothkäppchen.

(Blaue Bibliothek Bd. I. S. 87. Reidh 1816. Nach Perrault's Le petit chaperon rouge.)

Es war einmal ein Bauernmädchen, ſo hübſch und niedlich, wie man nur eines in der Welt ſehen kann. Ihre Mutter war ganz in die Kleine

vernarrt und ihre Großmutter noch mehr. Diese gute Frau ließ ihr ein rothes Kappchen machen, das ihr so gut stand, daß man sie davon allenthalben nicht anders als Rothkäppchen nannte.

Nun hatte ihre Mutter einmal Brotkuchen gebacken. „Da," sagte sie zu ihr, „bringe der Großmutter ein Stück Kuchen und das Butterbüchschen und sieh was sie macht; ich hörte vorhin sie wäre krank." Nun trappelte Rothkäppchen geschwind fort zur Großmutter, die in einem andern Dorfe wohnte. Da sie nun unterwegs durch ein Holz ging, kam der Meister Wolf und wollte sie fressen; aber er getraute sich's doch nicht, weil etliche Holzhauer in der Nähe waren. Er fragte sie daher nur, wohin sie gehe: „Je nun," sagte das gute Mädchen, das noch nicht wußte, wie gefährlich es ist, sich mit einem Wolfe einzulassen — „ich will zu meiner Großmutter und ihr ein Stück Kuchen und ein Butterbüchschen von meiner Mutter bringen." „Ei, wo wohnt sie denn?" fragte der Wolf wieder, „ist's denn noch weit hin?" — „Ei freilich," versetzte das Rothkäppchen, „sie wohnt noch über der Mühle hinaus, die Du dort unten, ganz unten siehst." „Nun gut," sagte der Wolf, „ich will sie doch auch einmal besuchen. Weißt Du was, ich will den Weg da gehen, gehe Du jenen Weg, dann wollen wir sehen wer am ersten hinkommt." Nun fing der Wolf aus Leibeskräften zu laufen an und nahm den kürzesten Weg. Rothkäppchen aber hatte den längsten Weg genommen und hielt sich noch dazu allenthalben auf, suchte Haselnüsse, lief den bunten Schmetterlingen nach und band sich ein Sträußchen von Blumchen, die sie hie und da pflückte. Der Wolf war aber gar bald vor der Großmutter Hause. Er pochte an: poch, poch! „Wer ist da?" rufte die Großmutter. „Macht nur auf lieb Großmutter! antwortete der Wolf mit verstellter Stimme — ich bin's, Euer Rothkäppchen, ich bringe Euch Brotkuchen und ein frisches Butterbüchschen, das Euch meine Mutter schickt." Die gute Großmutter, die im Bette lag und krank war, rufte: „ziehe nur an der Schnur und der Riegel wird gleich aufgehen." Der Wolf zog an der Schnur und die Hausthür ging auf.

Nun fiel er über die arme Frau her und fraß sie, mir nichts, dir nichts rein ab, denn er hatte ganze drei Tage nichts gefressen. Er machte darauf die Thüre wieder zu, legte sich in's Bett der Großmutter und wartete nun auf Rothkäppchen, die bald darauf kam und an die Thüre klopfte. ‚Poch! Poch! „Wer ist da?" Rothkäppchen, hörte die grobe Stimme des Wolfes und fürchtete sich anfangs davor, dachte aber hernach, daß die Großmutter vielleicht einen heisern Hals hatte und antwortete: „Macht nur auf, ich bin's, das kleine Rothkäppchen, ich bring Euch frischen Kuchen und ein Butterbüchschen, das Euch meine Mutter schickt." —

„Zieh' nur an der Schnur," rief der Wolf und machte ſeine Stimme ſo klar, als er nur konnte — „zieh nur an der Schnur liebes Rothkäppchen, und der Riegel wird gleich aufgehen." Rothkäppchen zog an der Schnur und die Thür ging auf. Da der Wolf ſie hereinkommen ſah, kroch er unter die Bettdecke und ſagte zu ihr: „Setze den Kuchen und das Butterbüchschen nur hier auf den Wichkaſten und komm hernach her und leg Dich ein wenig zu mir in's Bett." Rothkäppchen that es, zog ſich aus und wollte ſich in's Bett legen; aber wie erſchrak ſie nicht, als ſie die Decke aufſchlug und erblickte, wie ihre Großmutter im Bette ausſah. „Ach lieb' Großmutter," fing ſie an, was Ihr für Arme habt!" „Die hab' ich, meine Tochter, daß ich Dich deſto beſſer umarmen kann." — „Ach lieb' Großmutter, was Ihr für große und rauhe Beine habt!" — „Die hab' ich, mein' Tochter, daß ich deſto beſſer laufen kann." — „Ach lieb' Großmutter, was Ihr für große Ohren habt!" — „Die hab' ich, daß ich deſto beſſer hören kann." — „Ach lieb' Großmutter, was Ihr für große Augen habt!" — „Die hab' ich mein' Tochter, daß ich deſto beſſer ſehen kann." — „Ach lieb' Großmutter, was Ihr für große Zähne habt!" — „Und die hab' ich, daß ich Dich freſſen kann." — Und wie er das ſagte, da fiel er über das arme Rothkäppchen her und fraß es.

Wie der Wolf ſein Gelüſte geſtillt hatte, legte er ſich wieder in's Bett, ſchlief ein und fing an, überlaut zu ſchnarchen. Der Jäger ging eben vorbei und dachte bei ſich „wie kann die alte Frau ſo ſchnarchen, Du mußt einmal nachſehen, ob ihr etwas fehlt." Da trat er in die Stube und wie er vor das Bette kam, ſo lag der Wolf da. „Biſt Du da," ſagte er, „ich habe Dich lange geſucht." Nun wollte er ſeine Büchſe anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefreſſen haben und ſie wäre noch zu retten, ſchoß nicht, ſondern nahm ſeine Scheere und fing an dem ſchlafenden Wolfe den Bauch aufzuſchneiden. Wie er ein paar Schnitte gethan hatte, da ſah' er das rothe Käppchen leuchten und noch ein paar Schnitte, da ſprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erſchrocken, mir war ſo dunkel in dem Wolf ſeinem Leib." Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum athmen. Rothkäppchen aber holte geſchwind große Steine und damit füllten ſie dem Wolf den Leib und wie er aufwachte, wollte er fortſpringen, aber die Steine waren ſo ſchwer, daß er gleich niederſank und ſich todt fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und erholte ſich wieder. Rothkäppchen aber

dachte: „Du willſt dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat."

Es wird auch erzählt, daß einmal als Rothkäppchen der alten Großmutter wieder Gebackenes brachte, ein anderer Wolf ihm zugeſprochen und es vom Wege habe ableiten wollen. Rothkäppchen aber hütete ſich und ging gerade fort ſeines Weges, und ſagte der Großmutter daß es dem Wolf begegnet wäre, der ihm guten Tag gewünſcht, aber ſo bös aus den Augen geguckt hätte: wenn's nicht auf offener Straße geweſen wäre, er hätte ſie gefreſſen. — „Komm" ſagte die Großmutter, wir wollen die Thür verſchließen, daß er nicht herein kann." Bald hernach klopfte der Wolf an und rief: „Mach auf, Großmutter ich bin das Rothkäppchen, ich bringe dir Gebackenes." Sie ſchwiegen aber ſtill und machten die Thür nicht auf, da ging der Böſe etliche Mal um's Haus und ſprang endlich auf das Dach, und wollte warten bis Rothkäppchen Abends nach Hauſe ginge, dann wollte er ihm nachſchleichen und es in der Dunkelheit freſſen. Aber die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte. Nun ſtand vor dem Hauſe ein großer Steintrog; da ſprach ſie zu dem Kinde: „Nimm den Eimer, Rothkäppchen, geſtern habe ich Würſte gekocht, da trag das Waſſer, worin ſie gekocht ſind, in den Trog." Rothkäppchen trug ſo lange, bis der große Trog ganz voll war. Da ſtieg der Geruch von den Würſten dem Wolf in die Naſe, er ſchnupperte und guckte hinab, endlich machte er den Hals ſo lang, daß er anfing zu rutſchen; ſo rutſchte er vom Dach herab und gerade in den großen Trog hinein und ertrank. Rothkäppchen aber ging fröhlich nach Hauſe und that ihm Niemand etwas zu Leide.

V. Deutſches Märchen.

Das Märchen vom Machandelbaum.*)

(Niederdeutſch bei Grimm, Kinder- und Hausmärchen Bd. I. No. 47.)

Es iſt ſchon lange her, wohl an die Tauſend Jahre, da lebte einmal ein reicher Mann, der hatte eine ſchöne und fromme Frau: ſie hatten

*) Machholderbaum nicht etwa Mandelbaum.

ſich alle zwei ſehr lieb, aber ſie hatten keine Kinder und doch wünſchten ſie ſich ſo ſehnlichſt welche, und die Frau betete ſo viel deshalb zum lieben Gott bei Tag und Nacht, aber ſie bekam doch keines. Nun hatte aber ihr Haus vorn einen Hof, da war ein Machandelbaum gewachſen, unter dem ſtand eines Tages im Winter die Frau und ſchälte ſich einen Apfel, und wie ſie ſchälte, da ſchnitt ſie ſich in den Finger, und das Blut rieſelte auf den Schnee herab. „Ach," ſagte die Frau und ſeufzte recht ſchwer und ſchaute das Blut vor ſich an und war ſo recht wehmüthig: ach hätte ich doch ein Kind, ſo roth wie Blut und ſo weiß wie Schnee! Und als ſie das geſagt hatte, da ward ihr recht fröhlich zu Muthe, es war ihr, als ſollte es wahr werden. Da ging ſie wieder in's Haus hinein. Und es ging ein Monat hin, da verging der Schnee, und wieder einer, da ward es grün, und noch einer, da kamen die Blümchen aus der Erde, und der vierte Monat kam, da wuchſen die Bäume in's Holz und die Zweige wurden grün, und die Vögelchen ſangen, daß das ganze Haus wiederhallte, und die Blüthen fielen von den Bäumen. Als aber der fünfte Monat um war, da ſtand ſie wieder unter dem Machandelbaum, der roch ſo ſchön, daß ihr Herz vor Freude hüpfte, und ſie fiel auf die Kniee und konnte ſich vor Wonne gar nicht laſſen. Als aber der ſechſte Monat vorüber war, da wurden die Früchte dick und ſtark, allein ſie ward ganz ſtill, im ſiebenten Monat aber da griff ſie nach den Beeren am Baume und aß ſie, allein ſie ward ſo traurig und krank, daß ſie, als der achte Monat kam, ihren Mann rief und weinend ſprach: „wenn ich ſterbe, da begrabe mich unter dem Machandelbaum." Und als er ihr das verſprochen hatte, war ſie wieder getröſtet und freute ſich, und als der neunte Monat vorüber war, da ſchenkte ihr Gott ein Kind ſo weiß wie Schnee und ſo roth wie Blut, und als ſie das ſah, da freute ſie ſich ſo, daß ſie ſtarb.

Da begrub ſie ihr Mann unter dem Machandelbaum und fing an bitterlich zu weinen: nach einiger Zeit aber da weinte er immer weniger und wie er genug geweint hatte, da hörte er ganz auf mit Weinen, und als wieder eine Zeit verfloſſen war, da nahm er ſich wieder eine andere Frau.

Mit der zweiten Frau aber bekam er eine Tochter, und das Kind von der erſten das war ein kleiner Junge, der war ſo roth wie Blut und ſo weiß wie Schnee. Wenn nun die Frau ihre Tochter ſo anſchaute, da hatte ſie ſie ſo lieb, ſo lieb, aber wenn ſie den kleinen Jungen anſah, da ging es ihr durch's Herz, und ſie dachte, er ſtünde ihr überall im Wege, und ſie dachte nach, wie ſie ihrer Tochter alles Vermögen ihres Mannes zuwenden könne, und da gab ihr der Böſe es ein, daß ſie den

kleinen Jungen ganz gram ward, und ſie ſtieß ihn aus einer Ecke in die andere und puffte ihn hier und knuffte ihn dort, ſo daß das arme Kind in ewiger Angſt ſchwebte; und wenn er aus der Schule kam, da hatte er keinen Platz, wo er ſich hätte ruhig hinſetzen können.

Einſt war nun die Frau auf ihre Kammer gegangen, da kam ihre kleine Tochter ihr nach und ſagte: „Mutter gieb mir einen Apfel.“ „Ja, mein Kind,“ ſagte die Frau und gab ihr einen ſchönen Apfel aus der Kiſte; die Kiſte aber hatte einen großen ſchweren Deckel mit einem großen ſcharfen eiſernen Schloſſe. „Mutter, ſagte das kleine Mädchen, ſoll denn mein Brüderchen nicht auch einen haben?“ Das verdroß die Frau, doch ſagte ſie: „ja, wenn er aus der Schule kommt!“ Und als ſie durchs Fenſter gewahr wurde, wie derſelbe nach Hauſe kam, da war es gerade, als wenn der Böſe in ſie fuhre, und ſie fuhr zurück und nahm ihrer kleinen Tochter den Apfel wieder weg und ſagte: „Du ſollſt nicht eher einen bekommen als Dein Bruder!“ Da ſchmiß ſie den Apfel in die Kiſte und machte ſie zu, und der kleine Junge kam gerade zur Thüre herein, und der Böſe gab es ihr ein, daß ſie freundlich zu ihm alſo ſprach: „mein Söhnchen, willſt Du einen Apfel haben?“ und dabei ſah ſie ihn ſo ſonderbar an. „Mutter, ſagte der kleine Junge, was ſiehſt Du mich denn ſo grauſig an: ei, gieb mir doch einen Apfel!“ Da war's ihr, als müßte ſie ihm zureden. „Komm mit,“ ſagte ſie und machte den Deckel auf, „hole Dir einen Apfel heraus!“ Und als ſich nun der kleine Junge hineinbückte, da überredete ſie der Böſe, und pardautz da ſchlug ſie den Deckel zu, daß der Kopf abflog und auf die rothen Aepfel fiel. Da überfiel ſie aber eine ſchlimme Angſt und ſie dachte, „wie kann ich das von mir wieder wegbringen!“ Da ging ſie denn in ihre Stube in ihre Kommode und holte aus dem unterſten Schubkaſten ein weißes Tuch heraus und ſetzte den Kopf wieder auf den Hals, und band ihm das Halstuch ſo um, daß man nichts ſehen konnte, und ſetzte ihn auf einen Stuhl vor der Hausthüre und gab ihm den Apfel in die Hand.

Da kam inzwiſchen Marlenchen in die Küche zu ihrer Mutter, die ſtand vor dem Feuer und hatte einen Topf mit heißem Waſſer vor ſich, den rührte ſie immer um. „Mutter, ſagte Marlenchen, mein Brüderchen ſitzt vor der Thüre und ſieht ganz weiß aus, und hat einen Apfel in der Hand, ich habe ihn gebeten, er ſoll mir den Apfel geben, aber er antwortet mir nicht, und da wird mir ganz gruſelich!“ „Geh noch einmal hin, ſagte die Mutter und wenn er Dir nicht antworten will, ſo gieb ihm eins hinter die Ohren!“ Da ging Marlenchen hin und ſagte: „Bruder gieb mir den Apfel!“ Er aber ſchwieg ſtill, da gab ſie ihm eins hinter die Ohren und da fiel der Kopf herunter. Darüber erſchrak

ſie ſehr und fing an zu weinen und zu jammern und lief zu ihrer Mutter und ſprach: „Ach Mutter, ich habe meinem Bruder den Kopf abgeſchlagen!“ und weinte und weinte immer fort und wollte ſich gar nicht wieder zufrieden geben. „Marlenchen, ſagte die Mutter, was haſt Du gethan! Aber ſchweige nur ſtill, daß es kein Menſch merkt, es iſt nun doch nicht zu ändern, wir wollen ihn ſauer kochen.“ Da nahm die Mutter den kleinen Jungen und hackte ihn in Stücken, that ihn in den Topf und kochte ihn ſauer. Marlenchen aber ſtand dabei und weinte und weinte, und die Thränen fielen alle in den Topf und ſie brauchten gar kein Salz.

Da kam der Vater nach Hauſe und ſetzte ſich zu Tiſche und ſagte: „wo iſt denn mein Sohn?“ Da trug die Mutter eine große Schüſſel voll Schwarzſauer auf und Marlenchen weinte noch immer und konnte nicht an ſich halten. Da ſagte der Vater wieder: „wo iſt denn mein Sohn?“ „Ach, ſagte die Mutter, er iſt über Land gegangen zu ſeiner Mutter Großonkel, dort will er bleiben!“ „was will er denn dort?“ und warum hat er mir denn nicht einmal Adies geſagt?“ „O, er wollte gar zu gern dorthin und er bat mich ſo, daß er dort ſechs Wochen bleiben dürfe: nun da iſt er ja ganz gut aufgehoben!“ „Ach, ſagte der Mann, mir iſt ganz traurig um's Herz, das iſt doch nicht recht, daß er ſo ohne Abſchied fortgegangen iſt!“ Damit fing er aber an zu eſſen und ſagte: „Marlenchen, was weinſt Du denn? Dein Bruder wird ſchon wieder kommen.“ „Ach Frau, ſagte er weiter, wie ſchmeckt mir doch heute Dein Eſſen gut, gieb mir noch mehr!“ Und je mehr er aß, deſto mehr wollte er haben und ſagte: „gieb mir mehr, Du ſollſt gar nichts davon haben, es iſt mir ſo, als wenn das Alles mein wäre“ und er aß und aß, und die Knochen warf er unter den Tiſch, bis Alles alle war. Marlenchen aber ging in ihre Kommode und nahm aus dem unterſten Kaſten ihr beſtes ſeidnes Tuch heraus, und holte ſich alle die Beinchen und Knöchelchen unter dem Tiſche hervor und band ſie in das ſeidne Tuch und trug ſie vor die Thüre und weinte Blutsthränen. Darauf legte ſie ſich unter den Machandelbaum in das grüne Gras, und wie ſie ſo da lag, da ward ihr auf einmal ſo leicht um's Herz und ſie weinte nicht mehr. Da fing auf einmal der Machandelbaum an ſich zu bewegen und die Zweige bogen ſich auseinander und dann wieder zuſammen, ſo als wenn ſich einer recht freut und die Hände zuſammenſchlägt. Auf einmal aber ging eine Art Nebel von dem Baume aus und in dem Nebel da brannte etwas wie ein Feuer und aus dem Feuer flog auf einmal ein ſchöner Vogel heraus, der ſang ſo herrlich und flog hoch in die Luft, und als er weg war, da war der Machandelbaum wieder ſo wie vorher und das Tuch

mit den Knochelchen war weg. Marlenchen aber war wieder ſo leicht und fröhlich um's Herz, gerade als wenn ihr Bruder noch lebte und ſie ging wieder ganz luſtig in's Haus hinein zu Tiſche und aß.

Der Vogel aber flog weg und ſetzte ſich auf eines Goldſchmieds Haus und fing an zu ſingen:

Meine Mutter hat mich geſchlacht'
Mein Vater hat mich gegeſſen,
Meine Schweſter, das Marlenchen
Suchte alle meine Beinchen,
Band ſie in ein ſeiden Tuch,
Legte ſie unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Der Goldſchmied aber ſaß in ſeiner Werkſtatt und machte gerade eine goldene Kette, da hörte er den Vogel, der auf ſeinem Dache ſaß und ſang, und das däuchte ihm ſo wunderſchön. So ſtand er denn auf und als er über die Schwelle ging, da verlor er einen Stiefel. Er ging aber mitten auf die Straße hinaus, einen Stiefel und einen Strumpf an, hatte ſein Schurzfell vor und in der einen Hand hatte er die goldene Kette, in der andern aber hatte er die Zange; und die Sonne ſchien hell auf die Straße. Da ging er hinaus, ſah ſich den Vogel an und ſagte: „Vogel, ei wie kannſt Du ſingen ſchön! Singe mir das Stück noch einmal.“ „Nein, ſagte der Vogel, zweimal ſinge ich nicht umſonſt. Gieb mir die goldene Kette und ich will es Dir noch einmal ſingen!“ „So, da haſt Du die goldene Kette, ſagte der Goldſchmied, nun ſinge mir aber Dein Lied noch einmal.“ Da kam der Vogel, nahm die goldene Kette in die rechte Klaue, ſetzte ſich vor den Goldſchmied hin und ſang:

Meine Mutter hat mich geſchlacht'
Mein Vater hat mich gegeſſen,
Meine Schweſter das Marlenchen
Suchte alle meine Beinchen,
Band ſie in ein ſeiden Tuch,
Legte ſie unter den Machandelbaum,
Kywitt, kywitt, was für ein ſchöner Vogel bin ich!

Da flog der Vogel fort zu einem Schuſter, ſetzte ſich auf ſein Dach und ſang:

Meine Mutter hat mich geſchlacht' ꝛc.

Wie das der Schuſter hörte, da lief er in Hemdärmeln hinaus vor die Thüre und ſah nach ſeinem Dache: er mußte aber die Hände vor die Augen halten, daß ihn die Sonne nicht blendete. „Vogel, ſagte er, was kannſt Du ſchön ſingen!“ Da rief er zur Thüre hinein: „Frau komm

einmal heraus, da iſt ein Vogel: ſieh Dir einmal den Vogel an, wie der ſchön ſingen kann!“ Er rief aber auch noch ſeine Tochter und ſeine andern Kinder und ſeine Geſellen, Lehrjungen und Magd und ſie liefen alle heraus auf die Gaſſe, und ſahen den Vogel an, wie ſchön er war, und er hatte ſo recht ſchöne rothe und grüne Federn und um den Hals war es wie lauter Gold und ſeine Augen blitzten ihm im Kopfe wie Sterne. „Vogel, ſagte der Schuſter, nun ſinge mir Dein Stückchen noch einmal!“ „Nein, ſagte der Vogel, zweimal ſinge ich nicht umſonſt. Du mußt mir was ſchenken!“ „Frau, ſagte der Mann, gehe hinauf in den Schrank, im unterſten Fache da ſtehen ein Paar rothe Schuhe, die bringe mir herunter!“ Da ging die Frau hinauf und holte die Schuhe. „Da, Vogel, ſagte der Mann, nun ſinge mir Dein Stückchen noch einmal!“ Da kam der Vogel und nahm die Schuhe in die linke Klaue und flog wieder auf das Dach und ſang:

Meine Mutter hat mich geſchlacht',
Mein Vater hat mich gegeſſen ꝛc.

Und als er ausgeſungen hatte, da flog er weg, die Kette hatte er in der rechten, die Schuhe aber in der linken Klaue, und ſo flog er hinweg nach einer Mühle, und die Mühle gieng: klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe! in der Mühle aber ſaßen zwanzig Müllerburſchen, die behaueten einen Mühlſtein und hackten: hicke hacke, hicke hacke, hicke hacke, und die Mühle gieng klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe. Da ſetzte ſich der Vogel auf einen Lindenbaum, der vor der Mühle ſtand und ſang:

Meine Mutter hat mich geſchlacht'

da hörte einer auf zu pochen

Mein Vater hat mich gegeſſen

da hörten noch zwei auf und horchten zu

Meine Schweſter das Marlenchen

da hörten wieder viere auf

Suchte alle meine Beinchen
Band ſie in ein ſeiden Tuch

Nun hackten nur noch acht

Legte es unter

nun nur noch fünf

den Machandelbaum

nun nur noch einer

Kywitt, kywitt, was für ein ſchöner Vogel bin ich!

Da hörte der letzte auch auf und hatte das letzte noch gehört. „Vogel,

ſagte er, wie ſingſt Du ſo ſchön! laß mich das auch hören, ſinge mir es noch einmal!“ „Nein, ſagte der Vogel, zweimal ſinge ich nicht umſonſt, gieb mir den Mühlſtein, ſo will ich noch einmal ſingen!“ „Ja, ſagte er, wenn ſie alle mit zuhören können, ſo ſollſt Du ihn haben.“ „Ja, ſagten die andern, wenn er noch einmal ſingt, ſo ſoll er ihn haben!“ Da kam der Vogel herunter, und die Müller faßten alle zwanzig zuſammen an und bohrten den Stein aus: „hu uh uhp, hu uh uhp, hu uh uhp!“ Da ſteckte der Vogel den Hals durch das Loch und nahm ihn wie einen Kragen um und flog wieder auf den Baum und ſang:

Meine Mutter hat mich geſchlacht' ꝛc.

Und als er das geſungen hatte, da that er die Flügel auseinander und hatte in der rechten Klaue die Kette und in der linken die Schuhe und um den Hals den Mühlſtein und flog weit fort nach ſeines Vaters Haus.

In der Stube aber ſaßen der Vater, die Mutter und Marlenchen bei Tiſche und der Vater ſagte: „ach wie wird mir ſo leicht, mir iſt recht wohl zu Muthe!“ „Nein, ſagte die Mutter, mir iſt recht angſt, ſo wie wenn ein ſchweres Gewitter kommen ſollte!“ Marlenchen aber ſaß ſtill und weinte, da kam der Vogel geflogen und ſetzte ſich auf das Dach. „Ach, ſagte der Vater, mir iſt recht fröhlich und draußen ſcheint die Sonne ſo ſchön, mir iſt gerade, als ſollte ich einen alten Bekannten wiederſehen!“ „Nein, ſagte die Frau, mir iſt ſo angſt, die Zähne klappern mir zuſammen und es iſt mir, als hätte ich Feuer in den Adern!“ Da ſetzte ſich Marlenchen in eine Ecke und weinte und hielt ſich ihren Teller vor die Augen und weinte den Teller ganz naß. Da ſetzte ſich der Vogel auf den Machandelbaum und ſang:

Meine Mutter hat mich geſchlacht'

Da hielt ſich die Mutter die Ohren zu und kniff die Augen zu und wollte nichts ſehen und nichts hören, aber da brauſte es ihr in die Ohren wie der allerſtärkſte Sturm und die Augen brannten ihr und es zuckte ihr drinnen wie Blitze.

Mein Vater hat mich gegeſſen

„Ach Mutter, ſagte der Mann, da iſt ein ſchöner Vogel, der ſingt ſo herrlich, die Sonne ſcheint ſo warm und hier riecht es wie lauter Zimmet.“

Meine Schweſter das Marlenchen

Da legte Marlenchen ihren Kopf auf die Kniee und weinte in einem weg, der Mann aber ſagte: „ich gehe hinunter, ich muß den Vogel ſehen in der Nähe!“ „Ach gehe nicht, ſagte die Frau, mir iſt als brennte das

Haus und ſtande ganz in Flammen!“ Aber der Mann ging hinunter und ſah den Vogel an.

Suchte alle meine Beinchen
Band ſie in ein ſeiden Tuch
Legte ſie unter den Machandelbaum
Kywitt, kywitt, was für ein ſchöner Vogel bin ich!

Damit ließ der Vogel die goldene Kette fallen und ſie fiel dem Manne gerade um den Hals, daß ſie recht ſchön paßte. Da ging er hinein und ſprach: „ſieh, ſieh, was das für ein ſchöner Vogel iſt, der hat mir ſo eine ſchöne goldene Kette geſchenkt, und ſieht ſo ſchön aus!“ Der Frau aber ward ſo angſt, daß ſie in die Stube hinfiel und die Mütze fiel ihr vom Kopfe. Da ſang der Vogel wieder:

Meine Mutter hat mich geſchlacht'

„Ach daß ich tauſend Klaftern tief unter der Erde wäre, nur daß ich Dich nicht hören müßte!“

Mein Vater hat mich gegeſſen

Da fiel die Frau für todt nieder.

Meine Schweſter das Marlenchen

„Ach, ſagte Marlenchen, ich will auch hinuntergehen und ſehen, ob der Vogel mir was ſchenkt?“ Da ging ſie hinunter.

Suchte alle meine Beinchen
Band ſie in ein ſeiden Tuch

Da ſchmiß er ihr die Schuhe herunter

Legte ſie unter den Machandelbaum
Kywitt, kywitt, was für ein ſchöner Vogel bin ich!

Da ward ihr ſo leicht und fröhlich um's Herz und ſie zog die neuen rothen Schuhe an und ſprang und tanzte in's Haus hinein. „Ach, ſagte ſie, ich war ſo traurig, als ich herunterging und nun iſt mir ſo leicht, das iſt einmal ein herrlicher Vogel, der hat mir ein Paar rothe Schuhe geſchenkt!“ „Nein, ſagte die Frau, und ſprang in die Höhe und die Haare ſtanden ihr zu Berge wie Feuerflammen: „mir iſt, als ſolle die Welt untergehen, ich will auch hinunter, vielleicht wird mir auch leichter um's Herz!“ Aber als ſie zur Thüre herauskam, pardaus, ſchmiß ihr der Vogel den Mühlſtein auf den Kopf, daß ſie ganz zu Muß zerdrückt wurde. Der Vater und Marlenchen aber hörten das und gingen hinab, da kam aus der Stelle, wo ſie geſtanden hatte, Dampf, Flammen und Feuer heraus und als das vorüber war, da ſtand ihr kleiner Bruder da und nahm ſeinen Vater und Marlenchen bei der Hand und ſie waren alle drei ſo recht vergnügt und gingen hinein in das Haus an den Tiſch und aßen zuſammen.

VI. Deutſches Märchen.

Die goldene Spindel.

In einer reizenden Gegend, am Fuße des hohen Rieſengebirges, lag ein kleines Dörfchen. Dort wohnte in ſtiller Eingezogenheit eine arme Witwe mit ihrem einzigen Töchterlein, Dorilla genannt. Es war aber dieſe ein gar gutes Kind und von allen Menſchen geliebt wegen ihres ſanften Gemüthes und frommen Fleißes. Ihre Mutter war ſehr arm und krank, ſo daß ſie nichts mehr verdienen konnte mit den ſchwachen Händen. Darum ſäumte Dorilla nicht, mit dem früheſten Morgen an ihr Tagewerk zu gehen, und arbeitete mit Luſt und Freude, bis die Sonne ſank. Aber wie emſig ſie ſpann, wie fein ſie auch das Fädchen drehte mit der unermüdeten Hand, ſo langte es doch kaum hin zu dem Allernothdürftigſten. Das ging der kleinen Dorilla ſehr zu Herzen, und oft ſann ſie ſtill und betrübt am ſchnurrenden Rädchen auf klugen Rath; aber immer vergebens. Außer dem Hauſe hätte ſie wohl mehr erwerben können: aber dann wäre ja die kranke Mutter ganz ohne Pflege geweſen, und daran mochte ſie nicht einmal denken. Doch blieb ſie dabei immer guten Muthes; denn ſie fand Troſt im Gebete und ließ nicht ab zu hoffen, der Himmel würde ſie nicht ganz verlaſſen und ſich ihr gewiß einſt hülfreich offenbaren.

Es begab ſich aber, daß Dorilla eines Tages zum Markte wollte, um ihr Garn zu verkaufen, welches diesmal überaus fein war und ihr einen artigen Gewinn verſprach. Es war im Frühjahre, wo die Bergſtröme hoher anſchwellen von dem geſchmolzenen Schnee, und weit übertreten über die engen Ufer, ſo daß die Straßen und Fußſteige oft unzugänglich und gefährlich werden. Als nun die kleine Dorilla durch das Dörfchen ſchritt, ſo ſprach ſie mancher Nachbar an, ſie warnend vor dem reißenden Bergwaſſer, das über Ufer und Damme vorgeſchritten war und weit hinein in den Wald brauſete. Aber das Mädchen ſagte muthig: „Ich kenne ja den Weg ganz genau und auch die Brücke, zumal am hellen ſonnigen Tage; macht Euch deshalb keine Sorge um mich, lieber Nachbar, ich komme wohl mit Gott glücklich an Ort und Stelle. So ſchritt ſie friſch und fröhlich zum Dorfe hinaus und über die Wieſen dem nahen Walde zu.

Schon hörte ſie das Rauſchen des Waſſers; der kleine Fluß war zum Strome geworden, und weit hin über die Wieſen ſpielten die rieſelnden Fluthen: aber noch ragte die Brücke über das Waſſer empor, und ſie eilte wohlgemuth darüber hin. Faſt wollte es ihr vorkommen, als ſchwimme die Brücke mit ihr dahin; die Wellen netzten ihr oft die Sohlen

und glänzten in ſo wunderbaren Farben, daß das Mädchen wie geblendet daſtand und ihr faſt ſchwindelte. Sie wandte ihre Blicke aber von den Fluthen ab und ſchritt beherzt vor ſich hin, bis ſie am Ufer war, wo das Städtchen hell im Sonnenglanze vor ihr lag.

Nun holte ſie freien Athem und eilte zum Thore hinein, dem Markte zu. Als ſie hier angekommen war und das Garn herausnehmen wollte aus dem reinlichen Körbchen, ſiehe, da war kein Faden darin. Sie mußte das Garn unterwegs verloren haben. Sprachlos ſtarrte Torilla vor ſich hin; der Schrecken raubte ihr Worte und Gedanken; betäubt ſank ſie auf die Stufen eines hohen Gebäudes und weinte tief und ſchmerzlich. Die Vorübergehenden blieben vor ihr ſtehen und ſahen theils bedauernd, theils ſpöttelnd auf ſie hin, keiner aber fragte nach der Urſache ihres Kummers. Dahin war mit dem Garne der Verdienſt eines ganzen Monats, und ſie ſah keine Hülfe und keinen Rath. Zu betteln ſchente ſie ſich, und wenn ſie auch einmal ihre blauen Augen bittend erhob, ſo nahmen ihr Scham und Thränen die Sprache, und ſo blieb ſie immer unverſtanden und unbeachtet.

Als ſie ſo da ſaß in ihrem Jammer, ſchritt ein Jägerburſche von überaus ſchöner Geſtalt durch die Menge; ſein Auge funkelte kühn unter ſeinen Augenbrauen hervor; dabei pfiff er luſtig vor ſich hin und lachte zuweilen heimlich, als mache er ſich über die ganze Welt von Herzen luſtig. Ein großer, hellgrüner Mantel hing ihm nachläſſig über die Schultern, und die blanke Flinte glänzte im Abendſchein. Er trat an eine der Säulen, wo Torilla ſaß, und ſah, die Arme übereinander gekreuzt, dem bunten Treiben der Menge zu. — Eben kam ein wohlgekleideter Mann vorbei mit Stern und Ordenskreuz. Schüchtern machte ſich Torilla an ihn und hob die Hände bittend empor; ihre feuchten Augen ſprachen beredter als jedes Wort. „Erbarme Dich der Armuth!“ Aber der reiche Herr ſah ſie unwillig an und ſagte: „Geh' und arbeite; der müßigen Tagediebe giebt es ohnehin ſchon längſt zu viele!“ Und ſo ſchritt er vornehm vorüber. Hochrothend ſchluchzte Torilla: „Ach, es ſoll ja nur für meine arme, arme Mutter ſein!“ und die Hände zum Himmel emporhebend, als wolle ſie ihn zum Zeugen anrufen, daß ſie das harte Wort nicht verdiene, ſtand ſie eine lange Weile in tiefer Verwirrung. Da faßte ſie eine Hand, und der Jägerburſche beugte ſich zu ihr herab und ſprach: „Du armes Kind, hier kannſt Du lange ſitzen und bekommſt doch am Ende nicht ſo viel, daß Du deiner kranken Mutter das Abendbrot kaufen kannſt.“ — Erſtaunt ſah ihn Torilla an und fragte: „Kennt ihr mich denn? Woher wißt ihr von meiner kranken Mutter?“ Der Fremde antwortete: „Du haſt ja immer leiſe gebetet, und daher weiß ich

Alles. Ich möchte Dir auch gar gerne helfen. Harre meiner nun dort am Waſſer, es wird bald dunkel, und Du bedarfſt eines Führers. Auch bringe ich Dir vielleicht anderes Garn; denn meine Schweſtern ſpinnen auch feine Fäden, und die ſollen Dir den Verluſt ſchon erſetzen." Darauf ſahe er ſie recht freundlich an und begab ſich unter die Vorübergehenden. Dorilla aber verfolgte ihn mit den Augen, und es war ihr, als ſähe ſie ihn immer höher und höher über die Menge hervorragen, bis er endlich in nebliger Ferne verſchwand. Dem erſchrockenen Mädchen klopfte das Herz; ſie konnte ſich eines geheimen Grauens nicht erwehren, und doch mußte ſie den Jäger lieb haben, der ſo freundlich verſprochen hatte, ihr zu helfen. Schon wurde es kühl und dunkel, da begab ſich Dorilla geſchwind auf den Heimweg, des Fremdlings Worte gedenkend.

Bald hatte ſie die verdrüßliche Stadt hinter ſich und eilte nun in banger Hoffnung dem Walde zu. Wie eine weite Silberfläche lagen die überſchwemmten Felder an den dunkeln Bergen, und das Gebrauſe des Stromes hallte, wie ein dumpfer Donner, durch die öde Gegend. Dorilla hatte vorſichtig manches kleine Gewäſſer durchſchritten und war zu der Stelle gekommen, wo ſie über die Brücke gehen mußte. Aber die ſuchte ihr Auge vergebens; keine Spur war von ihr zu finden. Wahrſcheinlich war der Strom noch gewachſen und hatte ſie hinweggeriſſen. Kein Kahn rings umher! Da ſtand ſie nun allein und verlaſſen, mitten zwiſchen tauſend vorüber eilenden Bächlein, die muthwillig und neckend ſie in ſeltſamen Ringen umfloſſen, ſo daß ihr auch der Rückweg immer bedenklicher wurde, und ſie wie in einem Zauberkreiſe ſtand, aus dem kein Weg herausführte. Vergebens blickte ihr Auge in die Ferne. Wohl ſah ſie das Dörflein; doch der Nebel ſchien es immer weiter zu entfernen und das Hinderniß immer unüberſteiglicher zu werden, daß ſich vor Angſt und Grauen unwillkürlich ihr Haar ſträubte und ihr unſäglich bellommen um's Herz wurde. Da gedachte ſie des Fremden und ſeines Verſprechens, und ſie ſah ſich ringsum und rief laut durch die Dämmerung, daß ihre Stimme von den nahen Bergen zurückhallte. Auf einmal gewahrte ſie beim Scheine des aufgehenden Mondes eine bewegliche Geſtalt am Bergwege, die immer näher kam. Bald konnte ſie den Jäger erkennen und den grünen Mantel, und ſchon unterſchied ſie ein weißes Geſicht. Nun trat er zu ihr und ſprach mit freundlichen Worten: „Hier, Mädchen, iſt Garn; auch ſchicken Dir die Schweſtern eine Spindel dazu; bewahre ſie aber und laſſe ſie für keinen Preis; die Spindel bringt Segen und macht Dich reich." Dankbar blickte Dorilla zu ihm empor und verſprach ſeiner Worte zu gedenken. „Nun aber," bat ſie, „bringe mich auch über den Strom, wie Du es mir verſprachſt, damit die Mutter ſich nicht länger

daheim um mich ängſtige." Aber der Jäger ſprach: „Thörichte, was forderſt Du? Siehſt Du nicht, wie hoch die Fluth geht? Wo wäre denn ein Kahn oder ein Steg, der uns hinüber brächte? Heute ſtehe von deinem Vorhaben ab und komm mit mir in's Gebirge. Dort ſteht mein Schloß, darin ſoll es Dir an Nichts fehlen, was das Herz erfreut; denn ich bin reich und verſpreche Dir gute Tage." Aber das Mädchen entgegnete: „Wie ſollte ich herrlich und in Freuden leben, wenn meine arme Mutter daheim ſeufzt und ſich im Herzen grämet? Ach! Du haſt keine Eltern für welche Du ſorgen mußt, ſonſt würdeſt Du mir mit ſolchen Worten nicht wehe thun. Lieber in die Fluthen mich wagen, als Dir folgen, Du harter Mann! Der Gott, zu dem ich flehe, wird mich behüten und mich nicht unterſinken laſſen." Da blitzten die Augen des Jägers, wie Sterne durch die Nacht, und er ſprach: „Deine Liebe und dein Vertrauen ſind ſtark, aber ſtark iſt auch mein Arm, und ſo will ich es denn getroſt mit Dir wagen." Und im Nu umhüllte ſie der grüne Mantel, und ein ſtarker Arm trug ſie hoch über die brauſende Fluth hin, daß ſie hinab in das klare Wellenreich ſchaute und am Ufer war, ehe ſie es noch gedachte. Sanft fühlte ſie ſich auf den Raſen niedergelaſſen. Ihre Blicke ſuchten den Führer; er war verſchwunden. Hell lag die Gegend vor ihr da; Alles war ihr nun deutlicher und bekannter, und mit Erſtaunen ſah ſie nun auch die Brücke hinter ſich, die ſie vergebens geſucht hatte. Sie rieb ſich verwundert die Augen, indem ſie dachte: „Wache ich denn, oder hab' ich geträumt?" Aber das ſchwere Körbchen erinnerte ſie an die Wirklichkeit, und ſie ſchob alles das Wunderbare auf ihre Angſt und allzugroße Verwirrung. Munteren Schrittes eilte ſie dem Dorfchen zu. Da ſtand die Mutter ſchon beſorgt an der Hinterthür und ſah ihr entgegen. Flüchtig erzählte ihr Torilla, was ihr begegnet ſei; aber ihre Worte liefen ſo wunderlich durcheinander, daß die Mutter bedenklich den Kopf ſchüttelte. Als ſie aber hörte, wie des Kindes Liebe und mächtiges Vertrauen den Jäger bewogen habe zu ihrer wunderbaren Rettung, da wurde ſie zufrieden.

Am andern Morgen, als Torilla das Garn betrachtete, ſiehe! da leuchtete es, wie eitel Gold und hing ſchwer in unzähligen glänzenden Fäden zur Erde. Die Spindel aber glänzte noch weit ſchöner; und als Torilla den erſten Faden damit verſuchte, ſo tanzte ſie von ſelbſt in ihrer Hand, und es war eine Luſt anzuſehen, wie der Faden ſo fein und überaus ſchnell ſich um ſie her ſchlang und die ſüße Arbeit gar kein Ende nehmen wollte. Da fielen die Glücklichen auf die Knie im ſtillen Gebete und lobten Gott und den guten Geiſt, der ſie ſo bald aus aller Noth gerettet hatte. Als ſie nun das goldene Garn zum Verkaufe trugen, und

die Geſchichte lauter wurde, ſo meinten die Leute alle, das wäre Rubezahl, der Bergeiſt geweſen, kreuzten ſich und mieden die Nähe der Glücklichen. Dieſe aber verließen das Häuschen und begaben ſich in ein ſtilles Thal, wo gute, freundliche Menſchen wohnten. Dort lebten ſie ein frohes, ſorgenfreies Leben, ſtill und tadellos; denn ſo reich ſie auch wurden, ſo vergaßen ſie ſich doch nie in ſtolzem Uebermuthe, und der fromme Fleiß und die goldene Spindel erbte ſich lange fort auf Kind und Kindeskind.

VII. Franzöſiſches Märchen.

Dornröschen.

(Blaue Bibliothek, Bd. 1. S. 111. Nach Perrault's La Belle au bois dormant.)

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die ſprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug es ſich zu, als die Königin einmal im Bade war, daß ein Froſch aus dem Waſſer an's Land kroch und zu ihr ſagte: „Dein Wunſch ſoll erfüllt werden, Du ſollſt eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Froſch vorausgeſagt hatte geſchah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war ſo ſchön, daß ſich der König vor Freude nicht zu laſſen wußte und ein großes Feſt anſtellte. Er ladete nicht blos ſeine Verwandten, Freunde und Bekannte, ſondern auch alle Feen aus dem ganzen Lande, deren ſieben waren, zu Gevatterinnen, damit ihr jede, ſowie es damals unter den Feen gewöhnlich war, ein Geſchenk machen und die Prinzeſſin auf dieſe Weiſe alle möglichen Vollkommenheiten erlangen möchte. Nach der Taufe ging die ganze Geſellſchaft in den königlichen Palaſt, wo man den Feen ein herrliches Gaſtmahl gab. Jeder legte man ein prächtiges Gedeck auf, mit einem Futteral von gediegenem Golde, in welchem Meſſer, Gabel und Löffel ſteckten, alles von dem feinſten Golde mit Diamanten und Rubinen beſetzt. Da ſich die ganze Geſellſchaft ſchon zu Tiſche geſetzt hatte, öffnete ſich die Thür und eine alte Fee trat herein, die nicht eingeladen war, weil man glaubte, ſie wäre in ihrem Thurm geſtorben oder ſeit gezaubert. Der König ließ ihr auch ein Gedeck auflegen, aber es war unmöglich, ihr ein goldenes Beſteck zu geben, wie den andern, weil er nur ſieben, für die ſieben Feen hatte machen laſſen. Die Alte glaubte,

es geſchehe ihr das zum Poſſen und murmelte etwas zwiſchen ihren Zähnen. Eine junge Fee, die neben ihr ſaß, hörte es und vermuthete gleich, daß ſie der jungen Prinzeſſin irgend ein ſchlimmes Geſchenk machen würde. Sie verſteckte ſich daher nach aufgehobener Tafel hinter die Tapete, um ihr Geſchenk zuletzt zu geben und allenfalls das Böſe wieder gut zu machen, welches die Alte dem Kinde anthun dürfte. Hierauf fingen die Feen an, der Prinzeſſin zu ſchenken. Die erſte verlieh ihr vollkommene Schönheit, die zweite Verſtand wie ein Engel, die dritte Reiz und Anmuth in Allem, was ſie vornähme; die vierte das Talent ſchön zu tanzen, die fünfte wie eine Nachtigall zu ſingen, die ſechſte alle Arten von Inſtrumenten auf das Vollkommenſte zu ſpielen. Als die Reihe an die Alte kam ſchüttelte ſie mit dem Kopfe und ſagte, die Prinzeſſin ſolle ſich mit einer Spindel ſtechen und daran ſterben. Die ganze Geſellſchaft erſchrak über dieſes ſchreckliche Geſchenk und die Feen weinten insgeſammt, wie die Kinder. Aber in dem Augenblicke trat die junge Fee hinter der Tapete hervor und ſagte ganz laut zu dem König und der Königin: „Gebt euch zufrieden; Eure Tochter wird nicht ſterben. Es ſteht zwar nicht in meiner Gewalt die boshafte Abſicht dieſer Alten ganz zu vereiteln; die Prinzeſſin wird ſich mit einer Spindel in die Hand ſtechen, aber ſtatt zu ſterben, wird ſie in einen tiefen Schlaf fallen, aus welchem ſie nach Verlauf von 100 Jahren durch den Sohn eines Königs aufgeweckt werden wird.“ — Zum Ueberfluſſe ließ der König ſeinen Befehl bekannt machen, durch welchen er jedermänniglich verbot, an der Spindel zu ſpinnen, oder nur eine Spindel im Hauſe zu haben, bei Lebensſtrafe.

Eines Tages, da die Prinzeſſin ſchon etwa funfzehn oder ſechzehn Jahre alt war, begaben ſich der König und die Königin auf eines ihrer Luſtſchlöſſer, und da trug ſich's zu, daß die Prinzeſſin im ganzen Hauſe Trepp' auf, Trepp' ab, aus einer Stube in die andere lief und endlich auch in ein kleines Dachſtübchen oben im Thurme kam, wo ſie ein altes Mütterchen fand, die ſaß und ſpann. Das alte Mütterchen hatte in ihrem Dachſtübchen von dem Befehle des Königs kein Wörtchen erfahren. „Was macht ihr denn da?“ fragte die Prinzeſſin. — „Ja, da ſpinne ich, ſchönes Kind,“ verſetzte die Alte, welche die Prinzeſſin nicht kannte. „Ach, das iſt ja allerliebſt, antwortete dieſe, laßt 'mal ſehen wie Ihr's macht? ich will doch ſehen, ob ich es nachmachen kann.“ Die Alte gab ihr die Spindel und wie ſie dieſelbe in die Hand nahm, ſtach ſie ſich damit, denn ſie war etwas lebhaft und flattrig und überdies war es der Wille der Fee, daß es ſo gehen mußte. Sie ſtach ſich alſo und fiel ohnmächtig nieder. Die Alte war vor Schreck außer ſich und ſchrie nach Hilfe. Man eilte von allen Seiten herbei, man ſpritzte der Prinzeſſin

Waſſer in's Geſicht, man löſte ihr die Schnürbruſt auf, man rieb ihr die Hände und Schläfe mit ſtarken Waſſern; Alles war umſonſt, ſie kam nicht wieder zu ſich. Der König war indeß auch herangekommen und erinnerte ſich der Prophezeiung der Feen; und da er wohl einſah, daß man ſich dem Willen der Feen nicht widerſetzen könne, ſo ließ er die Prinzeſſin in das ſchönſte Zimmer des Palaſtes tragen und auf ein prächtiges mit Gold und Silber durchwebtes Bett legen. Sie war ſchön wie ein Engel, denn die Ohnmacht hatte ihrer Farbe nichts von ihrem Glanze entzogen; ihre Wangen blühten wie Roſen und ihre Lippen waren ſo ſchön roth wie Korallen. Nur die Augen hatte ſie geſchloſſen, aber man hörte ſie leiſe athmen und ſah daraus gar wohl, daß ſie nicht todt war. Der König befahl, ſie ruhig ſchlafen zu laſſen, bis die Stunde ihres Erwachens gekommen ware. Die gute Fee, die ihr das Leben gerettet hatte, kam in weniger als einer Stunde auf einem feurigen mit Drachen beſpannten Wagen an. Der König reichte ihr die Hand und hob ſie aus dem Wagen. Sie billigte Alles was er gethan hatte; aber bei ihrer großen Vorſicht fiel ihr ein, daß, wenn die Prinzeſſin aufwachte und ſich in dem alten Schloſſe allein fände, ſie in große Verlegenheit gerathen wurde. Sie fand auch dafür ein Mittel. Sie berührte, außer dem Könige und der Königin, Alles mit ihrem Zauberſtabe, die Oberhofmeiſterin, die Hofdamen, die Kammerfrauen, Kammerherren, Offiziere, Haushofmeiſter, Köche, Küchenjungen, Schweizer, Pagen und Laquaien; ſie berührte auch alle Pferde im Marſtalle, ſammt den Reitknechten, die Hofhunde und den kleinen Mimi, das Schoßhündchen der Prinzeſſin, das neben ihrem Bette lag. Sobald ſie etwas berührt hatte, ſchlief es ein, um zugleich mit der Prinzeſſin wieder aufzuwachen, und ſie zu bedienen, wenn ſie etwas nöthig hätte. Auch die Bratſpieße in der Küche, die voll Rebhühner und Faſanen ſteckten, ſchliefen ein und auch das Feuer ſchlief ein. Alles geſchah, in einem Augenblick, denn die Feen machen in Allem, was ſie thun, kurzes Federleſen. Hierauf küßten König und Königin ihre Tochter noch einmal, ohne daß ſie davon aufwachte, verließen das Schloß und erließen ein Edikt, daß ſich niemand dem Schloſſe nähern ſollte. Aber auch dieſes Verbot war unnöthig; denn in weniger als einer Viertelſtunde wuchs rund um das Schloß eine ſo große Menge Bäume und Sträuche, Dornen und Diſteln, daß weder Menſchen noch Vieh durchdringen konnten. Nur noch die Thurmſpitze guckte heraus und auch die ſah man nur in einer ziemlichen Entfernung. Man hatte allen möglichen Grund, zu glauben, daß auch dieſes ein Werk der Fee ſei, damit die Prinzeſſin während ihres Schlafes nichts von neugierigen Leuten zu fürchten hatte. Nach Verlauf von [illegible] Jahren ging der Sohn des

regierenden Königs, der aus einer andern Familie war, als die ſchlafende Prinzeſſin, auf die Jagd und da es ſich traf, daß er in die Gegend des Waldes kam, wo das Schloß lag, fragte er, was das für Thürme wären, die aus dem Dickicht des Waldes hervorragten. Jeder antwortete ihm ſo gut er konnte und was er ſelbſt davon gehört hatte. Der Eine ſagte, es wäre ein altes Schloß, worin es ſpukte, der Andere, es wäre der Sammelplatz aller Zauberer im ganzen Lande; die gemeinſte Meinung aber war, daß ein Povanz darin wohnte, der alle kleinen Kinder raubte, die ihm in den Wurf kamen, und ſie dort ruhig verzehre, weil ihm Niemand nachfolgen könnte und er allein den Weg durch das dicke Gebüſch wüßte. Endlich aber nahm ein alter Bauer das Wort und ſagte zu dem Prinzen: „Durchlauchtiger Prinz, es iſt nun länger als fünfzig Jahre, daß ich meinen Vater habe ſagen hören, es läge in dieſem Schloß eine wunderſchöne Prinzeſſin, welche hundert Jahre ſchlafen und von einem Prinzen aufgeweckt werden ſollte, dem ſie beſtimmt wäre.“ Als der Prinz dieſes hörte, gerieth er in Feuer und Flammen und zweifelte keinen Augenblick, daß er beſtimmt ſei dieſes ſchöne Abenteuer zu beſtehen. Er beſchloß, ſich auf der Stelle näher davon zu unterrichten. Er näherte ſich dem Gebüſche und bei jedem Schritte, den er that, machten ihm die Dornen und Diſteln von ſelbſt Platz und ließen ihn durch. So kam er endlich an das Schloß, welches er an dem äußerſten Ende einer langen Allee liegen ſah. Keiner von ſeinen Leuten hatte ihm folgen können, weil die Bäume und Sträucher es ihnen nicht erlaubt hatten, ſondern immer näher zuſammengerückt waren. Ungeachtet er ſich ein wenig hierüber wunderte, ſo ſetzte er dennoch ſeinen Weg weiter fort, denn einem jungen und verliebten Prinzen fehlt es niemals an Muth.

Nun waren aber gerade an dem Tage, wo der Königſohn kam, die hundert Jahre verfloſſen; und als er ſich der Dornhecke näherte, waren es lauter große ſchöne Blumen, die thaten ſich von ſelbſt auseinander, daß er unbeſchädigt hindurchging und hinter ihm thaten ſie ſich wieder als eine Hecke zuſammen. Er kam in's Schloß, da lagen im Hofe die Pferde und ſcheckigen Jagdhunde und ſchliefen, auf dem Dache ſaßen die Tauben und hatten die Köpfchen unter den Flügel geſteckt. Und als er in's Haus kam, ſchliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand ausgeſtreckt, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd ſaß vor dem ſchwarzen Huhne, das ſollte gerupft werden. Da ging er weiter und ſah im Schlafe den ganzen Hofſtaat liegen und ſchlafen. Dann ging er noch weiter und Alles war ſo ſtill, daß einer ſeinen Athem hören konnte; und endlich kam er zu dem Thurme und öffnete die Thür zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen ſchlief. Da lag es und

war ſo ſchön, daß er die Augen nicht abwenden konnte und er bückte ſich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kuſſe beruhigt hatte, ſchlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen ſie zuſammen herab und der ganze Hofſtaat erwachte und Alles ſah einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hofe ſtanden auf und rüttelten ſich, die Jagdhunde ſprangen und wedelten, die Tauben auf dem Dach zogen die Köpfchen unter dem Flügel hervor, ſahen umher und flogen in's Feld, die Fliegen an den Wänden krochen weiter, das Feuer in der Küche erhob ſich, flackerte und kochte das Eſſen, der Braten fieng wieder an zu broddeln und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er ſchrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königsſohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert und ſie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

VIII. Franzöſiſches Märchen.

Eſelshaut.

(Blaue Bibliothek. Band III. S. 97. Nach Peau d'âne von Perrault.)

Es war einmal ein ſehr großer König, den ſeine Unterthanen liebten, und alle ſeine Nachbarn ehrten, und den man daher mit allem Rechte den glücklichen Monarchen nennen konnte. Dies Glück wurde noch durch eine ſchöne und tugendhafte Gemahlin vermehrt, mit der er in vollkommener Eintracht lebte. Der Himmel hatte ihnen eine Tochter geſchenkt, die mit ſo vielen Reizen begabt war, daß ſie nöthig hatten, ſich mehrere Kinder zu wünſchen.

Ueberfluß, Pracht und Geſchmack herrſchte in ſeinem Palaſte. Seine Miniſter waren weiſe und thätig, ſeine Höflinge tugendhaft, ſeine Bedienten treu und emſig. Sein Marſtall war voll der ſchönſten Pferde, die mit prächtigem Zeuge bedeckt waren. Das Merkwürdigſte in dieſem Marſtalle war ein Eſel mit langen Ohren, der obenanſtand und vor ſeinen Brüdern in der Mühle dem Anſehen nach nicht das Mindeſte voraus hatte. Indeſſen hatte ihm der König dieſen Ehrenplatz aus guten Gründen zugetheilt. Die Eigenſchaften dieſes außerordentlichen Thieres verdienten alle nur mögliche Auszeichnung, weil ihn die Natur mit dem ſeltenen Talente begabt hatte, daß ſich alles Futter, das er bekam, bei

ihm in Gold verwandelte und ſeine Streu jeden Morgen mit einer groſſen Menge ſchoner, blanker Louisd'or, Carolinen, Doublonen, Guineen und Dukaten bedeckt war.

Kein Glück in der Welt iſt dauerhaft und die Konige ſind ſo gut, wie die gemeinſten ihrer Unterthanen, den Launen des Glückes ausgeſetzt. Der Konig erfuhr die Wahrheit dieſes Satzes nur allzubald. Die Königin fiel in eine ſchwere Krankheit, aus welcher alle Geſchicklichkeit der Aerzte ſie nicht zu retten vermochte. Die Trauer war allgemein. Der Konig ward untroſtlich, aber das half Alles nichts. Die Gotter und Feen blieben ungerührt. Als die Königin die Annaherung des letzten Augenblicks fühlte, faßte ſie ihren Gemahl, der an ihrem Bette in Thränen zerfloß, zartlich bei der Hand und ſagte zu ihm: „Gewähren Sie, daß ich jetzt noch etwas von Ihnen fordere. Wenn Sie ſich wieder verheirathen ſollten . . . .“ Bei dieſen Worten konnte ſich der Konig gar nicht mehr faſſen und verſicherte unter lautem Schluchzen, daß ſie nicht von einer zweiten Ehe ſprechen ſollte. „Nein“, ſagte er weinend, „ſprechen Sie lieber von meinem Tode“. — „Der Staat“, antwortete die Königin, „hat das Recht, einen Nachfolger zu fordern und wird vielleicht in Sie dringen, ſich zum zweiten Male zu verheirathen, um ihm auch Söhne zu ſchenken, die Ihnen gleichen. Aber dann bitte ich Sie bei Allem, was heilig iſt und bei aller Liebe, die Sie ſtets für mich gehabt haben, dies nicht eher zu thun, als bis Sie eine ſchonere Prinzeſſin gefunden haben, als ich bin. Schworen Sie mir dieſes zu und ich ſterbe zufrieden.“ Wahrſcheinlich glaubte die Königin, daß es ſchwer ſein würde, Jemand zu finden, der ihr an Schonheit gliche, und hoffte, ihren Gemahl dadurch von einer zweiten Heirath abzuhalten. Sie ſtarb endlich und der Schmerz ihres Gemahls war ausgelaſſen. Er weinte Tag und Nacht; Seufzer waren Alles, was man von ihm hörte. Ein heftiger Schmerz dauert nicht lange. Ueberdies verſammelten ſich die Groſſen des Reiches und baten den König einſtimmig, zu einer zweiten Vermählung zu ſchreiten. Dieſe Bitte erneuerte ſeinen Schmerz und koſtete ihm neue Thränen. Er führte den Eid aus, welchen er ſeiner verſtorbenen Gemahlin geleiſtet hatte und forderte alle ſeine Räthe auf, eine ſchönere Prinzeſſin zu ſuchen. Er hielt dieſes für unmöglich. Aber der Geheimrath wollte dieſes Versprechen nicht gelten laſſen und meinte, daß es hier gar nicht auf die Schonheit, ſondern auf die Tugend der neuen Königin ankäme. Der Staat verlange um ſeiner eigenen Sicherheit und Ruhe willen männliche Thronerben zu ſehen. Denn obgleich die Prinzeſſin alle möglichen Eigenſchaften beſäße, um einen Staat zu regieren, ſo würde man doch in der Nothwendigkeit ſein, ihr einen Fremden zum Gemahl zu geben. Dieſer

wurde ſie entweder mit in ſein Land nehmen, oder wenn er auch in dieſem Königreiche ſelbſt herrſche, ſo würden doch ſeine Kinder nicht mehr von der herrſchenden Linie ſein und es könnte dann leicht zu Kriegen kommen, welche dem Reiche den Untergang brächten. Dieſe Vorſtellungen machten Eindruck auf den König und er verſprach Alles zu thun, was zur Zufriedenheit ſeiner Unterthanen beitragen könnte.

In der That ſah er ſich auch unter Prinzeſſinnen, welche zu verheirathen waren, um, und erhielt alle Tage ein neues Portrait; aber ſo ſchön dieſe immer waren, ſo kam doch nichts den Reizen der verſtorbenen Königin bei. Er konnte alſo zu keinem feſten Entſchluſſe kommen. Während er ſich mit derartigen Gedanken beſchäftigte, ward er unglücklicher Weiſe gewahr, daß ſeine Tochter nicht nur unbeſchreiblich ſchön und reizend war, ſondern daß ſie auch die Königin, ihre Mutter, an Verſtand und Demuth des Geiſtes bei weitem übertraf. Ihre Jugend, ihre ſchöne und friſche Farbe entzündete in dem König eine ſo heftige Liebe, daß er ihr endlich geſtand, er wolle ſie heirathen, weil ſie allein ihn ſeines Eides entbinden könnte. Die junge Prinzeſſin, voll Tugend und Ehrliebe, erſchrack über dieſen entſetzlichen Antrag. Sie warf ſich ihrem Vater zu Füßen, ſie beſchwor ihn bei Allem, was ihm theuer war und mit aller Beredtſamkeit, ſie nicht zu einem ſolchen Verbrechen zu zwingen.

Der König hatte ſich aber nun einmal dieſe ſonderbare Grille in den Kopf geſetzt und fragte einen alten Druiden über die Sache um Rath, um das Gewiſſen ſeiner Tochter zu beruhigen. Dieſer Druide, dem es nicht um die Befriedigung ſeines Geizes, als um die Religion zu thun war, wußte den König ſo einzunehmen, daß er ihn nicht nur über das Werk, welches er begehen wollte, vollkommen beruhigte, ſondern ihm die Heirath mit ſeiner Tochter ſogar als ein Werk der Gottſeligkeit vorſtellte. Der König war mit dieſer Entſcheidung, welche ſeinem Wunſche ſchmeichelte, höchſt zufrieden, umarmte den Druiden und kehrte mit dem feſten Vorſatz zurück, ſein Project auszuführen. Er ließ alſo ſeiner Tochter befehlen, ihm Gehorſam zu leiſten und ſich bereit zu halten, ſeine Hand anzunehmen.

Die junge Prinzeſſin wußte nun einen anderen Rath: nämlich zu der Fee Je länger je lieber, ihrer Pathe, zu gehen und ſich bei ihr zu befragen, was ſie thun müſſe. Sie machte ſich des Nachts mit einem kleinen Kabriolet auf den Weg, welches von einem großen Widder gezogen wurde, der alle Wege auf ein Haar wußte. Sie kam glücklich an. Die Fee, welche ſie von ganzem Herzen liebte, ſagte ihr gleich: „Ich weiß ſchon, warum Du kommſt, und Du kannſt ganz unbekümmert ſein, wenn Du meinem Rath treulich folgſt, ſo wird Dir Niemand etwas zu

Leide thun. Es würde allerdings ein ſehr großes Verbrechen ſein", fuhr ſie fort, „mein liebes Kind, wenn Du Deinen Vater heirathen wollteſt. Aber Du kannſt es vermeiden, ohne Dich ihm gerade zu widerſetzen. Bitte ihn, ehe Du Dich weiter auf etwas einläßt, um ein Kleid von Wetterfarbe; mit allen ſeinen Reichthümern und all' ſeiner Liebe zu Dir, wird er Dir dies doch gewiß nicht ſchaffen können." Die Prinzeſſin dankte ihrer Pathe und den andern Morgen ſagte ſie zu ihrem Vater, was ihr die Fee gerathen hatte und verſicherte, daß ſie ſchlechterdings ihr Wort nicht von ſich geben würde, wenn ſie nicht ein Kleid von Wetterfarbe bekäme. Der König froh, einige Hoffnung zu erhalten, ließ ſogleich die geſchickteſten Fabrikanten des ganzen Königreichs zu ſich kommen, und befahl ihnen, ein ſolches Kleid zu verfertigen mit der Drohung, wenn ſie es nicht zu Stande brächten, ſie alle aufhängen zu laſſen. Sie erſparten ihm den Verdruß, ſeine Drohung erfüllen zu müſſen, denn ſchon den andern Tag brachten ſie das verlangte Kleid. Der Himmel iſt nicht ſo blau, wenn goldene Wolken ihn umgeben, als dieſes ſchöne himmelblaue Kleid, als man es auseinander ſchlug. Die Prinzeſſin war ganz nieder geſchlagen, da ſie es ſah und nichts daran tadeln konnte. Sie wußte nun gar nicht mehr, was ſie anfangen ſollte, der König drang auf eine entſcheidende Antwort und ſie reiſte noch einmal zu ihrer Pathe, die ſich wunderte, daß ihr Rath keinen beſſern Erfolg gehabt hatte. Sie gab ihr alſo den Anſchlag, noch ein Kleid von Mondfarbe zu fordern. Der König, der ſeiner Tochter nichts abſchlagen konnte, ließ wiederum die geſchickteſten Fabrikanten zu ſich fordern und befahl ihnen, auf das Eiligſte ein Kleid von Mondfarbe zu machen. Das Kleid war in 24 Stunden fertig. Die Prinzeſſin konnte dieſer außerordentlichen Arbeit ihre Bewunderung nicht verſagen, aber da ſie mit ihren Damen und ihren Kammerfrauen wieder allein war, zerfloß ſie in Thränen. Da erſchien ihr die Fee, die um Alles wußte, um ſie in ihrer Betrübniß zu tröſten und ſagte zu ihr: „Ich müßte mich ſehr irren, oder Dein Vater wird nicht im Stande ſein, Dich zu befriedigen, wenn Du ein Kleid von Sonnenfarbe forderſt. Ich glaube nicht, daß man dies machen kann und wir werden etwas Zeit gewinnen." Die Prinzeſſin war es zufrieden und forderte ein ſolches Kleid. Der verliebte König getraute ſich nicht, es ihr abzuſchlagen, ſondern gab alle Diamanten und Rubinen aus ſeiner Krone zu dieſer Arbeit her und befahl zugleich, daß man durchaus nichts ſparen ſollte, das Kleid der Sonne gleich zu machen. In der That, da das Kleid kam und ausgebreitet wurde, mußten alle Anweſenden die Augen zumachen, um nicht von dem Glanze deſſelben blind zu werden. Man hatte nie etwas Schöneres und Künſtlicheres geſehen. Die Prin

zessin, statt sich zu freuen, war ganz bestürzt und begab sich auf ihr Zimmer, unter dem Vorwand, daß ihr die Augen davon wehe thäten. Hier erwartete sie ihre Pathe, ganz beschämt über die Bereitelung ihres Anschlags und voller Zorn gegen den König. „Endlich, meine Tochter", sagte sie, „wollen wir Deinen Vater doch auf die Probe setzen, die er nicht aushalten soll. Er glaubt, der Erfüllung seiner Wünsche nun sehr nahe zu sein, aber ich denke, daß die Bitte, die ich Dir rathen will zu thun, ihn etwas aus der Fassung bringen soll. Gehe hin und bitte um die Haut seines Gold-Esels, den er so sehr liebt und der ihm das Geld zu allen seinen Ausgaben verschafft". Die Prinzessin war von Herzen froh, noch ein Mittel zu haben, einer Heirath aus dem Wege zu gehen, die sie verabscheute. Denn sie glaubte ganz gewiß, daß sich ihr Vater niemals entschließen würde, ihr seinen Esel aufzuopfern. Sie ging also zu ihm und bat ihn um das Fell des Wunderthieres. Der König war zwar etwas verlegen über diese Zumuthung, aber seine Liebe behielt die Oberhand und er versprach ihr auch dies Mal Gewährung ihrer Bitte. Der arme Esel mußte sein Fell hergeben. Nun brachte es der Prinzessin, die nun gar keinen Ausweg mehr sah und in eine wahre Verzweiflung gerieth. In dem Augenblick kam ihre Pathe und da diese sah, daß sich die Prinzessin die Haare ausraufte und das Gesicht zerkratzte: rief sie ihr zu: „Was machst du meine Tochter, der schönste Augenblick Deines Lebens naht und Du verzweifelst? Nimm' diese Haut um, verlaß Dein väterliches Haus und gehe so weit Dich Deine Füße tragen. Die Götter belohnen den, welcher der Tugend Alles aufopfert. Geh' und laß mich für alles Uebrige sorgen. Ein Koffer mit Kleidern und Schmuck soll Dir allenthalben unter der Erde nachfolgen. Nimm' diesen Stab, wenn Du Deinen Koffer brauchst, so schlage damit auf die Erde und er wird sogleich hervor kommen. Aber eile aus diesem Hause und zaudere nicht länger."

Die Prinzessin umarmte ihre Pathe tausend Mal, bat sie um ihren Schutz, dann nahm sie die häßliche Eselshaut um, beschmierte ihr Gesicht mit Ruß und verließ den königlichen Palast, ohne von einer Seele erkannt zu werden.

Kaum war sie fort, so wußte man es schon im ganzen Hause und man kann denken, was ihr Verschwinden für ein Aufsehen machte. Der König war untröstlich, denn er glaubte schon der Erfüllung seiner Wünsche gewiß zu sein und hatte deshalb ein herrliches Fest veranstalten lassen. Er ließ sogleich seine Leibgarde ausrücken, um der Prinzessin nachzueilen, aber Niemand konnte sie finden; denn die Sorgfalt der Fee machte sie unsichtbar. So blieb dem König nichts übrig, als sich zu trösten

Indeß setzte die Prinzessin ihren Weg immer fort. Sie ging weit, weit weg und suchte allenthalben anzukommen; aber umsonst. Aus Mitleiden gab man ihr wohl einmal zu essen, aber weiter wollte man nichts mit ihr zu thun zu haben, denn sie war gar zu schmutzig. Endlich kam sie in eine schöne Stadt, vor deren Thoren ein Meierhof lag. Die Pächterin hatte einen Küchenputz nöthig, der die Lappen anwusche, die Tröge rein machte und die Truthühner-, Gänse- und Enten-Ställe fegte. Dazu schien ihr die arme Prinzessin gerade recht; man frug sie, ob sie dableiben wolle, und sie sagte mit Freuden zu; so müde war sie von dem langen Gehen. Man stellte sie in die Küche in einen Winkel, wo das Gesinde die ersten Tage sie unaufhörlich neckte und höhnte, denn sie war in ihrer Eidechsenhaut gar zu häßlich. Mit der Zeit wurde man ihrer aber gewohnt, und da sie sehr emsig war und ihre Arbeit treulich that, so nahm sie die Pächterin in ihren Schutz. Sie trieb die Schafe und Gänse auf die Weide und in Allem besaß sie so viel Geschick, daß man glaubte, sie hätte zeitlebens nichts anderes gethan.

Eines Tages saß sie an einem hellen Bach und weinte über ihr trauriges Schicksal, als ihre Augen auf das Wasser fielen und sie sich selbst in ihrer häßlichen Eidechsenhaut sah, welche ihren ganzen Staat aus machte. Sie erschrak vor sich selbst und schämte sich. Hierauf wusch sie sich Gesicht und Hände ab, welche so weiß wie Elfenbein wurden. Und da sie sah, daß ihre natürliche Farbe wieder zum Vorschein kam, bekam sie Lust, sich zu baden, welches sie auch that. Indeß mußte sie ihre häßliche Eidechsenhaut wieder annehmen, um nach Hause zurückzukehren. Glücklicher Weise war den andern Tag ein Feiertag, und sie hatte Zeit, ihren Koffer erscheinen zu lassen und Toilette zu machen. Sie flocht ihr schönes Haar und zog das wetterfarbene Kleid an. Ihr Kämmerchen war so klein, daß sie nicht einmal die Schleppe fallen lassen konnte. Die schöne Prinzessin besah sich im Spiegel und gefiel sich so wohl, daß sie beschloß, alle Sonn- und Feiertage ihre schönen Kleider eines nach dem andern anzuziehen. Sie flocht dann Blumen und Diamanten in ihre schönen Locken und es that ihr manchmal leid, keine anderen Bewunderer zu haben, als ihre Schafe, Truthühner und Gänse, die sie in der Eidechsenhaut eben so gut sahen, als in dem schönen Kleid.

Als sie einmal ihr sonnenfarbenes Kleid angezogen hatte, kehrte der Sohn des Königs, dem der Meierhof gehörte, darin ein, um von der Jagd auszuruhen. Dieser Prinz war jung und wohlgesinnt, der Stütze seiner Eltern und der Abgott seines Volkes. Er nahm ein kühles Bad und frisch dann in den Hallen und in allen Winkeln des Hauses umher. Endlich kam er auch auf einen dunklen Gang, an dessen Ende

eine verschlossene Thür war. Die Neugierde trieb ihn, durch das Schlüsselloch zu gucken. Wie erstaunte er, als er diese schöne Prinzessin erblickte, die ihm durch ihren edeln, bescheidenen Anstand mit der tiefsten Ehrfurcht erfüllte. Diese allein hielt ihn ab, die Thüre aufzustoßen, wozu er in der ersten Aufwallung der Leidenschaft sehr große Lust hatte. Alsbald erkundigte er sich im Hause, wer denn die kleine Kammer bewohne. Man antwortete ihm, ein armes Mädchen, die man im Hause nur die Eichhaut nenne, weil sie gewöhnlich eine Eichhaut trage. Sie wäre so schmutzig, daß kein Mensch sie gern ansehen oder mit ihr reden mochte und man hätte sie aus Mitleid aufgenommen, um die Schafe und Ziege zu hüten.

Der Prinz war durch diese Nachricht schlecht berathen, aber er sah, daß die guten Leute selbst nicht mehr wußten. Indeß war er bis über die Ohren verliebt, und da er wieder nach Hause kam, konnte er an nichts denken, als an sein Abenteuer, und das Bild der Göttin, die er durch das Schlüsselloch gesehen hatte, schwebte ohne Unterlaß vor seinen Augen. Seine Bescheidenheit fing an, ihn zu gereuen, und er nahm sich fest vor, das nächste Mal gewiß anzupochen. Aber noch in der nämlichen Nacht zog ihm das Ungestüm seiner Leidenschaft ein Fieber zu, das ihn in Kurzem an den Rand des Grabes führte. Alle Mittel wurden vergebens angewandt, und seine Mutter, welche nur den einzigen Sohn hatte, war in Verzweiflung. Vergebens versprach man den Aerzten die größten Belohnungen; alle ihre Kunst war nicht im Stande, den Prinzen zu retten. Endlich meinten sie, es müsse irgend ein heimlicher Kummer zu Grunde liegen, der die Krankheit verschlimmere. Sie theilten der Königin diese Vermuthung mit, und diese beschwor ihren Sohn, ihr die Quelle seiner Krankheit nicht zu verbergen. Sie versicherte ihn, daß er Alles erlangen würde, was er begehren würde, und wenn es auch selbst die Krone wäre, so würde sein Vater sie mit Vergnügen auf das Haupt eines so geliebten Sohnes setzen. Wenn er etwa in eine Prinzessin verliebt sei, mit deren Vater man im Kriege begriffen sei, oder über den man sonst gerechte Ursache zu klagen hätte, so würde man von Herzen gern die Forderungen der Politik den Forderungen seines Herzens nachstehen lassen. Mit einem Worte, man wäre zu Allem bereit, was ihm das Leben retten könne, denn das Leben seiner Eltern hinge von dem seinigen ab. Die Königin endigte mit einem Strom von Thränen, der über das Gesicht ihres Sohnes herabfloß. — „Beste Mutter", antwortete er ihr nach einigem Zurückhalten mit schwacher Stimme, „ich begehre die Krone meines geliebten Vaters nicht; möge eben sein Leben noch lange Zeit erhalten und ich noch lange der treueste seiner Unterthanen sein. Aber eben so

wenig habe ich daran gedacht, mich zu verheirathen." „Aber, mein Sohn, erwiderte die Königin, es iſt uns nichts zu koſtbar um Dir das Leben zu retten, entdecke mir, was Du wünſchest und ſei verſichert, daß es Dir zugeſtanden werden ſoll!" „Wohlan denn", verſetzte der Prinz, „mein heißeſter Wunſch iſt, daß Eiſenhaut mir mit eigenen Händen einen Kuchen backe und daß man mir ihn bringe, wenn er fertig iſt." Die Königin glaubte, er phantaſiere, da er den ſeltſamen Namen nannte, und frug ihn, wer Eiſenhaut ſei! — „Ihro Majeſtät", fiel einer von den dabei ſtehenden Bedienten ein, der das Mädchen von ungefähr geſehen hatte, „es iſt das häßlichſte Murmelthier von der Welt, ein ſchwarzer Schmutzpraz, der draußen auf Ihro Majeſtät Meierhofe dient und die Gänſe und Truthühner hütet. . . ." — „Gleichviel," antwortete die Königin, „mein Sohn hat vielleicht einmal beim Einkehren von der Jagd von ihrem Backwerk gegeſſen. Es iſt eine Krauken-Aber; aber ich muß mein Wort halten, und Eiſenhaut ſoll ihm gleich einen Kuchen backen." Nun ſchickte man auf den Meierhof, ließ Eiſenhaut kommen und befahl ihr, ſo gut ſie könne einen Kuchen für den Prinzen zu backen.

Die Prinzeſſin war es gewahr geworden, als der Prinz durch das Schlüſſelloch in ihre Kammer guckte, hatte ihn hierauf beim Weggehen durch ein kleines Fenſterchen belauſcht, ihn jung, ſchön und liebenswürdig gefunden. Sie hatte ſich von der Zeit an ſein Bild feſt eingeprägt und das Andenken an ihn hatte ihr manchen Seufzer gekoſtet. Sie war nun froh, ein Mittel zu finden, ihm näher bekannt zu werden; ſchloß ſich in ihre Kammer ein, wuſch ſich Geſicht und Hände ab und fing an einzumengen, wozu ſie das feinſte Mehl, die friſcheſten Eier und die ſchönſte Butter nahm. Unter dem Mengen kam ein Ring, den ſie am Finger trug, in den Teig; ſie gab dem Bedienten den fertigen Kuchen, und erkundigte ſich nach dem Geſundheitszuſtande des Prinzen. Der Bediente würdigte ſie keiner Antwort und lief fort.

Der Prinz riß dem Bedienten den Kuchen aus der Hand und verſchlang ihn mit einem Heißhunger, daß er beinahe an dem Ringe erſtickt wäre, den er in dem Kuchen fand. Er nahm ihn aus dem Munde, um ihn zu bewundern. Der Ring beſtand aus einem einzigen Smaragd und war in einem goldenen Reife eingefaßt, welcher ſo enge war, daß er nur an den zärtlichſten Finger paſſen konnte.

Tauſend Mal küßte er den Ring, verbarg ihn unter ſeinem Kopfkiſſen und zog ihn alle Augenblicke wieder hervor, ſo oft er glaubte, daß Niemand auf ihn Achtung gäbe. Indeſſen ward ſein Fieber zuſehends ſchlimmer, denn er dachte nun auf nichts, als wie er die zu ſehen bekommen könne, der dieſer Ring angehörte. Da die Aerzte keinen Rath

mehr wußten, versicherten sie der Königin, daß der Prinz zuverlässig vor Liebe krank sei. Der König und die Königin eilten nun an das Krankenbett und der König rief voller Verzweiflung aus: „Mein liebster Sohn, nenne uns Deine Geliebte, sie mag sein, wer sie will. Ja, wäre sie auch die niedrigste Sclavin, so soll sie auch die Deinige sein." Auch die Königin umarmte ihren Sohn und bekräftigte das Versprechen des Königs mit einem Eide. Der Prinz wurde endlich durch die Liebkosungen und Thränen seiner Eltern gerührt und sagte: „Liebste Eltern! meine Meinung ist im geringsten nicht, eine Verbindung zu suchen, die Ihnen mißfallen konnte und zum Beweise, daß ich die Wahrheit rede, so versprech ich Ihnen, keine Andere zu heirathen, als die, an deren Fi. er der gegenwärtige Ring paßt." Bei diesen Worten zog er den Ring unter seinem Kopfkissen hervor. „Sie sehen", fuhr er fort, „daß er schwerlich an den Finger einer gemeinen Dame passen dürfte."

Nun umarmte der König seinen Sohn, schwur, ihn zu retten, und befahl den königlichen Herolden, unter Pauken und Trompetenschall in der ganzen Stadt auszurufen, daß alle Frauenzimmer auf das Schloß kommen sollten, um einen Ring anzuprobieren, und die, welcher er passen würde, sollte den Kronerben heirathen.

Der Ausruf that seine Wirkung und das Schloß wurde von Stunde an mit Frauenzimmern angefüllt. Zuerst kamen die Prinzessinnen, dann die Gräfinnen, Reichsfreiherrinnen und Baronninnen, dann die Bürgermädchen und zuletzt die Kammermädchen; aber Keine hatte so dünne Finger, als für den Ring nöthig waren. Der Prinz, der sich wieder ganz wohl befand, machte sich selbst das Vergnügen, Allen den Ring anzuprobiren. Nun befahl der Prinz, die Küchenmägde und Gänsemädchen kommen zu lassen, aber a deren dicke, kurze und rothe Finger ging der Ring nicht über den Nagel. — „Warum hat man Eselshaut nicht auch kommen lassen, die mir neulich den Kuchen gebacken hat?" fing der Prinz. Alles im Zimmer fing an zu lachen und man sagte ihm, sie sei gar zu schmutzig. „That nichts", erwiderte der König, „laß sie nur den Augenblick kommen, man soll nicht sagen, daß ich Jemanden übergangen habe." Die Bedienten gehorchten und machten sich unter Lachen und Schreien auf den Weg.

Die Prinzessin hatte die Trompeter und Pauker und den Ausruf des Herolds gehört und leicht errathen, warum man diesen Lärm machte; aber sie liebte den Prinzen, und da die wahre Liebe furchtsam und frei von Eitelkeit ist, so schwebte sie in einer beständigen Angst, es möchte sich eine Dame mit eben so kleinen und zarten Fingern, als die ihrigen, finden. Wie groß war ihre Freude, als die Herolde kamen und an

ihre Thüre pochten. Sie hatte ſich ſchon zum Voraus darauf vorbereitet, ihren Kopfputz zurecht gemacht, ihr ſilbernes Corſet und einen ſchönen Rock, mit Spitzen beſetzt und mit Brillanten verziert, angezogen. Als ſie an ihre Thüre klopfen hörte, nahm ſie geſchwind die Eichshaut um und machte die Thüre auf. Die Bedienten konnten vor Lachen kaum reden und ſie brachten mit vieler Mühe heraus, daß der König ſie auf's Schloß kommen ließe, um ſeinen Sohn zu heirathen, führten ſie dann unter beſtändigem Gelächter fort und brachten ſie vor den Prinzen, der ſelbſt über ihren häßlichen Aufzug erſchrak und ſich nicht einbilden konnte, daß es dieſelbe wäre, die er durch das Schlüſſelloch geſehen hatte. Niedergeſchlagen und betrübt über ſeinen großen Irrthum, frug er ſie: „Ihr ſeid es alſo, die unten auf dem dunkeln Gang im Meierhofe wohnt?“ — „Ja, gnädiger Herr“, antwortete ſie. „So zeigt mir denn Eure Hand,“ fuhr er zitternd und mit einem tiefen Seufzer fort. Sie gehorchte, und wie erſtaunte König und Königin, Kammerherren und alle Hofdamen, als aus der ſchwarzen, ſchmutzigen Eichshaut ein kleines, weißes Händchen zum Vorſchein kam. Sie reichte es hin und der Ring paßte ſogleich an den niedlichſten Finger von der Welt. Jetzt warf die Prinzeſſin auf einmal die Haut ab und erſchien ſo ſchön und reizend, daß der Prinz bei aller ſeiner Schwäche ſich nicht enthalten konnte, vor ihr auf die Kniee zu ſinken, ſo daß ſie darüber erröthete. Aber nur wenig Leute bemerkten dies, denn der König und die Königin eilten herbei, umarmten und frugen ſie, ob ſie ihren Sohn heirathen wolle; und die Prinzeſſin, die auf allen Seiten mit Liebkoſungen beſtürmt wurde, war eben im Begriff, ihrer Dankbarkeit freien Lauf zu laſſen, als ſich die Decke des Zimmers öffnete und die Fee Je länger je lieber auf einem aus Je länger je lieber Zweigen und Blumen geflochtenen Wagen herabſtieg und die Geſchichte der Prinzeſſin mit unbeſchreiblicher Anmuth erzählte. Der König und die Königin waren erſtaunt, da ſie hörten, daß ihre künftige Schwiegertochter eine große Prinzeſſin ſei, aber den Prinzen rührte ihre Tugend mehr, als ihre Herkunft und ſeine Liebe wurde dadurch immer ſtärker. Kaum erlaubte ſeine Ungeduld, daß man die nöthigen Zurüſtungen zu der Vermählung machen konnte. Sie hatte erklärt, daß ſie ohne die Einwilligung ihres Vaters nicht heirathen würde und daher hatte man an ihn zuerſt eine Einladung zum Hochzeitfeſte geſchickt, doch ohne ihm wiſſen zu laſſen, wer die Braut war. So hatte es die Fee Je länger je lieber verlangt, welche in Allem mit Rath an die Hand ging. Aus allen fünf Welttheilen kamen Könige und Regenten, Prinzen und Prinzeſſinnen in großen Staatswagen mit Vorreitern, Jägern und Heiducken herbei; aber Keiner kam in einem prach-

tigeren Aufzug, als der Vater der Prinzessin, der von seiner unsinnigen Liebe geheilt war und eine sehr schöne Königswittwe geheirathet hatte, die ihm ein Königreich zubrachte. Seine Tochter eilte ihm entgegen. Er erkannte sie sogleich und umarmte sie mit der größten Zärtlichkeit. Der König und die Königin stellten ihm den Bräutigam vor, den er mit Liebkosungen überschüttete. Die Hochzeit ward nun mit aller möglichen Pracht gefeiert. Der König ließ seinen Sohn noch an demselben Abende krönen und setzte ihn selbst auf den Thron. Die Feierlichkeiten dauerten beinahe ein ganzes Jahr, aber die Liebe der jungen Eheleute würde noch dauern, wenn sie nicht hundert Jahre darauf gestorben wären.

IX. Nordamerikanische (Chippewan-) Sage.

Schingebis oder der Muschel-Prinz.

(Ausland, 1859. Nr. 34. S. 793—795.)

Es lebte einmal ein junger, hübscher, hochbegabter Indianer, Omegissago genannt; derselbe besaß die ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, daß ihm fortwährend, wenn er redete, glänzende, glatte, röthlich schimmernde Muschelchen aus dem Munde fielen. Er konnte auch zu jeder Zeit so viele zierliche Porzellan-Schnecken oder Muscheln von sich speien, wie es ihm beliebte.

Ganz natürlich daher, daß zwei junge Indianerinnen, als sie von dem Muschel-Prinzen Omegissago vernahmen, alsbald von dem heftigsten Verlangen ergriffen wurden, ihn kennen zu lernen.

Es waren zwei „Ehefähige", die Töchter eines angesehenen Helden und Häuptlings, zwei Prinzessinnen würde es in unsern Märchen heißen. Sie zogen alle möglichen Erkundigungen über den Muschel-Prinzen ein, über seinen entfernten Wohnort, über sein reizendes Aeußere, über seine sonderbare Eigenschaft und ließen sich alles haarklein beschreiben, und je mehr sie von ihm hörten, desto mehr setzten sie es sich fest in den Kopf, daß sie ihn heirathen wollten.

Unsere beiden Heldinnen, die sich also, wie gesagt, unbekannterweise in den vielgerühmten Muschel-Prinzen verliebt hatten, bereiteten so bald als möglich Alles zu ihrer Reise vor, um den Unbekannten aufzusuchen. Vor allen Dingen zimmerten sie sich in einem entlegenen Theile des Waldes und im Dunkel der Nacht, damit ihre Verwandten es sie

Vater nichts merke, aus friſchen Birkenrinden ein Canoe. Sie entkleideten eine Reihe großer Birkenbäume ihrer Mäntel, ſie flickten und nähten und pichten ſie zuſammen. Sie ſangen oder vielmehr murmelten bei ihren Arbeiten einige Lieder oder wenigſtens ein Verschen, das ſie Nacht für Nacht einige hundertmal hintereinander wiederholten. Vermuthlich enthielt dieſes Verschen — denn verſtehen konnte es Niemand genau — nichts weiter, als die einfache Idee:

O du ſchöner Muſchel-Prinz, o du brauner Muſchel-Prinz,
Das Schweſternpaar zieht aus, dich zu ſuchen,
Die Schweſtern gleiten zu dir die Waſſerfälle hinab im leiſen Canoe,
O du ſchöner Muſchel-Prinz, o du brauner Muſchel-Prinz!

Unter dieſen Geſängen wurde das Canoe aus Birkenrinde und auch das nöthige Dutzend Mocaſſins oder Reiſeſchuhe aus weichem Rehleder und auch die andern beſcheidenen Reiſe-Effecten bald fertig. Sie verſäumten auch nicht, etwas Farbe verſchiedener Nüancen beizupacken, und insbeſondere füllten ſie ihren Reiſeſack mit Zaubermitteln, Reliquien und Amuletten aller Art, und eines Nachts, als endlich Alles bereit war, verließen ſie dann ihre Heimath, ſtießen ab und fuhren hinaus in die weite Welt, in die wilde, waldige, an ſchäumenden Flüſſen und Seen reiche Welt des großen Landes der Chippeway.

Sie fuhren Tage und Wochen lang bald durch einen langen Urwald, bald zwiſchen unabſehbaren Prairien, dann durch eine Kette von See'n, durch Wirbel, Stromſchnellen und Kataraften. Eines Tages endlich auf einem jener einſamen See'n, als ſie eben wieder zum Takte ihrer Ruder jenen ſimplen Vers vom „ſchönen braunen Muſchel-Prinzen" murmelten, wurden ſie darin plötzlich von einem ihnen entgegenſchallenden Rauſchen, von einem ebenſo murmelnden Geſange und von dem platſchernden Schlage von Rudern unterbrochen. Sie lauſchten, ſie blickten mit Spannung und Erwartung hinaus und ſiehe, als ſie um die Ecke bogen, ſahen ſie ein fremdes Canoe zu ſich heranfahren, das von einem Manne gerudert wurde.

Derſelbe ſchien ſehr jung, ſehr hübſch und blühend, und die Mädchen, da ſie ihn ſahen, flüſterten ſich zu: „Vielleicht, vielleicht Schweſter, iſt dies der, den wir ſuchen?"

Als ſie näher zu ihm herankamen, bemerkten ſie, daß der junge edle Fremdling ganz mit Muſcheln bedeckt war. Er trug ſechsfache Schnure koſtbarer blauer Muſcheln um den Hals. An den Ohren hiengen ihm reiche Bündel von röthlich ſchimmernden Muſcheln wie Weintrauben herab und ſeine Arme und Fußknöchel waren ebenfalls mit zahlreichen Muſchelſpangen umwunden.

Die Mädchen fanden dies prächtig und waren auf der Stelle in des

Jünglings Erſcheinung ganz verliebt. „Gewiß, gewiß!“ ſprachen ſie Beide ganz leidenſchaftlich, als die beiden Canoes ſich näherten, „ohne Zweifel biſt Du der vielgeprieſene Muſchelprinz Omegiſſago, dem, wenn er redet, ſchöne, glänzende, rothe Muſcheln und Porzellanſchnecken zwiſchen den Lippen hervorblühen.“

Schingebis, denn dies war der wahre Name des Jünglings, ſah ſich die beiden Mädchen einen Augenblick an. Sie gefielen ihm und da er alsbald erkannte, was ſie trieb, und den Sinn ihrer Worte verſtand, ſo löſte er ganz unvermerkt und auf liſtige Weiſe ein paar Muſcheln von ſeiner Hand und ſteckte ſie ſich heimlich in den Mund. „Ach ja!“ ſprach er dann und indem er dies ſagte, entfielen ſeinen Lippen ſchon ein paar Muſcheln. „Ach, alſo Ihr ſchönen Prinzeſſinnen, Ihr habt Euch ſo weit hinaus bemüht, den Omegiſſago zu ſuchen, den vielberühmten, aber bisher ſo unglücklichen Muſchelprinzen. Nun denn, Ihr habt ihn gefunden. Ich bin es! Und jetzt erſt wird er ſich ſeines Ruhmes und ſeiner von den Feen verliehenen Wundergaben erfreuen!“ Indem er ſo redete, ließ er nun noch mehrere Muſcheln aus ſeinem Munde fallen und wiederholte das oben beſchriebene Manöver jedesmal, wenn er etwas ausſprach, und machte es ſo geſchickt, daß die entzückten und vor Liebe blinden Mädchen gar nichts merkten.

Sie bückten ſich jedesmal eifrig nach den herabfallenden Koſtbarkeiten und ſammelten ſie ſo ſorgfältig auf, wie jene Damen am Hofe eines Beherrſchers von Frankreich die diamantenen Weſtenknopfe, die ein berühmter reicher, ungariſcher Fürſt meiſt auf einem Balle für ſie mit dem Federmeſſer ſich von der Bruſt ſchnitt, indem er durch den Tanzſaal ſpazierte und dabei das Vergnügen genoß, die reichſten, ſchönſten und höchſt geſtellten Damen vor ihm ſich eifrig bücken zu ſehen.

Die Mädchen waren über die Maßen froh, da ſie glaubten, den echten Omegiſſago ſo bald gefunden zu haben. Sie luden ihn auf's Freundlichſte in ihr Canoe und Schingebis, der über das charmante Abenteuer nicht minder erfreut war, ließ ſich ohne Widerſtand überreden, mit ihnen in das Lager ihres Vaters zu reiſen, um mit ihnen daſelbſt das Hochzeitfeſt zu feiern.

Nach acht Tagereiſen kamen ſie daſelbſt an. Die Zeit vergieng den Mädchen ſchnell genug, da ſie die Unterhaltung mit dem Muſchelprinzen, der nicht nur ſeine Worte ſehr geſchickt zu wählen wußte, ſondern jede Bemerkung, jedes Ja und Nein auch noch mit dem Geſchenk einer unſchätzbaren Perlmuſchel würzte, höchſt angenehm fand. Sie füllten ihre Taſchen und Säcke ganz voll mit Muſcheln und im Triumphe wurde der falſche Schingebis von den Ihrigen in's Lager geführt und zu ihrem noch

zürnenden Vater gebracht. Da Schingebis an diesen eine wohlgesetzte Rede hielt und dabei nach jeder Phrase einige Perlen von sich gab, so wurde auch er bald versöhnt, zur Einwilligung veranlaßt und es wurde alsbald eine große Hochzeitsfeier veranstaltet, bei welcher alle Welt speiste, sang, tanzte und sich nach Herzenslust ergötzte.

Unterdessen war aber die Nachricht von diesem Vergnügen auch dem achten Muschelprinzen, Omegissago selber, zugekommen. Wie sich die indianischen Neuigkeiten nicht auf bei uns übliche persönliche Weise dadurch verbreiten, daß ein Mensch es dem andern erzählt, wie sie sich vielmehr durch Propheten, Geister, Wahrsagen und insbesondere durch Träume den Menschen mittheilen, so hatte denn auch Omegissago sämmtliche Vorgänge in allen ihren Details alsbald in einem ihm von Geistern bereiteten Traume geschaut. Im Traume hatte er die beiden jungen Mädchen gesehen, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit erkannt und bewundert und hatte sein Herz davon bewegt gefühlt. Zugleich hatte er die Gefahr erkannt, in welcher sie schwebten, einem Betrüger in die Hände zu fallen. Er war gerührt, daß zwei so junge und zarte Wesen um seinetwillen und von Sehnsucht nach ihm getrieben in die weite Welt hinausgezogen waren und die Gefahren einer so langen Reise auf sich genommen hatten. Er beschloß auf der Stelle als ihr Retter und Rächer aufzutreten, setzte sich am andern Morgen in sein Canoe, dem er durch allerlei ihm zu Gebote stehende Zaubermittel Flügel zu verschaffen und das er mit Windeseile zu bezaubern wußte. — In kurzer Frist war er an dem Ort der Feier, der nun auch das Ziel seiner Sehnsucht geworden war, angelangt und er stand alsbald in der ganzen Fülle seines Kriegerschmuckes und in dem vollen Glanze seiner göttlichen Begabung mitten in dem Kreise der Gäste und der bei der ganzen Sache zunächst betheiligten Familie.

Als er die beiden schönen Prinzessinnen ansichtig wurde und auch zwischen ihnen den muschelspeienden Betrüger, sein falsches Ebenbild gewahrte, erglühte sein aufwallendes Herz theils von leidenschaftlicher Liebe, theils von eben so heftigem Unwillen und Zorn. Er erhob die Stimme und richtete zuerst sanfte und liebevolle Worte an die beiden jungen Prinzessinnen und ihren edlen Vater, den tapfern Häuptling, in welchen er ihn sagte, wer er sei und was ihn hieher führe. Dann wandte er sich in barschem Ton an Schingebis, den er zur Rede setzte und dem er sein treuloses Verfahren auf das Eifrigste vorwarf. — Während dieser Reden, die zum Theil sehr umständlich waren und, wie Indianerreden gewöhnlich, sehr lange dauerten, quoll ihm eine wunderbare Menge, man konnte fast sagen, eine strahlende und fast ununterbrochene Perlen-Fontäne von rothen Muscheln zwischen den elfenbeinernen Zähnen und dem Cor-Koopaan der

Lippen hervor. Und die ganze Verſammlung wurde dabei in Staunen und Aufruhr verſetzt, um ſich bei Zeiten des reichen Segens zu bemächtigen.

Dem falſchen Singebis war längſt der Muth entſunken. Er ſaß ſtumm, blaß und bebend da. Die beiden Mädchen, ſoeben ihm noch ſo zärtlich zugethan, richteten ſcheue und finſtere Blicke auf ihn. Er wollte noch einen Verſuch machen, gegen ſeinen Gegner aufzutreten. — Er fing an zu reden oder vielmehr zu ſtottern, indem er trachtete, ſich zu vertheidigen. Aber ſeine Worte zeugten ſelbſt ganz ſichtbarlich gegen ihn. Denn da ihn ein Jeder beobachtete, konnte er ſein Taſchenſpieler Manöver nicht mehr zur Ausführung bringen und in der Verlegenheit hatte er es auch wohl ſelber vergeſſen. Kurz, er redete und keines ſeiner Worte war von denjenigen Wunderzeichen begleitet, die allein hätten beweiſen können, daß er das in der That ſei, was zu ſein er vorgab.

Da dies alsbald Alle inne wurden, ſo ſchrieen ſie Verrath und traten ihm drohend entgegen, Omegiſſago ſelber an der Spitze. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als ſich e[illegible] der Stelle zur ſchleunigſten Flucht zu entſchließen. Er ſprang raſch in ſein Canoe und ruderte ſo ſchnell als er konnte davon. Aber Omegiſſago, der von Rache entflammte, der ihn nicht nur entſchleiern, ſondern den Tugendhaften auch auf ewig vernichten wollte, damit er und ſeine beiden ihm nun zugefallenen Prinzeſſinnen für immer Ruhe und Sicherheit vor ſeinen trügeriſchen Künſten genießen möchten, ſetzte ihm nach und verfolgte ihn längs der Flüſſe und Seen dahin, über Stromſchnellen und Wirbel und Kataraften hinweg. Aber er wurde ſeiner nicht ſo bald habhaft, denn das böſe Gewiſſen und die Angſt gaben dem armen Gehetzten Flügel. Endlich, endlich aber ſchien er zu ermatten und das Canoe des auf's Aeußerſte erbitterten Omegiſſago kam dem auf's Aeußerſte beängſtigten Schingebis näher und näher. Endlich waren beide ſo nahe, daß der achte Muſchelprinz es an der Zeit hielt, zu den Mordwaffen zu greifen. Er ſpannte ſeinen Bogen, legte ſeinen nie fehlenden Pfeil darauf, faßte ſein Opfer in's Auge und wollte eben losdrücken, als dem auf's Aeußerſte in die Enge getriebenen Schingebis die furchtbarſte Herzensangſt noch einmal Flügel verlieh.

Diesmal waren es wirkliche, dicht befiederte Vogelflügel, die ihm ſtatt ſeiner Arme aus den Schultern hervorwuchſen. Sein Leib ſchmolz dabei zu dem ganz kleinen, leichten, magern Körperchen eines Waſſervogels zuſammen und bedeckte ſich ebenfalls mit einem waſſerdichten Federpelze. Schreiend und mit dem melancholiſchen Klagelaute, welcher der kleinen von den Indianern Schingebis genannten Ente eigen iſt, flatterte er aus ſeinem Canoe in's Waſſer hinaus und da er alſobald darin untertauchte, ſo flog der indeß abgeſchoſſene Pfeil Omegiſſago in einem weiten

Bogen über ihn hinweg. Schingebis lebt ſeitdem wild in den Schilfverſtecken einſamer Seen. Es iſt ein außerordentlich ſchönes und ſchüchternes Thierchen. Alle ſeine Bewegungen ſcheinen Angſt und Furcht zu verrathen. Er lavirt beſtändig auf dem Waſſer hin und her wie ein Blatt im Winde. Ruhelos wie ein ihm angehangter Queckſilbertropfen nickt ſein Köpfchen auf und ab und bei jedem verdächtigen Geräuſche hebt er es auf lang ausgeſtrecktem Halſe hoch empor und wirft es ſpähend rechts und links herum. Gewahrt er aber zufällig einen Indianer am Ufer, ſo überfällt ihn der Schrecken der Erinnerung an ſeinen Feind Omegiſſago und er taucht hurtig in die Tiefe des Sees hinab, indem die Pfeile des Jägers oft in eben ſo hohen Bogen über ihn hinwegfliegen, wie einſt die ſeines muſchelſpeienden Verfolgers. Das Muſchelſpeien hat aber Schingebis ſeitdem nie wieder verſucht und auch die zwei ſchönen Prinzeſſinnen hat er vergeſſen. Omegiſſago, der ächte Muſchelprinz, blieb auf ewig im Beſitz von Beiden.

X. Perſiſches Märchen.

Der junge Perſer und die griechiſche Prinzeſſin.

(Aus dem perſiſchen Original der „Erzählungsſammlung" der perſiſchen Handſchrift der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Gemiſchter Band Nr. 375. Bl. 186 Rückſeite bis Bl. 189 erſte Seite. Ueberſetzt von Dr. Walter Bebnauer, Amanuenſis der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Für das Johannis-Album (Chemnitz 1857) Th. II. S. 57 ꝛc.)

Einer der griechiſchen Kaiſer hatte eine wunderſchöne Tochter, die in allen Feinheiten der Gelehrten der damaligen Zeit erfahren war. Jedem, der ſich um ihre Hand bewarb, gab ſie zur Antwort: „Der wird mein Mann, welcher in den Wiſſenſchaften und Kenntniſſen den Sieg über mich davon trägt; jeder werde von ihr neun oder zehn Fragen zur Löſung erhalten, und auch er könne ihr dann ſoviel aufgeben; werde ſie, die Prinzeſſin, die Antwort auf die ihr geſtellten Fragen nicht geben können, ſo wolle ſie ſein Weib werden; wenn aber der Mann nicht antworten könne, ſo müſſe er ſein Leben für ſeine Tollkühnheit verlieren." Ein jeder von den Gelehrten der damaligen Zeit war durch ſein Wiſſen verblendet und warb um ſie; weil ſie aber ihre Fragen nicht beantworten konnten, wurden ſie getödtet. Nun lebte aber in einer der Städte von Irâk ein wenig bemittelter Mann, der einen Sohn hatte, der ſich mit

allem Ernſt und Eifer den Wiſſenſchaften ergeben hatte; alles Vermögen, das ſeine Eltern beſaßen, gaben ſie für ihn zur Erlernung derſelben aus. Als die Noth auf das Höchſte ſtieg, gaben ſie ihre Lage dem Sohne kund. Dieſer ſprach: „Da iſt jetzt leicht zu helfen: ich habe ja viel Wiſſenſchaften erlernt; aber in dieſer Stadt verſteht Niemand ſoviel wie ich; verkauft Euer Haus und bereitet Euch zur Abreiſe vor, damit wir nach einer andern Stadt wandern, wo meine Waare mehr in Aufnahme iſt und mir mehr Gewinn abwirft.“ Dieſem Rathe zufolge verkauften ſie ihr Haus und wandten ſich nach Fâris. Der König dieſes Landes war ein gerechter Mann, der das wiſſenſchaftliche Verdienſt würdigte. Der junge Perſer machte ihm ſeine Aufwartung und trug ihm ein Lobgedicht und einen Lobſpruch in Proſa vor. Der König fragte ihn: „Was haſt Du für einen Wunſch: ſage ihn mir, damit ich ihn Dir erfülle!“ Der junge Menſch erwiederte ihm: „Mein König, ich habe einen Sclaven und eine Sclavin, ich will Dir den Sclaven für ein Pferd und die Sclavin für einen Panzer als Pfand geben*), auf daß ſie beide dir zu Dienſte ſein können.“ Der König meinte darauf: „Wir ſchenken Dir ein Pferd und einen Panzer ohne Pfand!“ „Aber mein Wunſch iſt,“ bat der junge Mann, „daß Du ſie beide in Deinen Dienſt aufnimmſt!“ Darauf ließ ihm der Padiſchah aus ſeinem Marſtalle ein prachtiges Roß geben und fügte auch den Panzer hinzu, wofür ihm der junge Mann ſeine Eltern überließ. Jetzt wandte er ſich nach Griechenland. Sobald er in der Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſers angekommen war, ſuchte er in die Nähe eines der Vezire des Regenten zu gelangen. Der Vezir nahm ihn auf und als er ſeine Tüchtigkeit erkannt hatte, überſchuttete er ihn mit Ehrenbezeigungen; er erzählte von dem jungen Perſer dem Kaiſer, dieſer aber wurde unwillig und ſprach: „Du nimmſt jeden Tollkühnen auf, dem die verderbliche Leidenſchaft das Hirn quält und bringſt ihn vor mich; das ſchickt ſich nicht für Männer von Geiſt und Bildung!“ Mit der Abſicht, ſich den zudringlichen Vezir aus dem Wege zu ſchaffen, ſetzte er folgendes Schreiben an einen der Statthalter auf: „Wenn dieſes Schreiben Dir zukommt, ſo haſt Du ſeinen Ueberbringer ſogleich zu tödten!“ Zum Vezir ſprach er dann: „Ich will, daß Du dieſes Schreiben eigenhändig dem und dem Statthalter überbringſt und das von mir bei ihm Ausbedungene in Empfang nimmſt!“ Der Vezir ging in fröhlicher Stimmung hinaus und ſprach zum jungen

*) Nach dem unentzifferten Texte wäre das Pfandverhältniß umgekehrt gewesen, indem aus dem Räthsel des jungen Persers, das er der Prinzessin aufgiebt, seine Mutter für eine Sclavin und sein Vater für einen Panzer verpfändet werden war.

Perſer: „Der Padiſchah hat für Dich ein Ehrengeſchenk verordnet; ich überlaſſe es hiermit Dir, es geziemt ſich, daß Du es annimmſt, indem Du es Dir ſelbſt verſchaffſt!“ Mit dieſen Worten gab er ihm das Schreiben des Kaiſers in die Hand! Der junge Perſer nahm es in ſeinen Turban und machte ſich zum Statthalter auf den Weg. Unterwegs durſtete ihn ſehr; in der Nähe war ein Brunnen: er trat heran, nahm ſeinen Turban vom Kopfe, tauchte ihn auf einer Seite in den Brunnen, faltete ihn zum Trinken und trank daraus. Das Schreiben war dadurch naß geworden; er öffnete es, um zu ſehen, welche Buchſtaben verwiſcht worden ſeien, — da lieſt er mitten im Schreiben die Worte: „Den Ueberbringer tödte!“ Er dankte Gott für ſeine Rettung, kehrte zurück und erzählte dem Vezir dieſe Sachlage. Dieſer aber fürchtete ſich vor dem Könige und ſprach zu dem jungen Manne: „Mach' Dich auf und wirb um die Hand der Prinzeſſin, denn das Glück iſt Dir freundlich geſinnt!“ Am andern Morgen trat der junge Perſer vor den König und trug ihm ſein Anliegen vor. Der Kaiſer geruhte ihm zu erwiedern: „Ich will Dich zu meiner Tochter ſchicken — wenn Du ihre Fragen löſeſt, ſo will ich Dich zu meinem Eidam annehmen!“ Darauf geleiteten ihn die Kammerherren und Vertrauten in den Palaſt der Prinzeſſin und meldeten ihr, warum es ſich jetzt handle. Die Prinzeſſin erwiederte hinter ihrem Schleier: „O Jüngling, warum hält Dich von mir nicht die Vorſicht für Erhaltung Deines Lebens zurück?“ „O Herz, was haſt Du mit der verwirrten Locke zu ſchaffen? Ein Geſchäft, das Dir nur Kummer bereitet, — was haſt Du damit zu thun? „Geh' und ſetze Dich in einem alten Schloſſe nieder — was haſt Du mit dem Staube des Vorhangs der Herrſchaft zu thun?“

„Schau Dich nur im Umkreis unſeres Palaſtes um, damit Du das Blut des tollkühnen Weiſen ſiehſt, das noch nicht vertrocknet iſt.“ Der junge Mann erwiederte ihr: „Du haſt gut geſprochen, aber ich ſetze gern, da ich gekommen bin, Dich heimzuführen, meinen Kopf auf das Spiel! Der iſt nicht in höchſter Entzückung, der für ſeinen Kopf fürchtet, auch iſt der nicht verliebt, der ſich vor dem Dolche fürchtet! Glaube ja nicht, daß Du mich durch den Tod ſo vieler Leute in Schrecken jagſt! Jemand, der einen Kopf wie Du hat, fürchtet Der für ſeinen Kopf?“ „Alſo beginne ſogleich mit Deinen Fragen!“ Die Prinzeſſin begann jetzt ihre Fragen vorzutragen.*)

Erſte Frage. Was iſt das für eine Sache, die überſchwänglich

*) Der Verfaſſer des Originals dieſer Erzählung hat Frage und Antwort in das dichteriſche Gewand gekleidet.

iſt und nie zu wenig? und was iſt das für eine Sache, die zunimmt und doch zu wenig wird?

Erſte Antwort. Dasjenige, was überſchwänglich und nie einem Mangel unterworfen iſt, wiſſe es: das iſt nur die göttliche Barmherzigkeit!

2. Dasjenige, was zu wenig wird, indem es zunimmt, der Verſtand ſagt's: dieſes Weſen iſt nur der Menſch, deſſen Körper wächſt und deſſen Leben zugleich abnimmt. Ein ſolches Zu- und Abnehmen giebt es ſonſt anderwärts nicht. — Die Umſtehenden lobten dafür den jungen Mann. Die Prinzeſſin trug dann ihre zweite Frage vor.

Zweite Frage. Was iſt das für eine geringe Sache, aus der viel wird und die doch bleibt ohne irgend welche Veränderung an ihrer Stelle? Was iſt das für eine Sache, die viel und mannigfaltig iſt und aus der wenig wird: die an ihrer Stelle bleibt, ohne ſich fortzubewegen?

Zweite Antwort. Das iſt dieſe Erde, die, wenn Du ein Korn in ſie ſäeſt, dieſes eine Korn zu zehn vermehrt durch Gottes des Erhabenen Güte! Die zweite Sache iſt das Feuer, welches einen Holzſtoß in Nichts verwandelt, und auch er bleibt auf ſeiner Stelle.

Dritte Frage. Was iſt das für ein Ding, das man zum Vorbild aufſtellt, und was iſt das für eine Sache, die ungeſchaffen ihre Wirkung äußert? Sieh mir ſchnell Kunde von dem Sinne dieſes Rathſels, damit das Glück Dir die Thüre der Ruhe und Bequemlichkeit öffne!

Dritte Antwort. Das iſt jener Spiegel, den man reibt, damit ich Jedermann Geſtalten zeigen, die früher nicht dageweſen ſind. Jenes Ding, das ungeſchaffen ſeine Wirkung äußert, iſt der Traum, den Du träumſt und der gleich wieder verfliegt.

Vierte Frage. Was iſt das für eine Handlung, die Dir, wenn Du ſie einmal thuſt, für eine ganze Woche Ruhe gewährt? Was iſt das für eine einmonatliche That, die, iſt ſie zu einer jährigen geworden, Dich alles Unangenehme durch ihre vollendete gute Ausführung vergeſſen macht? Was iſt das für eine Beſchäftigung, bei der Du ein Jahr Kummer leideſt, die Dir aber für Dein ganzes Leben Seelenruhe verſchafft?

Vierte Antwort. Die eintägige Handlung, die Dir für eine Woche Ruhe gewährt, iſt das Baden, deſſen Bedeutung Jeder kennt. Die einmonatliche Beſchäftigung, von der Du Nutzen ziehſt, iſt die Saat, durch die Du dem Erdboden für Deinen Bedarf das Brod abgewinnſt. Der einjährige Kummer, nach dem Dir für Dein ganzes Leben Ruhe zu Theil wird, wird aufgewogen durch den Verkehr mit einem Weſen, wie Du biſt, o holde Schönheit, die mein Leben und meine Welt ſtets bleiben wird!

Hier rief ihm die Prinzessin zu: „Sprich nicht von unserem Verkehr, denn das Leichte ist nicht für Jeden leicht! Schau Dich nur im Umkreis des Palastes um und mäßige demnach Deine Rede!“ Der junge Perser erwiederte ihr: „Setze Deine Fragen fort, damit ich Dir antworten kann.“

Fünfte Frage. Wer ist jener engherzige Wechsler mit blauem Kleid, von dessen Gesichtsthränen eine Straße geht gleich der Milchstraße? In seinem Reigen schüttelt er den Kopf zum Tanz: Jeder, der ruhig geworden ist, muß mit ihm thun?

Fünfte Antwort. Das ist der Stahldegen, mit Perlen besetzt, bei dessen Blitzen sich gleichsam eine Straße wie die Milchstraße zeigt. Ueber seine Merkmale sind die Verständigen in Staunen versetzt, daß er schneidend scharf ist und das Feuer zum Zeichen hat.

Sechste Frage. Was ist das für ein Körper in schlafender Gestalt, den herzbethörten Schönen gleich? Er legt Liebe an den Tag gegen den Herrn eines Jeden, der sich seiner Anziehungskraft hingiebt. Er leitet Mann und Frau zu gutem Wandel an: deshalb wird sein Antlitz roth und glänzend über das Glück!

Sechste Antwort. O Du, deren Schönheit vor einer hellstrahlenden Sonne besteht, vor deren welterleuchtendem Antlitz die Sonne sich beugt! Dieses Räthsel ist der Schlußstein alles Schönen dieser Welt, nichts Anderes als der Siegelring der Könige hoher Macht.

Bei diesen Worten wandte die Prinzessin ihr Gesicht nach dem Jüngling, indem sie sprach: „Du hast bis jetzt meine Fragen gut beantwortet, doch waren dies alles leichte Sachen und der Gedanke eines Jeden ist leicht auf diese Antworten gekommen; aber ich habe noch drei andere Fragen für Dich, die ich Dir jetzt vorlegen will; wenn Du sie mir beantwortest, so wirst Du gekrönt werden, wo nicht, so trifft Dich das Loos der Früheren!“ Der Jüngling erwiederte ihr: „Ich bitte Dich, mir Deine Fragen mitzutheilen!“

Siebente Frage. Es giebt einen Berg, der zwei Quellen hat, und einen andern, der vier Quellen hat, und noch einen andern, der acht Quellen hat. Der Erguß dieser Quellen hat einen Namen; sage mir, was das ist?

Siebente Antwort. Jener Berg, welcher zwei Quellen hat, ist das Weib mit ihren beiden Brüsten; der mit vier Quellen ist die Kuh mit ihren vier Eitern, und der mit acht Quellen ist die Hündin mit acht Zitzen. Der Erguß aller dieser Quellen heißt mit einem Namen: Milch. — Die Umstehenden lobten hierbei den Scharfsinn des Jünglings.

Achte Frage. Es giebt eine Stadt, die auf zwei Säulen gebaut iſt und die vorn ſieben und unterwärts zwei Thore hat. In dieſer Stadt giebt es einen Pavillon und draußen ein Schloß, vor dem zwei Spione ſtehen; in der Vorhalle des Schloſſes ſitzt ein Kammerherr; im Innern des Schloſſes reſidiren zwei Chalifen, ein Fürſt und ein Vezir, und vor ihnen ſind vier Thüren. An den ſieben Thoren wachen Botſchafter, die dem Padiſchäh die Botſchaften überbringen; der Vezir des Padiſchäh iſt ein ſtrenger, tüchtiger und ſchlauer Mann, der dem Padiſchäh den Weg zeigt, den er zu gehen hat, ſehr oft ihn aber auch zu Groll und Gehäſſigkeit und Ungerechtigkeit anregt. Sage mir, was iſt das für eine Stadt?

Achte Antwort. Dieſe Stadt, nach der Du gefragt haſt, iſt der menſchliche Körper; jene beiden Säulen ſind ſeine beiden Füße, und die ſieben Thore, welche vorn ſind, ſind die beiden Augen, die beiden Ohren, der Mund und die Naſe; die beiden Thore unterwärts ſind die beiden Ausgänge; die inneren und äußeren Schlöſſer oder Pavillons ſind die inneren und äußeren Sinne; die Spione ſind die beiden Augen, und die Chalifen ſind die beiden Hände; der Kammerherr die Zunge, der Vezir (Miniſter) das Herz und der Fürſt die Seele. Die Botſchafter ſind die beiden Ohren und die Naſe, denn die Ohren theilen Alles, was ſie hören, dem Herzen mit, ſo wie die Naſe Alles, was ſie riecht, dem allgemeinen Lebensgeiſte der Seele zukommen läßt.

Kaum hatte der junge Mann dieſe letzte Antwort vollendet, ſo wurde die Prinzeſſin darüber beſtürzt. — Die Umſtehenden lobten den Scharfſinn des Jünglings. Die Prinzeſſin aber fuhr fort: „Jetzt iſt nur noch eine Frage übrig geblieben!“

Neunte und letzte Frage. Ein Mann hatte drei Freunde, die ihm aufrichtig ergeben waren. Einmal kam er zu zweien derſelben und ſprach: „Ich habe an Euch eine Bitte und hoffe, daß Ihr ſie mir erfüllen werdet.“ Darauf fragen ſie ihn: „Was haſt Du für ein Anliegen? Wir werden es Dir erfüllen, was in unſern Kräften ſteht, da wir Alles, was wir haben, nur für Dich haben; gieb uns einen Wink, damit wir Dir unſere Aufrichtigkeit beweiſen können.“ Jener Mann ſprach: „Der Sultan hat mich zu ſich rufen laſſen und ich fürchte, allein zu ihm hinzugehen; ich wollte, daß Ihr mich begleitet, damit Ihr mir hülfreich beiſteht!“ Einer von dieſen drei Freunden ſprach: „Alle Deine ſonſtigen Wünſche hätte ich erfüllt, aber ich gehe nicht mit Dir, weil ich noch nie dahin gegangen bin.“ Der Andere erwiederte: „Bis zur Thüre des Serails des Sultans kann ich Dich ſchon begleiten, aber hinein gehe ich nicht mit.“ Der Dritte aber ſprach: „Das ſind zwei närriſche und

gewöhnliche Brüder und Freunde; ich bin Dein aufrichtiger Freund, der mit Dir gehen und Dich vor dem Sultan in Frage und Antwort treulich unterſtützen wird!“ Erkläre mir nun ganz ausführlich den Sinn dieſes Räthſels!

Neunte Antwort. Der eine von dieſen drei Freunden iſt das Geld, welches dem Menſchen als Freund ſeine Wünſche und Bedürfniſſe auf dieſer Erde befriedigt, aber wenn er aus dieſer Welt der Vergänglichkeit in die Welt des Beſtandes hinüberzieht, begleitet ihn daſſelbe nicht mit hinüber. Der andere Freund ſind die Frau und Kinder des Menſchen, die ihn bis zum Grabesrande begleiten, aber von dort wieder zurückkehren; aber der dritte Freund iſt die fromme gute That, die in der Welt beſteht und den Menſchen mit in's Grab für den Tag der Auferſtehung begleitet!

Als der Jüngling auch dieſe drei Fragen gelöſt hatte, lüftete die Prinzeſſin ihren Schleier und zeigte ihm ihr Antlitz. Als ſein Auge darauf fiel, ſtieß er einen Schrei aus und wurde ohnmächtig. Als er wieder zu ſich kam, redete ihn die Prinzeſſin mit folgenden Worten an: „Jetzt iſt die Reihe an Dir, mir Fragen aufzugeben: wenn ich Dir antworten kann, ſo bin ich gerettet, wenn aber nicht, ſo bin ich in Deiner Hand!“

Frage des jungen Perſers. „Was iſt das für ein Menſch, deſſen Mutter eine Stute und deſſen Vater ein Panzer iſt? Er ſitzt auf dem Pferde und zieht den Panzer an und wendet ſein Geſicht nach der Gegend hin, woher ihm der Untergang droht, und nur durch ein Blatt, das durch das Waſſer feucht geworden iſt, wird er vom Abgrunde des Verderbens gerettet. Löſe mir dieſes Räthſel vermöge Deines Scharfſinns!“ Die Prinzeſſin aber blieb ſtumm und erwiederte dann nach einigem Nachdenken: „Die Antwort auf dieſe Frage werde ich Dir morgen ſagen.“ Jenen Tag kam der junge Mann mit frohem Herzen und großen Hoffnungen nach Hauſe zurück; die Prinzeſſin aber berieth ſich mit ihren Hofdamen und Dienerinnen: „Durch welches Mittel werde ich ihm auf ſeine Frage Rede und Antwort ſtehen können?“ Dieſe erwiederten: „Wir wiſſen eine Liſt, durch die wir uns die Antwort auf ſeine Frage ſelbſt ausfragen!“ Die Prinzeſſin billigte ihren Vorſchlag und ließ zwei Dienerinnen, die gleich ſchön waren, ihre eigenen Prachtgewänder anziehen; ſie ſelbſt aber zog die der Dienerinnen an, hing ſich einen groben Schleier um und ſetzte ſich einen Korb voll Speiſen und Getränke auf das Haupt. So wanderten ſie zur Wohnung des jungen Perſers hin. Als die Thür aufging, erblickte er zwei Schönheiten mit Sonnenwangen und erhaben wie Mondesglanz; er ſah, daß ſie in ſein Zimmer kamen und ihn

freundlich grüßten. Sie sprachen: „Da Du heute Deine Tüchtigkeit in der Auflösung der Dir aufgegebenen Fragen so trefflich uns bewiesen hast, so sind wir in Deinen Umgang ganz und gar verliebt geworden und sind jetzt Abends gekommen, um mit Dir eine Stunde in Deiner Gesellschaft auszuruhen.“ Die Prinzessin setzte darauf vor ihnen aller hand Speisen hin; sie langten zu und als sie damit fertig waren, ließen sie den Becher voll köstlichen Weines kreisen. Die Prinzessin aber verhielt sich still und ruhig und kredenzte nur den Wein; so viel auch der Jüng ling Speise zu sich nahm, so blieb er doch nüchtern, frisch und munter, und sein Geist und Witz nahm zu. Als es Mitternacht geworden war, gab die Prinzessin ihren Mädchen einen Wink, die List auszuführen, um die Antwort auf die ihr gegebene dunkle Frage aus ihm herauszubekommen. Sie sprachen: „Heute hast Du der Prinzessin eine sehr schwere Frage aufgegeben; wir müssen die Antwort darauf wissen!“ Der Jüngling erwiederte: „Wenn die Prinzessin morgen ihre Schwäche und Unkenntniß mir eingesteht, so will ich Euch die Antwort darauf sagen.“ Die Dienerinnen küßten ihm die Hände und fielen ihm zu Füßen und baten ihn flehentlich darum. „Ich,“ meinte er nun, „will es thun.“ Sie erwiederten: „Wenn Du uns die Antwort wissen laßt, so wird Dir Jede von uns, zu der Du Neigung hast, zu Willen sein!“ Der Jüngling sprach nun: „Ihr sollt die Antwort auf meine Frage wissen; aber Ihr dürft nicht von mir weg und mir einen Schaden und Nachtheil zufügen; ich behalte Eure Kleider und Schmuck als Pfand zurück und riegele die Thür zu! Nun hört meine Antwort auf die gegebene Frage, dann werde ich Die mir auswählen, die für meinen Geschmack paßt. Gebt Acht, denn es könnte meinem Belieben nach in meiner Antwort ein Fehler unter laufen.“ Die Mädchen gingen darauf ein und verpfändeten ihm ihre kostbaren Kleider und ihre prächtig gearbeiteten Schmucksachen, die er in seiner Schatzkammer aufbewahrte. Darauf erzählte er ihnen seine Erleb nisse, wie er seine Eltern für ein Pferd und Waffen zum Pfand bei dem persischen König eingesetzt habe, was ihm mit dem Briefe des Bezirs begegnet war, der, durch das Brunnenwasser feucht geworden, seine Rettung herbeigeführt habe. „Recht schön,“ erwiederten sie ihm dankend, „aber nun wähle Dir eine von uns zur Frau aus!“ „Ihr seid zwar sehr schön,“ meinte darauf der Jüngling, „aber diese Eure Dienerin gefällt mir noch besser!“ „Die hat sich ja mit der Küche zu beschäftigen, sie ist ja die niedrigste von allen Dienerinnen, die ziehst Du uns vor?“ Der Jüngling erwiederte: „Wegen des Geschmacks soll man nicht streiten; mich verlangt nach ihr!“ Darauf streckte er seine Hand aus und ergriff die der Prinzessin. Die beiden andern Mädchen hängten sich an seine

Hand und biſſen ſie mit ihren Zähnen wund. Dann ließen ſie ihre koſtbaren Kleider und Schmuckſachen zurück und entflohen. Als die Prinzeſſin in ihren Palaſt zurückgekehrt war, reinigte ſie ihr Haupt, wuſch ſich ihren Körper und zog wieder die königlichen Gewänder an. Am andern Morgen machte ihr der junge Perſer ſeine Aufwartung. Er ſah bei der Prinzeſſin die beiden Dienerinnen, die er ſogleich als dieſelben von vergangener Nacht erkannte. Er zeigte ihnen ſeine verwundete Hand. Zur Prinzeſſin ſprach er dann: „Beantworte mir alſo jetzt meine Frage von geſtern!“ Die Prinzeſſin erwiederte ihm: „Das iſt leicht.“ So, wie ſie die Antwort von ihm gehört hatte, gab ſie ihm dieſelbe wieder. Der Jüngling ſprach darauf: „Ich habe noch eine andere Frage für Dich!“ „Bringe ſie vor!“ erwiederte die Prinzeſſin.

Zweite Frage des jungen Perſers. Drei Täubchen kamen einmal zu einem Täuberich und redeten ihn ſo an: „Theile uns auch etwas mit von dem Korne, welches Deine Nahrung ausmacht, und laſſ' uns doch mit Dir in den Taubenſchlag gehen!“ Der Täuberich antwortete ihnen darauf: „Ich habe zu Euch nicht das Vertrauen, daß Ihr Euer Wort halten werdet; Ihr kommt und freßt jetzt mein Korn und laßt mich nicht in Ruhe. Wenn ich Euch aber Vertrauen ſchenken kann, ſo will ich Euch meine Speiſe gern mittheilen!“ Darauf rupften ſie alle ihre Flügel aus und gaben ſie ihm. Er aber legte ihre Flügel an einen Ort und legte vor ihnen Körner hin. Sobald ſie aber dieſe gefreſſen hatten und ſatt waren, gingen ſie auf den Täuberich los, verwundeten ihn mit ihrem Schnabel und peinigten ihn; ihre Flügel und Schwungfedern aber ließen ſie bei ihm und flogen fort. — Erkläre mir doch den Sinn und die Bedeutung dieſes Räthſels! *)

Als die Prinzeſſin alles Dieſes gehört hatte, erkannte ſie, daß ſie dieſes Räthſel ſo leicht nicht werde löſen, und daß ſie ihre Aufgabe, darauf dem Jünglinge eine ganz genügende Antwort zu geben, nicht werde erfüllen können: wenn ſie ihm geſtehen würde, daß ſie die erſte Antwort aus ihm herausgelockt habe, ſo bliebe ſie beſchimpft, und geſtände ſie ihm ihre Ohnmacht und Unkenntniß ein, ſo erklärte ſie ſich ihm gegenüber für beſiegt. Darum ſprach ſie zu ihm: „Laſſ' mir auch für dieſe zweite Frage bis morgen Zeit, wo ich Dir darauf antworten werde!“ Er geſtand ihr dieſe Friſt zu. Da aber jede Liſt, auf die ſie ſann, leicht vereitelt werden konnte, ſo entdeckte ſie ihr Geheimniß ihrer Mutter. Dieſe erwiederte ihr: „Es iſt jetzt ganz recht, daß Du Dich für ihn

*) Bezieht ſich auf das in der Nacht ausgeführte Abenteuer der Prinzeſſin mit ihren beiden Dienerinnen.

entſcheideſt und ihn zum Mann nimmſt, denn Du wirſt keinen verſtändigeren und geſcheiteren Mann wie er je mehr bekommen!“ Die Prinzeſſin gab ſich nun zufrieden. Als der Jüngling am andern Tage aus ſeinem Hauſe nach dem Palaſte des Kaiſers kam, ſtanden die Vertrauten und Fürſten an dem Thore; dieſe begleiteten ihn bis zur Thür des Palaſtes der Prinzeſſin. Als dieſe von ſeiner Ankunft benachrichtigt wurde, kam ſie ihm entgegen und bewillkommnete ihn herzlichſt. Dann führte ſie ihn auf einen Thron, wo er ſich niederlaſſen mußte. Sie ſelbſt aber ſetzte ſich vor ihm auf einen Lehnſeſſel und befahl, man ſolle für den Jüngling prächtige Gewänder herbeibringen. „Du,“ redete ſie ihn an, „haſt mich beſiegt; ich bin jetzt in Deiner Gewalt. Alles, was Du wünſcheſt, werde ich Dir erfüllen!“ Darauf ſchickte ſie einen ihrer Vertrauten zum Kaiſer und erbat ſich von ihm die Erlaubniß, mit dem jungen Perſer die Ehe vollziehen zu können. Als dieſe Handlung vollzogen war, machte der junge Ehemann ſeine Aufwartung beim Kaiſer. Dieſer nahm ihn ſehr ehrenvoll auf und übergab ihm die Regierung ſeines Reichs. Als er den Thron des griechiſchen Kaiſerreichs beſtiegen hatte, ſchickte er an den Schâhinſchâh (König von Perſien) einen Geſandten. Der perſiſche König war ein Tributpflichtiger des griechiſchen Kaiſers geweſen. Im Schreiben an ihn hieß es: „Durch meine Kenntniſſe habe ich mir die Tochter des griechiſchen Kaiſers errungen und ſie geheirathet. Die Regierung des griechiſchen Kaiſerreichs iſt mir übergeben worden. Ich will Dir hiermit den Tribut, den Karis Griechenland ſchuldet, geſchenkt haben, um mir von Dir meine Pfänder auszulöſen. Schicke mir umgehend jenen Sclaven und jene Sclavin!“ Der perſiſche König entließ dieſe mit hohen Ehrengeſchenken und ſchickte ſie nach Griechenland.

Dies ganze Glück war eine Folge hoher wiſſenſchaftlicher Kenntniß und geiſtiger Bildung, die ſich der junge Perſer zu eigen gemacht hatte. Wir haben dieſe Erzählung mitgetheilt, daß es den Verſtändigen klar werde, daß keine Mühe, die der Menſch der Erlernung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe zuwendet, verloren geht! Gott der Höchſte weiß es am beſten!

XI. Peguaniſches Märchen.

Das Märchen von dem geſtohlenen Lande Pegu.

(Aus Ad. Baſtian, Die Völker des öſtlichen Aſiens. Leipzig 1866. in 8°. Bd. II. S. 518 ꝛc. [cf. Bd. I. S. 218 ꝛc.])

Als Gautama (Buddha) den Irewaddi überſchritt, war jenſeits deſſelben noch Alles ein weites Meer und nur die Spitzen von ſechs Berggipfeln ragten daraus hervor: der Berg von Pabiet, von Sinjai, von Sinjaik, von Jeiktihoh, von Jeikketta und von Sogabin, und auf jedem derſelben hatte ſich ein Eremit niedergelaſſen. Als dieſe frommen Männer die Ankunft des künftigen Gottes hörten, flogen ſie (mit Ausnahme des letzten, den Krankheit verhinderte,) herbei, ihre Verehrung darzubringen, und empfingen von Gautama Reliquien ſeiner Haare, um ſie in den Grundſtein der Pagoden niederzulegen, die ſich in ſpäteren Zeiten auf der Höhe ihrer Berge erheben ſollten.

Gautama wanderte dann weiter mit ſeinen Begleitern am Himmelsgewölbe dahin, und an der Mündung des Saiwoha anlangend, raſtete er auf einem Steine, wo jetzt die Jeikkamee-Pagode ſteht. Dort war es, wo ihn ſein Bruder fragte, ob er keine Prophezeiungen über den Ocean zu geben habe; aber Gautama antwortete, daß das Unendliche (Ananda) keine Meſſung zulaſſe. Sein Schüler Shim Maukola war mit dieſer Antwort nicht befriedigt und ſchuf einen wunderbaren Vogel (einen Papagei oder Kyek tejuet), der mit jedem Schrei (kyek, kyek, kyek) ſechs Meilen weit zu fliegen vermochte. Aber keine Grenzen des Meeres ſehend, ermüdete der Vogel und fiel in's Waſſer, wo er umgekommen ſein würde, wenn nicht die Göttin Mau megala, die Tochter des Schutzgottes der See, einen großen Fiſch geſchaffen hätte, auf deſſen Rücken er zurückgebracht wurde. Und ſo, fügt der Autor hinzu, geben die Bücher der Birmanen und Telein keine Beſtimmung über Länge und Breite des Meeres.

Als Gautama weiter zog und in Thaninjatein anlangte, blickte er aus der Höhe herab und ſah auf einem aus dem Waſſer hervorragenden Felsblocke ein Vögelpaar ſitzen, die unzertrennlichen Hanſa-Vögel. Er lächelte, und um die Urſache des Lächelns von Ananda befragt, verkündete er, daß auf dieſem Platze einſt die Reſidenz eines mächtigen Königs blühen werde, die ruhmvolle Stadt Hanſawaddi oder Pegu.

Viele Jahrhunderte ſpäter fuhr ein ausländiſches Schiff über die Meereswüſte dahin. Es war von dem König von Sattula ausgeſandt

und mit 500 Soldaten bemannt, um die Grenzpfeiler ſeines Reiches zu ſtecken. Sie ſahen in der Mitte der Wellen eine wilde Ente ihr Neſt bauen und ſprachen zu einander: „Sehr, die Waſſer beginnen abzufließen, wie konnte ſonſt der Vogel hier Land finden? Laßt uns dort die Zeichen unſeres Reiches aufſtellen und die werdende Inſel in Beſitz nehmen.“ So errichteten ſie einen Pfeiler mit dem königlichen Wappen, ihn ſieben Faden tief in den Grund einrennend, und berichteten bei ihrer Rückkehr dem Könige, der das Document in den Archiven niederlegen ließ. Dort wurde es von einem ſeiner Nachfolger gefunden, der ein Schiff ausrüſtete und dem Befehlshaber Auftrag gab, nach jener Inſel zu ſuchen, die einſt für ihn in Beſitz genommen worden ſei und wo er das königliche Wappen finden werde. Den gegebenen Directionen folgend, gelangten die Schiffer an die Stelle und ſahen, wie überall das lehmige und ſchlammige Land ſich aus der Meeresfläche erhob und mit dem Continent vereinigte. Sie entdeckten den Pfeiler und fanden alle Zeichen übereinſtimmend mit den ihnen gegebenen Beſchreibungen; aber als ſie Vorbereitungen trafen, den Grundſtein zu der neu zu bauenden Stadt zu legen, fanden ſie in unerwarteter Weiſe ihr Recht beſtritten. Von allen Seiten ſahen ſie Klöße auf ſich zuſteuern, die hohe Häuſer trugen und die mit dem Schlamm waſſer umhertrieben, die Klöße der Talein, der Eingebornen des Landes, geführt von ihrem Königsbrüderpaar Thamala und Wimala. Dieſe Talein kamen von Thatung, und das Folgende iſt ihre Geſchichte.

Als noch die Meereswaſſer alle Lande bedeckten, ſtand nur der Simaiberg daraus hervor, und auf ihm hatte ſich ein frommer Eremit niedergelaſſen. Eines Tages ſtieg aus der See eine weibliche Naga ma (Drache) hervor, welche die Geſtalt eines ſchönen Weibes angenommen hatte und in der Nähe der Zelle des Einſiedlers ihren Wohnplatz aufſchlug, wo ſie ſich religiöſen Bußübungen ergab. Ein Weizza, der ſie auf ſeinem Fluge erſpähte, kam zu ihr hernieder und gefeſſelt von ihrer Schönheit, verweilte er dort längere Zeit; dann hatte er ſeine Reiſe fortzuſetzen, aber verſprach ihr, alle ſieben Tage einmal zurückzukehren. Doch bei ſeiner Ankunft im Haemawuna-Walde fand er den Tujann-Baum, aus dem gerade ein Mädchen hervorſproßte, und bezaubert von den Reizen dieſes himmliſchen Weſens, vergaß er ſeine waſſerige Liebe und blieb, wo er war. Die Naga ma gebar aber im Laufe der Zeit zwei Eier und kehrte in ihre Heimath zurück. Dieſe Eier wurden von dem Eremiten auf einer ſeiner Wanderungen gefunden, und überraſcht von ihrer Größe, nahm er ſie mit ſich und legte ſie in ſeine Zelle nieder. Dort brachen ſie ſpäter auf und enthüllten zwei Knäbchen, die von dem Eremiten ſorgſam aufgezogen und in den Wiſſenſchaften unterrichtet wurden. Als ſie aufgewachſen waren,

rief der Einſiedler die Talein zuſammen, die in den Moräſten zerſtreut lebten, lehrte ſie Flöße bauen mit Hanfern darauf und ſandte ſie fort, unter Leitung von Thamala und Wimala, ſich eine neue Heimath zu ſuchen. So erreichten ſie die neu werdende Inſel, wo die Ausländer von Sattula im Begriff waren, eine Stadt zu bauen, und beſtritten ihr Recht, da ſie aus einem fernen Lande herübergekommen. Die Kalat (Ausländer) deuteten auf den Pfeiler mit den königlichen Inſignien, den ihre Vorfahren aufgerichtet, und die Talein, dieſes Wahrzeichen ſehend, waren überführt und wußten nicht, was zu antworten. Sie würden ſich zurückgezogen haben, wenn ihnen nicht eine höhere Hülfe gekommen wäre. Der Thagya min (der König der Natur-Götter) blickte gerade aus ſeiner himmliſchen Wohnung auf die Erde nieder, und dieſen Streit zwiſchen den Kala und Talein bemerkend, ſah er voraus, daß die letzteren verlieren würden. So beſchloß er, der ſchwächeren Partei ſeine Hülfe zu leihen, und als in der Nacht der Führer der Talein ſchlaflos auf ſeinem Lager lag, nahte er ſich ihm und ſprach: „Verzage nicht, mein Sohn! Wohl ſieht dort der Pfahl der Kala ſieben Faden tief in die Erde eingeraumt, aber fordere ſie auf, ſieben Faden tiefer zu graben, und ſie werden ſieben goldene Schalen finden, und noch weitere ſieben Faden ſieben eiſerne Haken, die Wahrzeichen der Talein Race.“ Die Brüder thaten am andern Tage, wie ihnen geheißen war, und der Vorherſagung gemäß kam es aus. Sieben Faden unter dem Pfeiler wurden ſieben goldene Schalen gefunden, und unter den ſieben goldnen Schalen ſieben Faden tiefer ſieben eiſerne Haken, die Wahrzeichen der Talein Race, und die Kala waren jetzt der geſchlagene Theil. Aber der Ort heißt ſeitdem das geſtohlene Land, denn die eiſernen Haken waren dort nicht von den Talein niedergelegt worden, ſondern durch die Macht des Thagya Königs, der in Geſtalt eines Yonah oder Bramahnen die Nachgrabungen geleitet hatte. Die Talein machten ſich jetzt an's Werk, ihre Stadt zu bauen, aber die Soldaten des Königs von Sattula, die ſich fürchteten, unverrichteter Sache zu ihm zurückzukehren, baten um die Einräumung eines kleinen Stück Landes und erhielten den Platz, wo ſie die Stadt Tamin (den ſpäteren Hafen Syriam) oder Kalamyo erbauten. Die Talein gründeten Hanſawuddi oder Pegu, wo Thamala als erſter König herrſchte. Später wurde er in einem Streite mit ſeinem Bruder, der dann ſelbſt den Thron beſtieg, getödtet und ließ eine ſchwangere Wittwe zurück. Als dieſe ein männliches Kind gebar, fürchtete ſie die Nachſtellungen Wimala's, und ließ es fortwerfen auf einen Platz, wo wilde Büffel weideten. Es ware zertreten worden, aber Neunkaleun (die Königin der Büffel) nahm es ſorgſam auf, nährte es mit ihrer Milch und ſchützte es gegen die andern Büffel. Als der Knabe

aufwuchs, wurde er vertraut mit dem Leben der Büffel, trieb ſich mit ihnen umher und beſtieg die wildeſten ohne Furcht, ſie zum Reiten zu benutzen. Der Ruf des kühnen Jünglings war bis in die Stadt gedrungen, und da Pegu damals von einer mächtigen Armee bedrängt war, die der König von Sattula ausgeſandt hatte, um ſein altes Recht zu wahren, ſo ließ ihn Wimala vor ſich rufen. Der Prinz kam zur Stadt und verlangte, daß ſeine Büffel ungeſtört aus zwei großen Waſſerbehältern in der Nähe des Thores trinken konnten; dann forderte er das Schwert und den Speer ſeines Vaters und beſtieg den größten ſeiner Büffel, um einem rieſigen Kala entgegenzutreten, der ſeit längerer Zeit täglich einen der Gegner zum Zweikampf herausgefordert hatte. Der Rieſe war ganz in Eiſen gekleidet, als er aber ſeinen Arm zum Schlage erhob, bemerkte der Prinz die verwundbare Stelle, wo die Gelenke übereinanderfaßten, und ſtieß ſeine Lanze dort hinein. Der verwundete Kala rief den Namen ſeiner Mutter an, an dem Platze, wo jetzt die Janan Pagode (Panmay kole) ſteht, und von ſeinem erſchreckten Pferde zu der Stelle gebracht, wo die Pagode von Hallahin erbaut wurde, gab er dort den Geiſt auf. Nach ſeines Oheims Wimala Tode beſtieg der Prinz den Thron von Pegu, und errichtete über den Knochen ſeiner Pflegemutter eine Pagode, die Pagode von Kjeiktah.

XII. Birmaniſches Thiermärchen.

(Nach Baſtian, Oeſtl. Aſien. II. Band S. 212.)

Zu Schin-tai, dem Löwenkonige der Thiere, kamen alle Bewohner des Waldes, ihre Huldigung zu beweiſen. Auch die kleine Ameiſe kam herbei, ſich vor ihm zu verneigen, aber die Edelleute trieben ſie verächtlich weg. Als der Ameiſenkonig davon hörte, gerieth er in Zorn und ſchickte einen Wurm, ſich in das Ohr des Löwen zu ſetzen und ihn zu quälen. Auf das erſchreckende Schmerzgebrüll kamen die Thiere von allen Seiten herbeigelaufen, boten ihre Dienſte an und wollten den Feind bekämpfen, wo und wer er auch ſei. Aber Keiner konnte Hilfe leiſten. Zuletzt nach vielen demüthigen Botſchaften ließ ſich der Ameiſenkonig bewegen, einen ſeiner Unterthanen zu ſchicken, der in das Ohr hineinkroch und den Wurm herausholte. Seit der Zeit haben die Ameiſen das Privilegium, überall und an jedem Platze zu leben, während den übrigen Thieren die ihnen zukommenden Aufenthaltsorter bei der Theilung angewieſen wurden.

XIII. Birmaniſches Märchen.

Von Wethantara, dem birmaniſchen Religionsſtifter.

(Nach Baſtian, Oeſtl. Aſien Band II. S. 335.)

In Pepura herrſchte der König Sanja, mit Phuſati vermählt, der die Krone an ſeinen frommen Sohn abtrat. Seine Regierung war mit allen Zeichen des Glückes geſegnet, aber aus Mildthätigkeit überlieferte er das Unterpfand deſſelben, das Göttergeſchenk des weißen Elephanten, an bittſuchende Brahmanen, die Hülfe für ihre Heimath Kalinga erflehten, wo eine lang anhaltende Dürre gänzlichen Ruin herbeizuführen drohte. Als die Fremden das geweihte Thier fortführten, murrte das Volk über die unbedachtſame Freigebigkeit des Königs, der ſeine eigenen Landeskinder zum Beſten Auswärtiger beraube. Sanja ſah ſich gezwungen, dem allgemeinen Drängen nachzugeben, und verbannte ſeinen Sohn in die Bergwildniß Wenkagiri. Ehe aber Wethantara den Scepter niederlegte, benutzte er noch zum letzten Tage ſeine königliche Macht, um alle Schatzkammern ſeines Reiches den Armen zu öffnen und ihren Inhalt unter dieſelben zu vertheilen. Dann verließ er die Stadt und zog in die Ferne. Seine Gemahlin Madri dawi hatte ſich nicht von ihm trennen wollen, und ſie nebſt ihren Kindern, dem Sohne Haliga und dem Mädchen Kriſchna djina, fuhren auf einem Wagen, deſſen Roſſe der vertriebene König lenkte. Auf der Heerſtraße waren die mitgenommenen Koſtbarkeiten und Schmuckſachen bald an Brahmanen vertheilt, die des Weges entlang kamen, da keiner leer ausgehen durfte, und als jetzt ein neuer Trupp ihnen entgegenkam, blieb nichts übrig, als die Pferde wegzugeben. Der Thagya-König, vom Himmel zuſchauend, ließ vier ſeiner dienſtbaren Geiſter die Geſtalt von Hirſchen annehmen und den Wagen weiterziehen, bis zuletzt auch dieſer an Almoſen heiſchende Brahmanen übermacht war. Die Königsfamilie wanderte nun zu Fuße weiter, indem Madri dawi den Knaben Haliga an der einen und Kriſchna djina an der andern Hand leitete, und erreichte ſo das Land Chetiya, von Wethantara's Schwiegervater beherrſcht. Dieſer kam ihnen mit einem glänzenden Aufgebot von Wagen und Reitern entgegen, bekümmert, ſeine Angehörigen in dieſem trübſeligen Zuſtande zu ſehen, da ſie, als des Gehens ungewohnt, ſich nur mühſam fortſchleppten. Nach kurzem Aufenthalt jedoch wies Wethantara ſeine längere Gaſtfreundſchaft zurück und zog weiter nach dem ihm beſtimmten Verbannungsort Wankagiri, wo er ſich im Walde eine Ein-

niederkapelle erbaute und in der Nähe eine andere für seine Gattin errichtete. Es wird auch darauf hingedeutet, daß dieselben schon im Voraus auf des Thagyamin's Geheiß durch Vissakarm für ihren Empfang vorbereitet waren.

Damals lebte in einem Nachbarlande ein alter Kerl, krumm, buckig und schielend, ein habsüchtiger Geizhals, der Welt auf wucherische Zinsen lieh. Er hatte seine Forderung an einen ihm verschuldeten Brahmanen auf eine so hohe Summe zu treiben gewußt, daß dieser sich ganzlich außer Stande sah, seine Verpflichtungen abzutragen, und sich zuletzt entschließen mußte, seine Tochter Amitta taha seinem Gläubiger auf dessen Wunsch zu vermählen. Der schmutzige Geizhals, Hujaka genannt, war nicht wenig stolz auf so ehrenvolle Heirath, aber er fand sich von seiner jungen Frau bald beständig um neue Auslagen gequält, da sie ihrem Stande gemäß leben wollte. So bestand sie darauf, Sclaven zur Bedienung zu verlangen, und warf ihrem Ehemann vor, daß, wenn er eine vornehme Brahmanentochter geheirathet, er dieselbe auch gebührlich behandeln müsse und nicht verlangen könne, daß sie selbst zum Brunnen gehe und Wasser hole. Den Kaufpreis für eine Sclavin zu zahlen, kam dem gierigen Hujaka nicht in den Sinn, aber er erinnerte sich, von der Freigebigkeit des Königs Wethantara gehört zu haben, und dachte, daß er leicht von ihm einige Sclaven erlangen könne. So machte er sich auf den Weg nach Jayavara, kam aber erst nach der Abdankung des Königs an und ware vom Volke fast gesteinigt worden, da die Leute sich höchlichst erbittert zeigten, daß schon wieder ein unverschämter Brahmane zum Vorschein komme, ungeachtet der reichen Geschenke, die von dem gutmüthigen Wethantara schon herausgepreßt worden. Hujaka machte sich eiligst davon, aber er hatte doch aufgemerkt, den Namen des Verbannungsortes zu erfahren, und richtete seinen Wanderstab dorthin. Das Waldgebirge Wankagiri war indeß durch den König von Chetiya mit Wachen umstellt worden, um Niemand den Einlaß zu erlauben, da er seinem so vielfach gequälten Schwiegersohne endlich Ruhe und Sicherheit gegen die aufdringlichen Bettler schaffen wollte. Hujaka dachte sich bei den Wachen vorbeizuschleichen, ware jedoch beinahe von einem derselben erschossen worden, der ihn durch seine Hunde auf einem Baume entdeckte. Es gelang ihm, denselben durch eine erfundene Geschichte zu täuschen, indem er ihm erzählte, daß er von den königlichen Eltern Wethantara's mit directen Aufträgen an den Büßer geschickt sei. Weiterhin mußte er an der Zelle des Einsiedlers Achuta vorbei, dem er vorlog, früher der Lehrer Wethantara's gewesen zu sein, und von dem er den richtigen Waldpfad angedeutet erhielt, um seinen ehemaligen Schüler zu besuchen. Als er in die

Nähe der Büßerfamilie kam, wartete er, bis Madri dawi zum Früchtesammeln in den Wald gegangen war, um den allein zurückgebliebenen Wethantara um Sclaven zu bitten. Da dem Könige Nichts weiter zu Gebote ſtand, beſchloß er ſeine Kinder hinzugeben, aber dieſe waren während des Geſprächs, aus Angſt und Schrecken über das häßliche Ausſehen des Brahmanen, fortgelaufen und hatten ſich in einem Lotosteiche verſteckt. Auf Wethantara's Ruf kam indeß Jalina, ſeines Vaters Stimme erkennend, hervor und deutete auch den Verſteckplatz ſeiner Schweſter an. Beide wurden von dem Brahmanen fortgeführt, entrannen aber ſeinen Händen, als er beim Herabklettern eines Hügels ſtolperte und platt auf die Naſe fiel. Der alte Bettler wackelte eiligſt nach der Zelte des Königs zurück und machte ihm bei ſeinem Seelenheil verantwortlich, daß das einem Brahmanen Geſchenkte nicht wieder zurückgenommen werden könnte. So überlieferte der Vater ſeine Kinder, die um Schutz flehend ſeine Knier umfaßt hatten, auf's Neue dem Brahmanen, der ihnen die Hände zuſammenband und ſie mit Ruthenhieben vor ſich hertrieb. Die chineſiſchen Pilger in Vorderindien erwähnen eines Baumes, unter dem die Brahmanen, der Legende nach, einen Prinzen und eine Prinzeſſin blutig gepeitſcht hatten. Während der Nacht ließ Hujaka ſeine Sclaven auf einen Baum ſteigen und lagerte ſich darunter, um ſie zu bewachen. Die Götter aber kamen in der Geſtalt ihrer Eltern vom Himmel, die armen Kleinen mit himmliſcher Speiſe zu nähren und zu erquicken. Da dies ſich auch beim nächſten Nachtquartier wiederholte, wagte der erſchrockene Hujaka nicht, ſo hohe Schutzlinge länger bei ſich zu behalten, und brachte ſie in das Land ihrer Großeltern, die ihm freudig das Gewicht an Gold ihres Enkels und ihrer Enkelin bezahlten. Da währenddem der weiße Elephant ſich wunderbarer Weiſe von ſelbſt wieder in Jayapura eingeſtellt hatte, ſo zog das Volk in Proceſſion aus, um Wethantara wieder einzuholen, der in der Zwiſchenzeit auch ſeine eigene Gattin an einen bettelnden Brahmanen weggegeben hatte, aber glücklicher Weiſe, wie ſich ſpäter zeigte, nur an den verkleideten Thagyamin, der die Form eines ſolchen brahmaniſchen Bettlers angenommen hatte, um Andern zuvorzukommen und, indem er Madri dawi ſich geben ließ, zu verhindern, daß ſie von ihrem Gatten getrennt wurde.

XIV. Siameſiſches Märchen.

Das Märchen vom Thalokbaum.

(Nach Baſtian, „Völker des öſtlichen Aſien.“ Bd. I. S. 434 ꝛc.)

Es herrſchte einmal im Königreich Kambodja in Oſtaſien ein König, Katumala genannt, ein frommer, gerechter und redlicher Mann, unter dem ſeine Unterthanen glücklich und zufrieden lebten. Aus den benachbarten Ländern kamen, angezogen durch den Ruf ſeiner weiſen Regierung, fremde Könige herbei, um ihm Gold- und Silberblumen zum Tribut darzubringen. Das Glück der Regierung war nur dadurch getrübt, daß der König weder Sohn noch Tochter hatte, um ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Er befleißigte ſich deshalb eifrigſt einer ſtrengen Beobachtung der Vorſchriften, ſonſt in Gebeten und Werken der Mildthätigkeit dahinlebend. Als er ſür ſieben Tage darin verharrt hatte, drang die Hitze zuletzt hinauf bis zu dem himmliſchen Ruhebette, das Phra Jin zum Sitze dient. Nachdem er ſich durch ſeinen Götterblick mit der Urſache bekannt gemacht hatte, kam Phra Jin herab, ſehend, daß Katumala dieſe Büßungen und Betten angeſtellt hatte, weil er einen Sohn wünſchte, ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Phra Jin ſchlug dann einem ſeiner Götterſöhne vor, in den Kreis der Seelenwanderung niederzugehen und in einer Blume aus der Lotos-Gattung wiedergeboren zu werden, die auf einem nahegelegenen See blühte. Dann bewegte er den Sinn Katumala's, mit ſeinem königlichen Hofgeſinde im Walde zu ſpazieren, wo er den Prinzen in der Lotosknospe ruhend fand und mit ſich heimnahm, ihn zu erziehen und als ſeinen Sohn zu adoptiren. Das Kind wuchs und nahm zu unter himmliſchen Segnungen, und als der Knabe zum Jüngling gereift ertheilte ihm der König den Namen Phra Chao Pathummasurivong.

Nun geſchah es eines Tages, daß Pathummasurivong (vom Sonnengeſchlechte des Lotos) ſich luſtwandelnd im Walde erging und zu einem uralten Thalok-Baume kam, auf deſſen umgeſtürztem Stumpfe er in einer von den Zweigen gebildeten Laube ausruhte.

Mit dieſem Thalok-Baume hatte es eine eigenthümliche Bewandtniß, und aus den älteſten Tagen der Vorzeit her iſt uns folgende Sage davon überliefert. Einſt im grauen Alterthume, in dem Beginne der Kalpa, wann noch alles Land der Erde von dem großen Ocean bedeckt war, ging der König der Naga-Pflanzen (Phaya Nakh), der den Namen Thao-Kounchu-Papakat führte, zu Phra Jinen (Siva), um ihm ſeine Hulde

dienſte anzubieten. Er umſchlang mit ſeinem Schwanze in tauſendfachen Windungen den Berg Meru, um ſein Seitwärtslehnen zu verhindern. Da zog Phra Phai, der Engel des Windes, der ungeduldig wurde in ſeinen Bemühungen, den Berg Meru umzublaſen, ſein Schwert, dem Naya-Könige das Haupt abzuſchlagen, das er dort niederwarf. Aber Phra Isuen, aus der großen Freundſchaft und dem Wohlwollen, das er für ihn hegte, ſtreute Zauberkräuter auf das Haupt und verknüpfte es mit einem geheimnißvollen Omen, den Eidſchwur darüber ſprechend, daß, an welchem Platze immer das Haupt des Thes Xomphu-Papolai niederfallen ſollte, dort ſich ein Khok Thalok (ein geglatteter Grund in zirkelrunder Form) erhebe und Bäume auf ihm wachſen. Und ſo, weil das Ganze in einem weiten Thalok-Baume begriffen war, nannten ſie es deshalb ein „Khok Talok".

Dieſe Sage von dem auch im öſtlichen Afrika heiligen Meru, die ſich in der japaniſchen Verſion mit dem verrückten Schwerpunkte*) der Erde verbindet, ſowie die Hindeutung auf das abgeſchlagene und von den Händen der Jungfrauen bewäſſerte Haupt Brahma's, das in dieſer Legende, wie unter dem ewigen Roma, begraben wurde, ſteht natürlich im engen Zuſammenhange mit der buddhiſtiſchen Mythologie.

Was nun Phra Pathummaſurivong betrifft, ſo fühlte derſelbe, den geneigten Baumſtamm erblickend, Luſt zum Ausruhen, und er ſandte einen ſeiner Pagen nach Teppichen und Kiſſen, um ſolche auf demſelben auszubreiten. Dann ſetzte er ſich dort nieder und fiel in Schlaf. Als der Abend herangekommen war, fing der Thalok-Baum leiſe und langſam an, ſich höher und höher zu heben, aber der Prinz war im Schlafe nicht geſtört. Der Thalok-Baum fuhr fort, noch höher aufzuſteigen, und ſchnellte empor, als ob durch Menſchenhände bewegt. Phra Ohro Pathummaſurivong fuhr aus dem Schlafe auf und ſein Herz begann zu zittern und zu ſchaudern, als er ſich in der ſchwindelnden Höhe in den Zweigen hängen ſah, ohne irgend welche Stütze. Er hatte ruhig unter dem Laubdache zu verbleiben, bis der ſich weiter und weiter von der Erde entfernende Baum ſeine Bewegung nach aufwärts beendet hatte. Er rief nach ſeinen Pagen und Begleitern, aber ſie konnten ſeine Stimme nicht mehr vernehmen. Alle ſeine Vaſallen und Edeln, die Wachen und

*) Sollte ſich der unter Bezwingung der Dämonen zum Buddhathum Aufſtrebende anderswo hinſetzen, als auf den centralen Diamant-Thron, ſo würde die Erde ihr Gleichgewicht verlieren, bemerkt Hiuen-thsiang. So bedurfte es auch des Ausſchreitens von Arabien nach Ceylon und dann nach Siam, um durch Aufdrückung des Fußtapfens die Berge zu befeſtigen, von Fernkreiſen umarenzt.

Sclaven ſtanden wartend da und verblieben in Furcht und Schrecken unter dem Thalot-Baume. Als die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne den Thalot-Baum beſchienen, fing derſelbe an, ſich tiefer und tiefer zu ſenken, bis er wieder ſein früheres Niveau erreicht hatte. Pathummajurivong ſtieg herab und kam zu ſeinen Leuten zurück, die ihn mit großen Jubel empfingen.

Mit der erſten Dämmerung des frühen Morgens rief Nang Nath (Fräulein Nath oder die Drachenprinzeſſin) ihre Damen um ſich und erhob ſich von ihrem Lager, um in dem Waſſer des Sees zu ſpielen, nachdem ſie ihre Form verändert hatten. Sie beluſtigten ſich umher zu ſchwimmen, und dem Strome des Waſſerarmes folgend, kamen ſie nach der Stelle des Ufers, wo Phra Pathummajurivong luſtwandelte. Dieſer, die Schaar der Badenden bemerkend, umſtellte ſie mit dem Heer ſeiner Begleiter, erhaſchte das Fräulein und nahm es mit ſich nach der Höhlung des Thalot-Baumes, wo er ſich mit ihr vermählte.

Als die Ehrenjungfrauen die Prinzeſſin ergriffen und aus ihrer Mitte fortgeführt ſahen, ſtoben ſie jammernd aus einander, und in ihr Reich zurückflüchtend, berichteten ſie dem Drachenkönig, was geſchehen ſei. Dieſer ſandte den Prinzen aus, ſeinen königlichen Sohn, den jüngeren Bruder des Fräulein Nath, indem er ihm befahl, eine Armee von Drachentruppen zu verſammeln und dem Pathummajurivong ſeine Beute zu entreißen. Er zog gegen dieſen und griff ihn an, wurde aber im Kampfe überwunden. Phrachao Pathummajurivong war im Begriffe, ihn zu tödten, ſchonte jedoch auf der Schweſter Bitten ſein Leben und ließ ihn frei nach Nuvang Nath (dem Drachenlande) zurückkehren. Als der Prinz dort Alles, was ſich ereignet hatte, ſeinem Vater erzählte, verfiel der Drachenkönig in Nachſinnen und nach längerer Ueberlegung ſagte er: „Unſere Tochter gerieth in Gefangenſchaft, doch iſt ſie würdig behandelt und zur Königin erhoben. Als unſer Sohn ausgeſchickt wurde, ſie zu befreien, unterlag er und war preisgegeben. Aber obwohl ſie es in ihrer Macht hatten, tödteten ſie ihn nicht. Im Gegentheil, ſie ſetzten ihn in Freiheit. Groß ſind die Wohlthaten, die ſie gegen uns bewieſen haben.“ So ließ er reiche Geſchenke vorbereiten und beauftragte ſeine Geſandten, ſie an die Oberwelt zu führen und dem König Pathummajurivong darzubringen. Er ließ denſelben einladen, mit ſeiner königlichen Tochter in das Schlangenreich herabzukommen. Der König erfüllte ſeinen Wunſch und begab ſich mit ſeiner Gemahlin in das Reich der Schlangen, wo er für etwa einen halben Monat verblieb. Dann richtete Phaya Nath das Wort an ihn, ſprechend: „Ihr ſeid ein Menſchenkind, und länger in dem Drachenlande zu bleiben, wurde weder paſſend noch an-

meiſſen ſein. Geht denn wieder hinauf in das Land der Menſchen (Myany Maunt), die Erde zu ſehen und Eure Heimath. Es ziemt ſich, eine Stadt zu gründen, und ſo oft Ihr meiner bedurft, werde ich erſcheinen und beim Baue helfen.“ Nachdem Phrachao Pathummaſurivong ſich von Phaya Nath verabſchiedet hatte, nahm er ſeine Gemahlin mit ſich und ſtieg an die Oberwelt, beim Thalok Baum hervorkommend. Dann brachte er die Drachenprinzeſſin vor die Augen des Königs Katunmala, ſeines Adoptiv-Vaters, und er erzahlte ihm Alles, was ſich ereignet hatte, mit jeder Einzelheit. Und König Katunmala war erfreut in ſeinem Herzen. Dann entfernte ſich Pathummaſurivong, um mit ſeinen Edeln und Großen umherwandernd, einen geeigneten Platz zur Anlage einer Stadt auszuerſehen. Er kam bald zu der Einſicht, daß der Platz um den Thalok Baum alle Vortheile bote, um dort eine große Stadt einzurichten. Als er für dieſe Mittheilung eine Botſchaft an Phaya Nath ſendete, kam derſelbe aus der Unterwelt herauf mit allen ſeinen Heerſchaaren. Und ſie bauten dort eine große und prächtige Stadt, das Eigenthum des Phrachao Pathummaſurivong. Sie erhielt den Namen Phra Nakhun Tom, und Phrachao Katunmala begab ſich dorthin, um Phrachao Pathummaſurivong als König der erhabenen Reſidenz Tom zu krönen.

XV. Arabiſches Märchen.

(Nach dem Originaltext überſ. von Th. Nöldeke in Zeitſchr. d. Deutſch. Morgenländ. Geſellſch. Bd. II. S. 281.)

Unter dem Khalifat des Suleiman Ibn Abdalmalik lebte ein Mann mit Namen Khuzaima, der war äußerſt edelſinnig, ſehr liebreich gegen ſeine Mitmenſchen und höchſt freigebig. Aber er konnte ſich ſeinen edlen Neigungen nicht lange hingeben, denn er ward vom Schickſal ſchwer betroffen und bittere Armuth laſtete auf ihm. Die Freunde tröſteten ihn erſt ein wenig und ließen ihn dann im Stich. Als er dies veränderte Betragen merkte, zog er ſich ganz von den Menſchen zurück, ging nie mehr aus, ſondern ſaß immer hinter verſchloſſenen Thüren. Nun hörte Ikrima, der Freigebige, den der Khalif zum Statthalter der Stadt Mekka beſtellt hatte, als einſt ſeine Genoſſen zu einer Verſammlung berufen waren, daß Khuzaima ſich ſo gänzlich zurückgezogen habe. „War denn Niemand,“ fragte Ikrima, „der ihm ſeine edlen Thaten vergalt und ihm

aus der Armuth half?“ Dann brach er diese Beispiele ab; aber Nachts nahm er einen Beutel mit [illegible] Goldstücken, ließ sich schnell sein Pferd bringen und ritt, nur von einem einzigen Diener, der das Geld trug, begleitet, bis zum Hause Khuzaima's. Dann nahm er den Beutel, stieg ab, schickte den Diener mit dem Pferde fort und ging bis an die Hausthür. Als Khuzaima auf sein Pochen öffnete und heraustrat, reichte er ihm den Beutel hin und wollte sich schnell entfernen, aber Khuzaima hielt ihn fest und fragte ihn, wer er wäre. Als Khuzaima, trotz der Versicherung des Arima, wenn er hätte bekannt werden wollen, würde er nicht zu solcher Zeit gekommen sein, bei seiner Frage beharrte, sagte er endlich: „Ich bin der, welcher das Mißgeschick der Edlen heilt.“ Da ließ Khuzaima ihn gehen und kehrte mit dem Beutel in das Haus zurück, in der Meinung, es seien Kupfermünzen darin. Als Arima nach Hause zurückkam, fand er sein Weib in der äußersten Unruhe; ob er gleich betheuerte, was er gethan, dürfe außer ihm nur Gott wissen, ließ sie nicht ab, ihn mit Fragen zu quälen, bis er Alles gestand. Khuzaima richtete sich für das Geld besser ein, schaffte sich schöne Kleider und ein gutes Pferd an und begab sich zum Khalifen, einem Manne von großem Verstand, der sich damals in Palästina aufhielt. Als dieser ihn fragte, warum er so lange nicht zu ihm gekommen sei, gab er sein Elend an und sagte, daß er nicht einmal Geld zur Reise gehabt habe. Als sich nun der Khalif darüber wunderte, daß er jetzt so gut ausgerüstet sei, erzählte er ihm die wunderbare Geschichte. Da ward Suleiman sehr froh, wiederholte immer: „Der, welcher das Mißgeschick der Edlen heilt!“ und sprach: „Bei Gott, wenn ich ihn kennte, würde ich ihn in seinem Edelmuthe unterstützen; welch edler Mann! wie schön gehandelt! wie verständig gedacht!“ Dann übergab der Khalif dem Khuzaima das Zeichen der Statthalterschaft von Rakka und ganz Mesopotamien, welche bis dahin Arima in Händen hatte, und befahl, das Vermögen Arima's einzuziehen, ihn selbst gefangen zu setzen und von ihm genaue Rechenschaft zu fordern. Als nun Khuzaima heimkehrte und in die Nähe Rakka's kam, fand er, daß Arima mit den angesehensten Leuten ihm entgegen gekommen war. Khuzaima zog darauf in die Stadt ein und begab sich in das Schloß des Statthalters. Arima aber ward, als er fortgehen wollte, auf Khuzaima's Befehl festgenommen, des eigenen und des unter seiner Verwaltung stehenden Geldes beraubt und zur Rechenschaft gezogen, aus der es sich ergab, daß er mit seinem Gelde sehr im Rückstande war. Deshalb ward er in's Gefängniß geschleppt und mit Ketten belastet. So blieb er drei Tage lang, ohne etwas von dem, was er an Khuzaima gethan, zu erwähnen. Aber sein Weib konnte es nicht aushalten und

ſandte an Khuzaima, der ihn Vetter war, folgende Worte: „O Khuzaima, wie ſchmählich belohnſt Du den, der das Mißgeſchick der Edlen heilt!“ Da Khuzaima das hörte, kam er ganz außer ſich vor Schreck und rief aus: „O Schmach, o Elend, o Schande! vor Gott, vor dem, der das Mißgeſchick der Edlen heilt, und vor dem Fürſt der Gläubigen!“ Sofort ſtand er auf, ließ in's Gefängniß und unſichtana Arima, entſchuldigte ſich unter tauſend Küſſen und ſchwur bei Gott, daß er es nicht gewußt habe. Dann führte er ihn heraus, ließ ihn ein Bad in ſeinem Hauſe nehmen und befahl, alle Gegenſtände der Bequemlichkeit und des Genuſſes herbeizubringen. Noch am ſelbigen Tage, der für ſämmtliche Einwohner der Stadt ein Freudentag war, machten ſich beide auf, um zu Suleiman zu reiſen. Als ſie ankamen und die Thürhüter den Khalifen um Einlaß für ihn baten, ward dieſer zornig und ſprach: „Der Statthalter von Rakka und Meſopotamien hat unangemeldet zu uns Einlaß!“ Als er nun eintrat, ſprach er: „Wie kommſt Du ſchon wieder zu uns, Khuzaima?“ Er ſprach: „O Fürſt der Gläubigen! Ich habe den gefunden, der das Mißgeſchick der Edlen heilt!“ Da er die Frage, ob er ihn kenne, bejahte, fragte er weiter nach ſeinem Namen, und als er hörte: „Arima, der Freigebige,“ rief er aus: „Nur bei dem erhabenen, großen Gott iſt Kraft und Stärke! Wie ſchmählich haben wir ſeinen Edelmuth belohnt!“ Dann ließ er Arima eintreten und ſprach: „O Arima, wie ſchmählich haben wir Deine edle That und Deine große Herzensgüte belohnt! wie ſchmählich hat Khuzaima gehandelt!“ Arima ſagte: „Er iſt entſchuldigt, o Fürſt der Gläubigen, da er es nicht wußte und lieber Deinem Befehl gehorchte.“ Suleiman aber rief aus: „Wahrlich, edle Handlungen bleiben nicht leicht verborgen und gehen nicht leicht verloren!“ Dann ließ er Arima viel Geld bringen, erließ ihm ſeine Schuld und gab Beiden die Statthalterſchaft von Rakka und Meſopotamien gemeinſchaftlich, indem er noch ein großes Gebiet hinzufügte.

XVI. Birmaniſches Märchen.

Die Legende von der Gründung der Dagon-Pagode in Rangun.

(Nach Baſtian, Die Völker des öſtl. Aſiens. Bd. II. S. 515 ff., und Ausland. 1863. Nr. 27.)

Am Ende der vorigen Kalpa ſproßten auf dem Felſenhügel von Tingotrah, wo jetzt die Dagon-Pagode ſteht, fünf Lotos-Blumen auf. Sie öffneten und enthüllten in ihrem Kelch jede eine Tinga (das gelbe

Gewand der Priester oder Panavi), dann kam ein mächtiger Vogel, der dort ein großes Ei niederlegte, und aus diesem kam der Neugeborene hervor, der mit den fünf Finger's gen Himmel wies. Dies war ein Omen, die Erscheinung des fünf Buddha's in der jetzigen Kalpa vorbedeutend, denn bald nachher kam die Zerstörung der Welt, die in der vorigen Kalpa existirte. Dann folgten die Myriaden von Jahren, welche die Vernichtung dauerte, dann die Myriaden der Wiederherstellung, und zuletzt stand die neue Erde da, bereit, den ersten Buddha Kakkuttha zu empfangen. Er legte auf den Jingotrabäume seinen Stab nieder, Saunagan sein Wasserkrüglein und Kattaba sein Untergewand. Zu Gautama's Zeit wohnte aber auf Jingotrah ein riesiger Scorpion, so riesig, daß er jeden Tag einen Elephanten für seine Nahrung verlangte, und die Zähne derselben waren gleich Pfählen um seine Höhle aufgehäuft. Eines Tages kamen sieben Schiffe der Stala (Ausländer) des Weges, und den weißen Schimmer des Elfenbeins am Lande sehend, landeten sie dort. Sie füllten ihre Schiffe mit der köstlichen Ladung und waren in hoher Hoffnung begriffen, als sie plötzlich den Riesen Scorpion auf sich zukommen sahen. Sie hoben in Eile ihre Schiffe und standen auf in See, aber sieh da, in der See hauste eine riesige Krabbe mit ausgestreckten Scheeren, um Alles zu zermalmen, was dazwischen kam. Die Schiffe passirten glücklich in der Mitte hindurch, ohne die Zangen der Scheeren zu berühren, aber der große Scorpion, der folgte, stieß an sie auf beiden Seiten mit seinem großen Körper und die Krabbe, ihre Beute fühlend, kniff ihn zu Tode.

Nicht lange nachher kreuzte ein anderes Schiff durch diese See. Zwei Brüder, Tapoka und Pikka, die auf einer Handelsreise im Malali Lande begriffen waren, fuhren eines Tages ihren Wagen plötzlich bewegungslos und wie an die Erde geheftet. Sie konnten keine Ursache entdecken, aber während sie darnach suchten, stand der Nat Schayam des Grundes vor ihnen, der die Räder gehemmt hatte. Er sprach zu ihnen: „In jenem Khauny (Kloster) hat seit kurzer Zeit Phra Gautama, Para Nandi der embryonale oder werdende Gott seinen Wahlspruch aufgeschlagen. Geht hin und bietet ihm Reis an aus Eurer Ladung, und Ihr werdet unermeßlichen Verdienst erwerben." Die Brüder besannen sich nicht lange mit Abschließung dieses guten Handels, und den Andeutungen des Nat folgend, nahmen sie einen Sack mit Reis und legten ihn demuthig vor die Füße des noch unentwickelten Gottes in spe nieder. Gautama würdigte ihre Gabe des Empfangs und gab ihnen fünf Haare seines Hauptes, mit der Anweisung, sie auf dem Berge Jingotrah niederzulegen und ein Pagode darüber zu bauen. Die mit diesen schätzenswerthen Reliquien beglückten Brüder eilten, den Auftrag auszuführen, aber sie fuhren lange an der Küste hin,

ohne daß ihnen Jemand hätte Auskunft geben können, wo sie Zingotrah zu suchen hätten. Vergeblich befragten sie die Nats (Götter), die Poluo (Ungeheuer), die Hakkaja'o (Reisenden), die damals zahlreich im Lande waren, alle erklärten ihre Unwissenheit. Zuletzt fühlte der Thagyaminy, der ihre Verlegenheit sah, Mitleid mit ihnen: er kam herab vom Himmel und erschien vor ihnen in der Gestalt eines Nat, sie belehrend, daß nur das Haupt des dortigen Nats, der alte Zutu-Nat, ihre Fragen würde beantworten können. „Aber," fügte er hinzu, „er hatte so lange in der Welt existirt, daß in Folge seines hohen Alters seine Augenlider niedergefallen sind und er jetzt völlig blind ist. Damit er Euch von Nutzen sei, müßt Ihr ihm erst sehend machen, und das kann nur geschehen, wenn Ihr mit zwei Holzbalken die über die Pupille niedergefallenen Augenlider aufhebt." Die Brüder suchten sich ein Paar hohe Bäume im Walde aus, hieben sie um und verfertigten sich ein Paar dicke Balken, mit denen sie weiter zogen. An dem angezeigten Platze fanden sie den bemoosten Zutu Nat und befragten ihn über den Aufenthalt von Zingotrah. Doch er gebrauchte seine Blindheit als Vorwand, ihnen nicht dienen zu können, und entschuldigte sich, nichts sehen zu können, da seine Augenlider seit langer Zeit herabgefallen seien. Die Brüder hatten indeß ihr Hülfsmittel dafür. Sie preßten die Balken unter die Lider und hoben sie mit vereinter Kraft ein wenig empor, so daß etwas Licht in die Augen fiel. Zutu deutete dann mit der Hand die Richtung an, in welcher sie Zingotrah finden würden. Sie folgten der Weisung, fanden aber statt eines Aufenthaltes drei, mit einem See in der Mitte, und waren in Verlegenheit, welches der richtige sei. Der Thagyaminy kam auf's Neue zu ihrer Hülfe. Er kam in der Nacht mit seinen Nats vom Himmel herab, vereinigte die drei Aktien und baute eine Pagode über ihnen. Er verfertigte dann, Reliquien darin niederzulegen, ein goldenes Rad, das beständig auf dem See umherkreiste und von Wasserrädern vertheidigt war; diese Räder waren mit Schwertern und Messern versehen, die nach allen Seiten hinschlugen und sich ohne Unterlaß herumdrehten, mit Ausnahme eines Augenblickes von Mittag, wo sie nur die kurze Zeit, daß eine Frau gebraucht, einen Faden beim Spinnen auszuziehen, still stehen.

In späteren Jahren hatte Ubiboa, König von China, während seiner Kriege mit den Birmanen ein großes Verlust nach den heiligen Reliquien, die in der Tagon Pagode Rangun's niedergelegt sind. Er verfertigte eine kunstvolle Figur in menschlicher Form und gab ihr Auftrag, die Reliquien zu stehlen. Diese Figur kroch auf dem Bauche den Irawaddi herab, bis sie, in der Nähe von Rangun an einem noch jetzt Kemindine (Blick) und sich genannten Orte anlangend, zuerst ihr Haupt ein wenig erhob und

nach der Pagode hinblickte. Aber die Pracht von Schwedagon überwältigte sie so, daß sie eine Minute zu lange im Anschauen verweilte, und als sie nachher ihre Hände nach den Reliquien ausstreckte, war der günstige Augenblick um Mittag vorbei und die Meyer schlugen ihr den Kopf ab. Die Bürger der später erbauten Stadt Rangun haben dem schützenden Nat die Zula-Pagode errichtet, leiten aber jetzt, um das Factum zu verhehlen, den Namen von Izu (Tornen) ab, womit der Platz früher bedeckt gewesen.

XVII. Avanisches Märchen.

Die ordensbrüderischen Mönche.

(Nach Sadian, Der Weise des Orients. Bd. II. S. 230.)

In Ava lebte einmal ein höchst gelehrter Pungyi, Namaseidh genannt, und ein reicher Mann der Stadt übergab ihm seinen Sohn Tammaseidh, damit er ihn ziehe. Dieser besaß aus Tugenden, die in früheren Existenzen erworben waren, eingeborne Wanderkraft und belebte dadurch ein gebratenes Huhn, das er seinem Lehrer auf die Tafel brachte. Davon heißt noch heute die Stelle, wo dieses Huhn scharrte, Schwekyetket. Denselben Tag geschah es, daß ein Jäger in dem Kloster vorsprach und den Pungyi bat, ihm Weisheit zu lehren, wofür er ihm als Geschenk einen gebratenen Hasen brachte. Als man aber den Deckel des Korbes öffnete, sprang der Hase munter und gesund heraus und lief fort. Der durch diese Ereignisse verwunderte Pungyi nahm die beiden so reichbegabten Jünglinge zu seinen Schülern an und lehrte ihnen Alles, was er in dem Schatze seiner Kenntnisse besaß. Beide waren höchst eifrig in ihren Studien, aber Tammaseidh lernte einen Buchstaben mehr, als sein Gefährte. Als Anauminghi, der König Tapain's, Sieger über Taleingyehowadith, den König Rangun's, erzogen und seine Tochter Schiesohu als Gefangene fortführte, beabsichtigte er die schöne Prinzessin zu seiner Königin zu erheben. Diese aber machte zur Bedingung, daß es ihr erst erlaubt sein müsse, religiöse Ceremonien anzustellen, um sich der heiligen Pagode ihrer Vaterstadt zu erinnern, und der König, der es gern erlaubte, berief dazu die beiden gelehrtesten Pungyi der Stadt, Tammaseidh und Tammanatoh. Die verschlagene Prinzessin wußte eine Liebesintrigue mit den beiden Mönchen anzuzetteln, so daß ihr diese zur Flucht nach Rangun

behülflich waren, wo sie, wieder auf den Thron gesetzt, ein goldnes Kloster für ihre Wohnung bauete. Aus Dankbarkeit wünschte sie einen ihrer beiden Freunde zu ihrem königlichen Gemahl zu erheben, und da die Auswahl schwer war, beschloß sie, ihren Witz zu prüfen und dem Verständigeren den Vorzug zu geben. Sie empfing sie deshalb in ihrer Audienzhalle mit zwei Almosenträgern an ihrer Seite und forderte die Rivalen auf, sich nach ihrem Belieben an den einen oder den andern zu placiren. Der eine war mit Insignien der Königswürde, der andere mit den ausgesuchtesten Lastern erfüllt, und Tammanoidh, der sich neben den ersten stellte, erhielt die Hand der Königin, nachdem er aus der Weitläufigkeit ausgeschieden war. Tammanoidh, voll Aerger und Eifersucht, schuf zahllose Armeen, in denen es zauberkräftige Matras (Aermeln) aber einen mit Reis gefüllten Korb gab, in welchem sich jedes Korn in einen Soldaten verwandelte; aber Tammanoidh kannte gleiche Künste, die durch den von ihm mehr verstandenen Bachstaben immer die Anstrengungen seines Gegners überträfen, so daß dieser sich zuletzt auf allen Punkten überwunden sah und floh, um sein Leben zu retten. Da er aber sein langes Priestergewand (Tinga) noch nicht abgelegt hatte, so verwickelte er sich darin und wurde beim Niederfallen von seinen Verfolgern eingeholt, die ihn tödteten, an der Stelle, wo jetzt das Tori Tinga Thor steht.

XVIII. Indisches Märchen.

Meherghia, die Liebespflanze.

(Ausland. 1852. Nr. 41. S. 1020 bis 1022.)

Vor vielen Jahren herrschte in Kadschul ein König, der so tapfer im Kriege als weise im Rathe war. Unbezwingsam streng, wiewohl tadellos gerecht, regierte er seine Unterthanen mit einem eisernen Scepter, welches er selbst in der reizenden Abgeschiedenheit und Einsamkeit seines Harems, unter bezaubernden Schönheiten, nicht aus der Hand legte; ja man sagte, daß er bei den leidenschaftlichsten Liebesbezeigungen, die sie an ihn verschwendeten, mürrisch, kalt und gleichgültig geblieben sei. Eine der Frauen, schöner und mehr von Liebe entbrannt als die andern, eine schöne Türkin, nahm sich diese Vernachlässigung ernstlich zu Herzen und jammerte laut über die Nichtachtung, mit welcher er alle ihre Versuche, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen, erwiederte. Endlich geschah es, daß eine von

ihren Tierarten, welche traurhafte Sympathie für den Kummer ihrer schönen Herrin empfand, ihr anvertraute, sie wisse ein Hulfsmittel, und ihr die wunderbaren Kräfte der Alchymie, aber auch die Schwierigkeiten, sie zu erlangen, beschrieb. Ihre Schülerin lauschte mit dem äußersten Antheil und beschloß, daß sie — wofern noch irgend möglich sei — sich zur glücklichen Besitzerin dieser unschätzbaren Pflanze machen wolle. Zu dem Ende gebot sie ihrem Mädchen, bekannt zu machen, daß ein Gatte von Rubinen die Belohnung eines Jeden sein sollte, der ihr ein Stück von der begehrten Pflanze bringen würde. Der König war zu der Zeit auf einem Kriegszuge abwesend, und mit Sehnsucht sah sie dem Ende des Zaubers entgegen, der ihr bei seiner Heimkehr seine Liebe sichern sollte.

Die Gefahren des Unternehmens waren groß, aber auch der Lohn war es; und, sei es nun, daß dieser sie reizte, oder ritterlicher Wagemuth sie trieb, fast alle junge Männer von Kadidal versuchten sich daran. Indessen fanden sie bald, daß weder Schwierigkeit noch Gefahr zu hoch angeschlagen seien, und einer nach dem andern kehrte traurig von dem Zuge heim, den er so hoffnungsreich angetreten. Nur Adichil, der muthigste, hübscheste und tapferste von Allen, beharrte. Mannlich verfolgte er seinen Weg über Felsriffe, über Ströme und Abgründe, bis er den höchsten Berg von allen erklomm, der mit Schnee gegürtet war, und auf dessen Gipfel die Zauberpflanze wuchs. Da er sich nahte, wurden seine Ohren betäubt von dem Geheul wilder Thiere und dem Zischen giftiger Schlangen, und zugleich drangten ganze Schaaren dieser entsetzlichen Geschöpfe von allen Seiten heran. Aber sein Schwert und sein Bogen standen ihm bei. Tapfer kämpfend schlug er sich durch, und obwohl erschöpft und aus seinen Wunden blutend, begann er doch die Felswand hinanzuklimmen. Bald erreichte er den Schneegürtel, welcher zuerst ein unüberwindliches Hinderniß zu sein schien. Aber je, kamen ihm die Erfahrungen zu statten, die er während strenger Winter als Jäger in den Lebanon Bergen gemacht hatte, und sicher kam er hindurch — freilich nur um einer neuen Gefahr in den Drachen zu begegnen, die hier den Berg bewachten. Auf's Neue griff er zu seinen Waffen. Einen harten Kampfe folgte ein noch größerer Triumph — die Drachen wurden erschlagen oder hinweggetrieben.

Und nun war er im Bereiche seines Preises. Ach — die Pflanze winkte von der Krone des Berges herunter, der sich über dem Schneegürtel erhob und viel zu steil für den Fuß eines Menschen war. Und doch sah er sie: sie saß auf der Bergspitze wie ein Vogel. Oft genug hatte er von gleicher Höhe einen Vogel heruntergeschossen. Sollte der Bogen fehlen, wo es sich um eine Pflanze handelte? Wenigstens wollte er es versuchen; Alles — nur nicht so Angesichts des kostbaren Preises

umkehren! Um den Berg herum tobte der Sturm, ſchwarze Wolken hingen um ſeine Vorſprünge, der ferne Donner ward ſchon gehört, und ſchwere Hagelkörner, die Vorboten des anziehenden Ungewitters, raſſelten nieder. Keine Zeit war zu verlieren. Ein, zwei Pfeile flogen vergeblich, ein dritter hatte beſſeren Erfolg — die erſehnte Pflanze lag zu ſeinen Füßen!

Sorgfältig ſchnitt er die drei Knoten ab und barg ſie dicht an ſeinem Herzen und ſogleich, dem raſenden Sturm zum Trotze, begab er ſich mit leichtem Fuße und fröhlichem Herzen auf die Heimreiſe. Er legte ſie raſch zurück, denn die Drachen, Schlangen und alle wilden Thiere beugten ſich dem Talisman, den er trug, in ſchuer Liebe. Selbſt der Schnee war ihm nun nicht mehr hindernd im Wege. Bald erreichte er Kadſchil, wo die Nachricht von ſeiner glücklichen Heimkehr ſich mit erſtaunlicher Schnelle verbreitete. Die ſchöne Turkin erſchöpfte ſich gegen die Dienerin, die zu dem Unternehmen gerathen hatte, in Dankſagungen, und ſandte ſie ſogleich ab, um den kühnen Adſchil zu ihr zu führen, damit ſie ſelber ihm den wohlverdienten Preis ſeiner Abenteuer überreichte. Das Mädchen ging dieſen Weg mit dem größten Vergnügen, denn ſchon lange beſtand ein Liebesverhältniß zwiſchen ihr und Adſchil, und bei dieſem neuen Begegnen konnte der Beſitz der Liebespflanze ihre Neigung zu ihm nur noch ſteigern. Indeſſen vergaß ſie nicht, den Auftrag ihrer Herrin auszurichten, führte Adſchil in den Schloßgarten und hieß ihn daſelbſt warten, bis ihre Gebieterin erſcheinen würde. Er that, wie ihm geheißen, aber nicht ſobald hatte er das überaus ſchöne Geſicht der hohen Frau erblickt und die melodiſchen Worte gehört, in welchen ſie ihm dankte, als er, zugleich ſeiner Pflicht und ſeines Wohlthäters vergeſſend, die heftigſte Liebe für die Fürſtin empfand. Und — ſchlimm genug! — da er noch die Liebespflanze auf ſeinem Herzen trug, ſo ward auch die Fürſtin durch den geheimen Blumenzauber gezwungen, ihre Neigung von ihrem geſtrengen, aber bis zu dieſem Augenblick vielgeliebten Herrn auf Adſchil zu übertragen. In der höchſten Extaſe leidenſchaftlicher Verzückung, der Liebespflanze, ihres Herrn und Meiſters und aller Welt vergeſſend, warf ſie das Halsband Adſchil zu und rief dabei: „Nimm es, Adſchil, und mit ihm nimm mein Herz!“ Im nächſten Augenblick ſank ſie in Ohnmacht, und Adſchil floh. Da ſie ſich wieder erholt hatte, blieb auf ihrem Gemüth die tiefſte Trauer laſten; ſie verbrachte die Zeit in der Einſamkeit und Nichts konnte ſie von ſorgenvollen Gedanken befreien, über denen ſie unabläſſig zu brüten ſchien.

Mittlerweile fühlte ſich Adſchil in gleicher Weiſe krank und elend: er wandelte allein durch die Thäler von Kadſchil, und Nichts begleitete ihn, als das Halsband und die Liebespflanze. Endlich erſcholl die Kunde,

der König kehrte mit seinem siegreichen Schwarm in's Land zurück. Banner flatterten auf den Schloßmauern, seine Vasallen versammelten sich, um ihn zu grüßen, und die Frauen des Hofes schmückten sich mit den kostbarsten Kleidern und dem anmuthigsten Putze. Mit königlicher Herablassung erwiederte er ihre Begrüßung; doch da sein Auge die Reihen durchflog, vermißte er Eine, die sonst immer unter denen, die ihm Glück und Heil wünschten, vorangestand. „Wo," fragte er ernst, „ist meine schöne Türkin? sie, die immer weinte, wenn mich meine Pflichten als Beherrscher dieses Reiches und Oberhaupt seiner Kriegsheere in die Ferne riefen? Ist sie krank? Oder weiß sie nichts von meiner Heimkehr?" Keine wagte zu antworten, denn die Ursache ihres geheimen Kummers war schon von Allen geahnt. Der König befahl sie vor sich, aber weder Bitten noch Drohungen vermochten sie, vor ihm zu erscheinen. Ungeduldig und aufgebracht begab er sich endlich in ihre Gemächer; aber anstatt ihn wie sonst zu empfangen, schrak und wich sie vor seiner Umarmung zurück. Voll Staunen über dieses Benehmen, den er nicht begriff, begann er mit Eifer nach dem Grund desselben zu forschen, und bedrohte einen Jeden mit harter Strafe, der das Geheimniß wisse und es ihm verberge. Erschreckt durch diese Drohung, erzählte ein Heidener dem König Alles, was das Gerücht über die schöne Türkin und Adichil wußte. Des Königs Zorn war ohne Grenzen, und sogleich befahl er, beide Angeklagte zu ergreifen und in Arrest zu legen. Die Türkin machte kein Geheimniß aus ihren Gefühlen; Adichil verweigerte jede Antwort, aber das Halsband zeugte gegen ihn, und sie wurden beide einem öffentlichen Gerichte überwiesen, das dann auch kurz darauf in Gegenwart des Königs und aller Magnaten seines Reiches abgehalten wurde. Zur Seite des jugendlichen Adichil standen vier Henkersknechte, bereit, ihn Glied für Glied zu rädern, sollte das Urtheil gegen ihn sprechen. Zur Seite der lieblichen Türkin standen vier Negers mit Schaufel und Hacke, um sie lebendig zu begraben, falls sie schuldig befunden werden würde. Der König selbst gab das Verbrechen an, dessen sie beschuldigt seien, und setzte auseinander, wie die Pflicht, die es ihm auferlege, für die Ehre seines Hauses einzustehen, diese öffentliche Untersuchung erheische, und forderte nun Jeden, der einen entschuldigenden Umstand wisse, auf, ihn vorzubringen, sonst müsse die Gerechtigkeit ihren Lauf haben.

Adichil beharrte auf seinem trotzigen Schweigen, und wieder war das Halsband sein Ankläger: er ward zum Tode verurtheilt. Die Türkin gestand noch einmal ihre Liebe zu Adichil: auch sie ward schuldig befunden.

Der König begann das Todesurtheil zu verkündigen; aber seine Stimme zitterte und versagte mehreremal, so sehr bewegten ihn getäuschte

Liebe und gekränkter Stolz. In diesem Augenblick der Entscheidung stürzte die junge Dienerin herbei, drängte sich durch den Haufen, und erzählte — aus Liebe zu Adichei, obwohl er ihr die Treue gebrochen hatte, und aus Mitleid für ihre Herrin, obwohl sie ihre Nebenbuhlerin war, — die ganze Geschichte. Der König lauschte aufmerksam und bemerkte mit schrecklichem Hohne, daß die Erzählung toll und das Mädchen von der Herrin abgerichtet sei, sie vorzutragen. Einer der Edlen rieth dazu, wenigstens einen Versuch mit der Pflanze zu machen. Der König gab nach. Adichei war bereits auf den Boden gestreckt, und die Hand seiner Henker war schon erhoben. Seine Zeit war zu verlieren: er ward durchsucht, und die Zauberpflanze fand sich in den Falten seines Gewandes über seinem Herzen. Ihre winzige Erscheinung diente jedoch nur dazu, den Ingrimm des Königs zu vermehren. „Narren und elende Betrüger seid Ihr Alle," rief er aus, „die Ihr zu behaupten wagt, daß ein Unkraut, wie dieses, solches Elend anrichten könne! Nein, sie sollen sterben! Henker, thut Eure Schuldigkeit!" Wie er sprach, nahm er die Pflanze in die Hand und warf einen letzten Zärtlichkeitsblick auf die Türkin. Und siehe da, der Zauber war gelöst! Das Herz der Schönen kehrte plötzlich zu seiner Pflicht zurück, und der nächste Augenblick sah sie in des Königs Armen, an des Königs Lippen! Der König verzieh Adichei, gab ihm das so theuer erkaufte Gelobtand zurück und als Lohn von seiner Seite die Hand des von ihm soeben und nun auf's Neue geliebten Mädchens dazu. Die Pflanze vertraute er der Obhut der Türkin an, aber er empfahl ihr die größte Vorsicht in Betreff derselben. Die schöne Türkin befolgte seinen Rath so gewissenhaft, daß seit jenem Tage Niemand wieder die Liebespflanze gesehen hat.

XIX. Esthnisches Märchen.

Der dankbare Fürstensohn.

(Verhandlungen der Gelehrten Esthnischen Gesellschaft zu Dorpat 1853. Bd. 2. S. 28—33.)

Es war einmal ein junger Jäger im Gefolge eines alten Fürsten, der hatte sich gejagt, in einem großen Walde verirrt und konnte trotz alles Suchens den Ausweg nicht wieder finden. Da trat ein Fremder zu ihm und fragte: „Was suchst Du, Fremdchen, hier im dunklen Walde, wo nur reißende Thiere hausen?" „Ich habe mich verirrt

und suche den Weg nach Hause, entgegnete der Jüngling. „Versprecht mir zum Eigenthum, was Euch zuerst auf dem Hofe begegnen wird, so will ich Euch den Weg zeigen," sagte der Fremde.

Der Fürst stand eine Weile in tiefen Gedanken und sprach dann: „Warum soll ich meinen guten Jagdhund verlieren? Ich kann mich ja wohl selbst mit der Zeit nach Hause finden." Da ging der Fremde fort, der Fürst aber irrte drei Tage im Walde umher, verzehrte seinen Speisevorrath, und konnte den Weg doch nicht nach Hause finden. Nun kam der Fremde zum zweiten Male zu ihm und sagte: „Versprecht mir das zum Eigenthum, was Euch zuerst auf dem Hofe begegnen wird!" Aber der Fürst blieb hartnäckig in seinem Eigenthum und versprach ihm noch immer Nichts. Mißmuthig und verdrießlich irrte er wieder herum, bis er endlich vor Müdigkeit unter einem Baume niedersank und sein Ende herannahen glaubte. Da kommt der Fremde zum dritten Mal, der kein anderer war als der „alte Junge", zum Fürsten und spricht: „Seid doch kein Thor; wer kann Euch denn so viel an einem Hunde liegen? Versprecht mir, was ich verlangte, und Euer Leben soll gerettet sein." „Mein Leben" entgegnete der Fürst „gilt mehr als tausend Hunde! Ein ganzes Land und Volk hängt davon ab. Nehmt hin, ich will Deinen Wunsch erfüllen, führe mich nach Hause." Kaum hatte er dieses Versprechen gegeben, so sah er sich auch schon aus dem Walde, und zwar ganz in der Nähe seines Schlosses. Er schritt weiter und das Erste, was ihm am Thore begegnete, war die Amme mit dem fürstlichen Säugling, der dem Vater die Arme entgegenstreckte. Der Fürst erschrak, schalt die Amme aus und hieß das Kind eiligst forttragen. Seinen treuen Hund, der etwas spät mit dem Schwanze wedelnd herangelaufen kam, stieß er im Zorn mit Füßen von sich.

Als sich des Fürsten Zorn ein wenig abgekühlt, ließ er sein Kind, einen schönen Knaben, mit der Tochter eines armen Bauern vertauschen, und er wurde des Fürsten Sohn an armer Leute Herd, während des Bauern Tochter in der fürstlichen Wiege in seidenen Kleidern schlief. Nach einem Jahre kam der „alte Junge" mit seiner Schuldforderung, nahm das kleine Mädchen mit sich fort und war fest der Meinung: es sei des Fürsten Kind. Der Fürst aber freute sich über die gelungene List, ließ ein großes Gastmahl anrichten, und beschenkte die armen Eltern des geraubten Kindes reichlich, damit sein Sohn in der Hütte keinen Mangel leide. Dennoch wagte er den Sohn nicht zu sich zu nehmen, fürchtend, der Betrug könne entdeckt werden. Die Bauern waren mit dem Tausche sehr zufrieden; sie hatten einen Esser weniger und des Brodes und Futters die Fülle.

Mittlerweile war der Fürſtenſohn zum Jüngling herangewachſen, lebte im elterlichen Hauſe in Freuden und in Herrlichkeit, aber konnte ſich deſſen doch nicht freuen. Denn als er die Geſchichte von ſeiner Geburt vernommen, war er in große Betrübniß gerathen, daß ein armes unſchuldiges Mädchen ſtatt ſeiner für den Leichtſinn ſeines Vaters hatte büßen müſſen. Da faßte er den Entſchluß, entweder das arme Mädchen zu befreien, oder mit ihm unterzugehen. Auf Koſten einer Jungfrau Fürſt zu ſein (neitii kullo pual kunningas olla), war ihm zu ſchlecht. Eines Tages verkleidete er ſich heimlich in die Tracht eines Bauernknechtes, lud ſich einen halbblößigen Sack Erbſen auf die Schulter und begab ſich nach jenem großen Walde, wo ſein Vater vor achtzehn Jahren irre gegangen war.

Im Walde fing er laut an zu jammern: „Ach, ich Armer, wie hab' ich mich verirrt! Wer wird mir aus dieſem Walde den Weg weiſen?" Bald darauf kam ein fremder Mann, mit einem langen grauen Barte und einer ledernen Taſche am Gürtel, grüßte freundlich und ſprach: „Ich bin der Gegend hier kundig und kann Euch, wenn Ihr mir eine reiche Belohnung verſprecht, dahin führen, wohin Euer Herz ſich ſehnt." Was kann ich armer Mann Euch verſprechen? entgegnete der ſchlaue Fürſtenſohn, bin ein ganz dürftiger Menſch, habe nichts weiter wie meine Seele, denn ſelbſt der Rock auf dem Leibe gehört meinem Brodvater, dem ich für Eſſen und Kleider dienen muß. Der Fremde bemerkte den Erbſenſack und ſagte: „Etwas müſſet Ihr doch wohl haben; Ihr ſchleppt da einen Sack, der ziemlich ſchwer zu ſein ſcheint." „Im Sacke ſind Erbſen, war die Antwort. Meine alte Tante iſt in voriger Nacht geſtorben und hat nicht ſo viel hinterlaſſen, um die Leichenwache nach Landes Sitte mit gequollenen Erbſen abzuſpeiſen. Ich erbat mir von meinem Wirth um Gottes Lohn dieſe Erbſen, wollte eben hinziehen, und um einen kurzen Weg zu nehmen, ſchlug ich einen Fußpfad gerade durch den Wald ein, der mich, wie Ihr ſeht, in die Irre geführt hat". „So biſt Du alſo eine Waiſe," ſprach ſchmunzelnd der Fremde. „Willſt Du vielleicht bei mir Dienſt nehmen? denn ich ſuche gerade einen flinken Knecht für meine kleine Haushaltung, und Du gefällſt mir." „Wenn wir Handels einig werden, ſprach der Fürſtenſohn, ſo will ich Euch gern dienen. Zum Knecht bin ich geboren, des Fremden Brod iſt überall bitter, da gilt es mir denn gleich, welchem Wirth ich gehorchen muß. Was verſprecht Ihr mir zum Jahreslohn?" „Nun," ſprach der Fremde, „alle Tage gutes Eſſen, zwei Mal wöchentlich Fleiſch, bei der Arbeit außerhalb des Hauſes Butter oder Strömlinge als Zukoſt, vollſtändige Sommer- und Winterkleidung und zwei Kullemit-Theil Ackerland zum Vortheilkorn." Ich

bin's zufrieden! sprach der schlaue Fürstensohn. Meine Tante können auch Andere in die Erde bringen; ich will mit Euch ziehen!

Der „alte Junge" schien über diesen vortheilhaften Handel sehr vergnügt zu sein, er drehte sich wie ein Kreisel auf einem Fuße herum und trällerte ein Liedchen dazu. Bald darauf machte er sich mit seinem neuen Knechte auf den Weg und verkürzte die Zeit mit mancherlei anmuthigen Geschichten, ohne zu bemerken, wie sein Begleiter nach einer bestimmten Anzahl von Schritten immer wieder eine Erbse aus dem Sacke fallen ließ. Die Nacht schliefen unsere Wanderer im Walde, unter einer großen, breitästigen Tanne, setzten am folgenden Morgen ihre Wanderung fort, und erreichten, als die Sonne schon an den Wipfeln des Waldes stand, einen großen Stein. Dort blieb der Alte stehen, warf einen spähenden Blick umher, pfiff gellend in den Wald und stampfte dann dreimal mit dem Hacken des linken Fußes gegen den Boden. Plötzlich that sich unter dem großen Steine eine geheime Pforte auf, ähnlich dem Eingange einer Höhle. Jetzt faßte der „alte Junge" den Fürstensohn am Arme und sagte in strengem Tone: „Folge mir nach!"

Gleich darauf waren sie von völliger Dunkelheit umschlossen, und es kam dem Fürstensohn vor, als ob ihr Weg fortwährend abwärts in eine Tiefe führe. Nach einer guten Weile fing es wieder an zu tagen, doch war die Helligkeit weder dem Tageslichte noch dem nächtlichen Mondschein zu vergleichen. Der Fürstensohn erhob furchtsam seinen Blick, aber er sah keinen Himmel und keine Sonne; nur eine glänzende Nebelwolke schwebte über ihnen und schien diese neue Welt zu bedecken, in der Alles etwas Fremdartiges hatte. Erde und Wasser, Bäume und Gräser, Thiere und Vögel, Alles zeigte sich anders, als er es früher gesehen. Was ihn jedoch am meisten befremdete, war die wunderbare Stille, die hier herrschte. Alles war geräuschlos wie in einer Todtengruft; selbst sein eigener Fußtritt verursachte keinen Schall. Man sah hie und da einen Vogel auf dem Aste sitzen, mit ausgestrecktem Halse und geschwollener Kehle, aber der scheinbare Laut blieb dem Ohre unvernehmbar. Die Hunde sperrten ihre Mäuler auf, wie zum Bellen, die Stiere erhoben in bekannter Weise ihren Kopf, wie zum Brüllen, doch weder Gebell noch Gebrüll drang zum Ohre. Das Wasser floß ohne Gerieſel über die Kieſelſteine des flachen Grundes, der Wind bewegte ohne Geräusch die Wipfel des Waldes, Fliegen und Käfer flogen ohne Gesumse. Der „alte Junge" sprach kein Wort, sein Begleiter versuchte einige Mal zu sprechen, fühlte aber, wie jeder Laut im Munde sogleich erstarb.

So waren sie wer weiß wie lange in dieser unheimlich stillen Welt fortgezogen, während die Angst des Fürstensohnes Herz zusammenpreßte,

ſein Haupthaar wie Borſten emporſträubte und Kälte ſeine Glieder durchbebte, — als endlich, o wonniges Entzücken! das erſte Geräuſch ſein lauſchendes Ohr berührte, und das ſcheinbare Leben wirklich zu beleben ſchien. Es war ihm, als ob eine große Heerde Pferde durch einen tiefen Meergrund ſich durcharbeitete. Jetzt that der „alte Junge“ ſeinen Mund auf und ſprach mit ſchnalzender Zunge: „Der Breikeſſel kocht, wir werden zu Hauſe erwartet.“ Wieder eine große Strecke vorwärts geſchritten, meinte der Fürſtenſohn das Raſſeln einer Sägemühle zu hören, wo zum wenigſten ein paar Dutzend Sägen arbeiteten, als ſein Begleiter bemerkte: „Die alte Großmutter ſchnarcht ſchon im Schloſſe!“

Als ſie bald darauf den Gipfel eines Hügels erreichten, gewahrte der Fürſtenſohn in einiger Entfernung die Wohnung ſeines Wirthes. Es waren aber der Gebäude ſo viele, daß man eher ein Dorf oder kleines Städtchen hätte vermuthen können, als die Wohnung eines Einzelnen. Endlich daſelbſt angelangt, fanden ſie an der Hauspforte ein leeres Hundehäuschen. „Krieche hinein!“ herrſchte der Wirth, — „und verhalte Dich ruhig, bis ich Deine Gegenwart der Großmutter werde gemeldet haben. Sie iſt, wie alte Leute gewöhnlich, eigenſinnig und leidet keinen Fremden im Hauſe.“ Der Fürſtenſohn kroch zitternd ins Hundehäuschen und fing bereits an ſein kühnes Unternehmen zu bereuen, das ihn in dieſe Klemme gebracht hatte.

Nach einer Weile kehrte der Wirth zurück, rief ihn aus dem Schlupfwinkel und ſprach mit verdrießlichem Geſichte: „Jetzt merk' Dir die Hausordnung und hüte Dich wohl dawider zu handeln, es könnte Dir ſonſt ſchlimm ergehen:

Halte offen Aug' und Ohr,
Doch verſchließ' des Mundes Thor!
Thue, was man Dir befiehlt,
Denke, was Dein Herz beliebt
Aber ſprich nie ungefragt!“

Im's Wohnhaus getreten, erblickte der Fürſtenſohn ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, mit braunen Augen und lockigem Haar. Er dachte bei ſich: wenn der Alte ſolcher ſchmucken Töchter mehrere hat, möchte ich wohl ſein Eidam werden! Das Mädel iſt mir gerade nach dem Munde. Die ſchöne Maid ordnete, ohne ein Wort zu ſprechen, den Tiſch, trug das Abendeſſen auf und zog ſich dann beſcheiden zum Kochheerde zurück, wie es ſchien, ohne den fremden Jüngling zu bemerken. Sie nahm ihren Strumpf und fing an zu ſtricken. Der Wirth ſetzte ſich allein zum Mahl; weder Knecht noch Magd wurden genöthigt daran Theil zu nehmen; auch die Großmutter ward nirgends

sichtbar. Des „alten Junggen" Appetit war grenzenlos; er verschlang in kurzer Zeit ein Mahl, das wenigstens einem Dutzend gewöhnlicher Esser wurde genügt haben. Als er endlich seinen Kinnladen ein wenig Ruhe gegönnt, sprach er zur Maid: „Jetzt kehre den Kesseln und Töpfen die Böden aus und sättiget Euch mit den Ueberbleibseln; die Knochen aber lasset für den Hund." Der Fürstensohn zog ein saures Gesicht über das in Aussicht gestellte Kesselbodenknochenmahl, welches er mit der schönen Maid und dem Hofhunde theilen sollte. Bald aber erheiterte sich sein Gesicht, als er bemerkte, daß die Ueberbleibsel ein ganz leckeres Mahl darboten. Beim Essen sah er unverwandt seine Nachbarin an und hätte viel darum gegeben, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, mit ihr einige Worte zu wechseln. Aber so oft er Miene machte zum Sprechen, schien der ängstlich flehende Blick des Mädchens ihm Stillschweigen zu gebieten. Er ließ seine Augen sprechen und unterstützte die stumme Sprache mit seinem guten Appetit, denn das Mädchen hatte die Speise zubereitet und mußte sich darüber freuen, wenn der Gast tüchtig zulangte. Der Alte lag ausgestreckt auf der Ofenbank und machte seinem Magen Luft, daß die Wände dröhnten.

Nachdem sie ihre Mahlzeit beendigt, sagte der Alte zum Fürstensohn: „Zwei Tage kannst Du von der Reise ausruhen und Dich im Hause nützlich machen. Uebermorgen Abend mußt Du Dich bei mir melden, damit ich Dir Deine Arbeit für den folgenden Tag aufgeben kann; denn mein Gesinde muß immer früher bei der Arbeit sein, als ich selber aufstehe. Das Mädchen wird Dir Deine Schlafstatte anweisen." Der Fürstensohn machte Miene zum Sprechen, aber o weh! der „alte Junge" fuhr wie ein Donnerwetter auf ihn los: „Hund von einem Knecht! wenn Du die Hausordnung verletzest, so hast Du Deinen Kopf die längste Zeit getragen! Halt's Maul, und jetzt fort zur Ruhe!"

Das Mädchen winkte ihm, zu folgen, schloß eine Thüre auf und wies mit der Hand, er solle hineingehen. Er glaubte eine Thräne in des Mädchens Auge zu bemerken, und wäre gern länger hier geblieben, aber die Furcht vor dem Alten gestattete kein Zögern. Die schöne Maid kann nicht seine Tochter sein, dachte der Fürstensohn, sie hat ein menschliches Herz. Am Ende ist sie das arme Mädchen, welches statt meiner geopfert wurde, und um dessen willen ich dieses thörichte Wagestück unternahm. Er schlief sehr spät ein und sein unruhiger Schlaf wurde von ängstlichen Träumen unterbrochen; er träumte von allerlei Gefahren, die ihn umstrickten, und immer war es die Gestalt der Schönen, die ihm Hülfe bot.

Am Morgen war es sein erster Gedanke, sich ganz der stummen Leitung des Mädchens anzuvertrauen. Er fand die Fleißige schon bei

der Arbeit, half ihr aus dem Brunnen Waſſer tragen, Holz ſpalten, ſchürte das Feuer unter den Keſſeln an, und half ihr ſonſt bei jeder Arbeit. Nachmittags beſah er ſeine neue Umgebung genauer und wunderte ſich, die Großmutter nirgends zu erblicken. Im Stalle fand er ein weißes Pferd, im Pfahlſtand eine ſchwarze Kuh mit einem weißlockigen Kalbe; in andern verſchloſſenen Ställen glaubte er Gänſe, Enten, Hühner und anderes Viehzeug zu hören. Das Eſſen zum Frühſtück und Mittag war, wie am vorigen Abend, gut geweſen, und er hätte ſich mit ſeinem Schickſal befreunden können, wenn der fatale Zungenbann ihm das Beiſammenſein mit dem ſchönen Mädchen nicht verleidet hätte. Am Abend des zweiten Tages ging er zum Wirth, um deſſen Befehle einzuholen.

Der Alte ſprach: „Zu Morgen will ich eine leichte Arbeit Dir geben. Nimm die Senſe zur Hand, mähe ſo viel Gras, als das weiße Pferd zum täglichen Futter bedarf, und halte zugleich den Stall ſauber. Sollte ich beim unſanften Kommen die Krippe leer oder den Stall unſauber finden, dann könnte es Dir ſchlimm ergehen. Nimm Dich in Acht!“

Der Fürſtenſohn war froh und dachte bei ſich: mit dieſer kleinen Arbeit werde ich ſchon zurecht kommen, ob zwar ich weder Pflug noch Senſe bisher in die Hand genommen, habe ich doch öfters geſehen, wie leicht dieſe Werkzeuge von Landleuten gehandhabt wurden, und an Kraft fehlt es mir nicht. Wie er ſich auf ſeine Lagerſtatte eben ausſtrecken wollte, ſchlich das Mädchen leichten Schrittes zu ihm und fragte mit flüſternder Stimme: Welche Arbeit haſt Du bekommen? „Morgen“ — antwortete der Fürſtenſohn — „habe ich leichte Arbeit; ich ſoll für das weiße Pferd Gras zum Futter mähen und den Stall ſäubern, das iſt Alles.“ „Ach, Du unglückliches Weſchpi!“ ſeufzte das Mädchen, „wie wirſt Du das ausrichten können? Das weiße Pferd, des Wirthes Großmutter, iſt ein gefräßiges Thier, dem zwanzig Arbeiter kaum ſein tägliches Futter liefern können, während zehn andere mit Fortſchaffung des Düngers genug zu thun hätten. Wie wollteſt Du Beides allein verrichten? Merke auf meinen Rath und befolge ihn genau. Wenn Du dem Pferde ein paar Schooß voll Gras in die Krippe geſchnitten, dann mußt Du einen ſtarken Reifen aus Weidenreifern drehen und aus feſtem Holz einen tüchtigen Keil ſchnitzen, beides ſo, daß das Pferd Deine Arbeit ſieht. Es wird ſogleich fragen, wozu Deine Vorkehrungen getroffen werden, und dann mußt Du antworten alſo: Mit dieſem Reifen verbinde ich Dir das Maul, wenn Du mehr freſſen ſollteſt, als ich Dir vorgebe, und mit dem Keil will ich Deinen — verkeilen, wenn Du mehr ſollteſt fallen laſſen, als ich gerade Luſt habe fortzuſchaffen.“ Nachdem ſie ſolches geſprochen, ging ſie ſo leiſe fort, wie ſie gekommen war, und ließ

dem Jünglinq nicht so viel Zeit, seinen Dank zu sagen. Er wiederholte Wort für Wort, was das Mädchen gesprochen, und schlief dann ein.

Folgenden Tages früh Morgens begab er sich zur Arbeit. Er ließ die Sense fleißig im hohen Grase tanzen und sah zu seiner Freude bald so viel Gras liegen, daß er einige Schooß voll aufharken konnte. Als er den ersten Schooß voll dem Pferde in die Krippe geschüttet und gleich darauf mit dem zweiten wiederkam, fand er zu seinem Schreck die Krippe schon leer, und ein halbes Fuder Dünger im Stalle liegen. Jetzt sah er ein, wie er ohne des Mädchens klugen Rath verloren gewesen wäre, und beschloß, ihn sogleich zu benutzen. Als er den Reifen drehte, wandte das Pferd seinen Kopf und fragte voller Verwunderung: Was willst Du mit dem Reifen beginnen, mein Söhnlein? „Gar nichts," entgegnete der Fürstensohn, „ich drehe ihn nur fertig, damit, falls Dir's einfallen sollte mehr zu fressen, als ich Lust habe vorzugeben, ich mit diesem Reifen Dir Deine Kinnladen zusammenklemmen kann." Das weiße Pferd stieß einen Seufzer aus und hielt augenblicklich mit dem Kauen inne. Er reinigte den Stall und fing darauf an, seinen Keil zu schnitzen. Was willst Du mit diesem Keil beginnen? fragte das Pferd. „Gar nichts! Ich mache ihn nur fertig, damit ich ihn Dir vorpfropfen kann, wenn Du das Futter etwa zu eilig und in sehr großer Menge durch die Knochen schießen lassest." Das Pferd sah ihn seufzend an und that seiner üblen Gewohnheit Einhalt. Der Mittag war längst vorüber, das weiße Pferd hatte noch immer Futter in der Krippe und der Stall blieb sauber. Da kam der Wirth, und wie er Alles in bester Ordnung fand, fragte er mit einigen Erstaunen: Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber? Der schlaue Fürstensohn entgegnete schnell: „Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel." Der Alte zog ein verdrießliches Gesicht und verließ brummend den Stall, aber der Fürstensohn war froh, daß ihm die Sache so gut gelungen war.

Am Abend sprach der Wirth zu ihm: „Für morgen hast Du keine eigentliche Arbeit, da aber die Magd anderweitig beschäftigt ist, mußt Du die schwarze Kuh melken. Nimm Dich nur in Acht, daß keine Milch in dem Euter zurückbleibt. Fände ich solches, es könnte Dir leicht das Leben kosten." Der Fürstensohn dachte beim Fortgehen: wenn dahinter keine Schlauheit steckt, so soll mir die Aufgabe nicht schwer werden; ich habe, Gott Lob, starke Finger und will mit ihnen die Zitzen bis aufs Blut auspressen, es soll darin gewiß kein Tropfen Milch zurückbleiben. Wie er sich eben zur Ruhe begeben wollte, kam das Mädchen zu ihm und fragte: Welche Arbeit hast Du morgen zu verrichten? „Morgen habe

ich Geſellentag," antwortete der Fürſtenſohn. „Ich bin den ganzen Tag frei und ſoll nur die ſchwarze Kuh melken, daß keine Milch in dem Euter zurückbleibt." Ach, Du unglückſeliges Geſchöpf! wie willſt Du das verrichten, ſprach ſeufzend das Mädchen. Wiſſe, mein unerfahrner Jüngling, wenn Du auch vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen melken wollteſt, Du würdeſt doch nicht das Euter der ſchwarzen Kuh leeren; die Milch quillt gleich einer Quellenader beſtändig zu. Nun merk ich es, der Alte will Dich verderben. Doch ſei unbeſorgt, ſo lange ich lebe, ſoll an Dir kein Haar gekrümmt werden. Achte auf meinen Rath und befolge ihn genau, dann kommſt Du durch. Nimm, wenn Du melken gehſt, einen Topf mit glühenden Kohlen und eine Kneifzange mit. Im Stall angekommen, thuſt Du die Kneifzange in den Topf und blaſt auf die Kohlen, bis ſie in heller Flamme brennen. Wird Dich die ſchwarze Kuh fragen, wozu Du ſolches thuſt, dann mußt Du ihr antworten, was ich Dir ins Ohr ſage. Sie flüſterte ihm einige Worte ins Ohr, und ſchlich ſich auf den Zehen leiſe aus dem Zimmer. Der Fürſtenſohn ſtreckte ſich hin, um zu ſchlafen.

Die Morgenröthe hatte kaum ihre Strahlen über den Himmel verbreitet, da erhob er ſich von ſeinem Lager, nahm das Milchgeſchirr in die eine, den Kohlentopf und die Kneifzange in die andere Hand, und begab ſich nach dem Kuhſtall. Er that Alles genau, wie ihm gelehrt worden war. Die ſchwarze Kuh beobachtete ſein Treiben eine Weile und fragte dann: Was machſt Du da, mein Söhnlein? „Gar nichts," war die Antwort. „Ich will die Kneifzange bloß rothglühend machen, weil manche Kuh die üble Gewohnheit hat, nach dem Melken die Milch in dem Euter zurück zu halten. Da iſt es dann gut, nach dem Melken die Zitzen mit einer glühenden Zange zu kneifen, damit keine unzeitige Milchabſonderung erfolge." Die ſchwarze Kuh ſtieß einen Seufzer aus und richtete furchtſame Blicke auf den Melker. Dieſer nahm ruhig ſein Milchgeſchirr, melkte das Euter aus, und als er nach einer Weile unterſuchte, fand er keinen Tropfen Feuchtigkeit darin. Der Wirth kam darauf in den Stall, zog ein Paar Mal an den Zitzen, und als er keine Milch vorfand, fragte er mit einem verdrießlichen Geſichte: Biſt Du ſelbſt ſo klug, oder haſt Du kluge Rathgeber? Der Fürſtenſohn antwortete: „Ich habe Niemand, als meinen ſchwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel." Der Alte ging zürnend fort.

Als der Fürſtenſohn Abends zum Wirth ging, Arbeit fragen, ſagte dieſer: „Ich habe ein Schoberchen Heu auf der Wieſe, das ich gern bei trockner Witterung unter's Dach möchte bringen laſſen. Führ' mir morgen das Heu ein, aber ſiehe wohl zu, daß nichts zurückbleibe, ſonſt

konnte es Dir leicht das Leben kosten." Der Fürstensohn ging vergnügten Sinnes fort, indem er dachte: Heu fahren ist keine große Arbeit, ich brauche nur aufzuladen, das Pferd muß ziehen. Ich will des Wirthes Großmutter nicht schonen. Abends schlich das Mädchen wieder zu ihm und fragte nach der Arbeit. Der Fürstensohn sagte lachend: „Ich lerne hier alle Bauerarbeiten, denn morgen soll ich ein Schoberchen Heu einfahren und darauf sehen, daß nichts liegen bleibe; das ist Alles." Ach, Du unglückseliges Geschöpf! seufzte das Mädchen: wie wird Dir das gelingen? Wollten Du auch mit sämmtlichen Arbeitern des größten Gebietes eine ganze Woche Heu fahren, Du könntest dieses Schoberchen nicht fortschaffen. Was von oben abgeführt wird, wächst von unten wieder zu. Gib Acht, was ich Dir sage: Du mußt morgen früh vor dem Tage aufstehen, das weiße Pferd aus dem Stall und einige lange Stricke mit nehmen, Dich dann zum Heuschober begeben, diesen mit Stricken umspannen und das weiße Pferd an die Stricke binden. Wenn Du damit fertig bist, dann kletterst Du auf den Heuschober hinauf und fängst dort an zu zählen: eins, zwei, drei u. s. w. Das Pferd wird Dich fragen, was Du zählst, dann mußt Du antworten, was ich Dir ins Ohr sage. Nachdem er das Geheimniß erfahren, war auch das Mädchen schon verschwunden. Er hatte nichts Besseres zu thun, als schlafen zu gehen.

Beim Erwachen am folgenden Morgen fiel ihm gleich des Mädchens guter Rath ein, er nahm die nöthigen Stricke, eilte zum Stall, führte das weiße Pferd heraus, schwang sich auf's Pferd und ritt zum Heuschober, der wenigstens seine funfzig Soden fassen mochte und kein Schoberchen war. Der Fürstensohn befolgte genau des Mädchens Lehren, und als er eben auf dem Heuschober sitzend bis zwanzig gezählt hatte, fragte das weiße Pferd voll Erstaunen: Was zählst Du, mein Söhnlein? „Gar nichts," lautete die Antwort. „Ich mache mir den Spaß, die Wolfsheerde dort am Walde zu zählen, aber sie ist zahlreicher als ich zählen kann." Kaum hatte er das Wort Wolfsheerde ausgesprochen, so schoß auch das weiße Pferd wie der Wind davon und war nach wenigen Augenblicken mit dem Heuschober zu Hause. Des Wirthes Erstaunen war nicht gering, als er, nach dem Frühstück hinausgehend, den Knecht mit seiner Arbeit schon fertig fand. Bist Du selbst so klug, oder hast Du kluge Rathgeber? fragte der Alte, worauf der Königssohn entgegnete: „Ich habe Niemand, als meinen schwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel." Der Alte ging kopfschüttelnd und fluchend davon.

In der Abenddämmerung ging der Fürstensohn wieder Arbeit fragen. Der Wirth sagte: „Morgen sollst Du mir das weißköpfige Kalb zur Weide führen, doch hüte Dich, daß es sich nicht verläuft, sonst konnte

es Dir leicht das Leben koſten.“ Der Fürſtenſohn dachte bei ſich: mancher zehnjährige Bauernbube muß eine ganze Heerde hüten, wie ſollte mir die Hut eines einzelnen Kalbes ſchwer werden. Wie er ſich eben niederlegen wollte, ſchlich das Mädchen zu ihm und fragte nach ſeiner morgenden Arbeit. „Morgen habe ich Faulenzerarbeit,“ ſprach der Fürſtenſohn — „ich ſoll das weißköpfige Kalb hüten.“ Ach, Du unglückſeliges Geſchöpf! ſeufzte das Mädchen, das wird Dir nimmer gelingen. Wiſſe, dies Kalb hat eine ſolche Wuth zum Rennen, daß es an einem Tag dreimal um die Welt laufen könnte. Merk Acht, was ich Dir jetzt ſage: Nimm dieſen ſeidenen Faden, befeſtige das eine Ende deſſelben an das linke Vorderbein des Kalbes, das andere aber an Deines linken Fußes kleinen Zeh; dann wird das Kalb ſich nicht von Deiner Seite entfernen, Du mögeſt gehen, ſitzen oder ſchlafen. Das Mädchen ging leiſe fort und der Fürſtenſohn ins Bett, recht ärgerlich darüber, daß er's wieder vergeſſen hatte, für den guten Rath zu danken.

Er erfüllte am andern Tage Alles genau, was ihm das gute Mädchen gelehrt hatte, führte das Kalb auf die Weide, das wie ein treues Hündlein nicht von ſeiner Seite wich. Abends beim Sonnenuntergang führte er es in den Stall zurück, als ihm der Wirth entgegentrat und mit zornigem Blick fragte: Biſt Du ſelbſt ſo klug, oder haſt Du kluge Rathgeber? Der ſchlaue Fürſtenſohn aber antwortete: „Ich habe Niemand als meinen ſchwachen Kopf und einen mächtigen Gott im Himmel.“ Wieder ging der Alte brummend davon, und der Fürſtenſohn glaubte bemerkt zu haben, daß die Nennung des göttlichen Namens jedesmal des „alten Jungen“ Zorn erweckte.

Spat Abends begab er ſich zum Wirth, um deſſen Befehle für den folgenden Tag einzuholen. Dieſer überreichte ihm ein Säckchen mit Gerſte und ſprach dabei: „Morgen haſt Du einen Feiertag zum Schlafen, aber dafür mußt Du Dich in dieſer Nacht tüchtig tummeln. Säe mir gleich die Gerſte aus, ſie wird raſch wachſen und reifen; darauf ernteſt Du ſie ab, driſcheſt und windigeſt ſie aus, damit Du ſie malzen und zermahlen kannſt. Aus dem gewonnenen Malzmehl mußt Du Bier brauen, und morgen früh, wenn ich aufwache, mir eine Kanne von Deinem friſchen Bier überreichen. Sieh' zu, daß meine Befehle genau befolgt werden, es könnte Dir ſonſt leicht Dein Leben koſten.“

Sorgenvoll und betrübt ging der Fürſtenſohn hinaus, ſtellte ſich vor der Hausflur und fing bitterlich an zu weinen. Er ſprach für ſich: „Heut verlier' ich meine letzte Nacht, dieſe Arbeit kann kein ſterblicher Menſch verrichten, eben ſo wenig wie des klugen Mädchens Rath nutzen. Ach, ich unglückſeliges Geſchöpf! Warum habe ich ſo leichtſinnig mein

fürſtliches Schloß verlaſſen und mich in dieſe Gefahr begeben. Nicht einmal den Sternen des Himmels kann ich mein Leid klagen, denn hier giebt es weder Himmel noch Sterne, aber einen Gott giebt es, der iſt überall.“ Wie er mit ſeinem Gerſtenſäcklein am Arm in großer Betrübniß daſtand, ſiehe! da öffnete ſich die Hausthür und das liebe Mädchen kam zu ihm. Es fragte ihn um die Urſache ſeiner Betrübniß. „Ach!“ erwiederte der Jüngling mit Thränen: „meine letzte Stunde iſt gekommen! Wir müſſen uns für immer trennen. Wiſſe denn noch, ehe ich ſterbe: ich bin eines mächtigen Fürſten einziger Sohn, der einſt ein großes Gebiet erben ſollte, aber nun iſt Alles hin.“ Hierauf erzählte er unter häufigen Thränen den ihm gewordenen Auftrag, und ärgerte ſich, daß das Mädchen ſo gleichgültig blieb. Als er ſeine lange Geſchichte geendigt, ſprach das Mädchen mit Lachen: „Da kannſt Du heute Nacht ganz ruhig ſchlafen, mein lieber Fürſtenſohn, und auch den morgenden Tag feiern. Merke auf meinen Rath und verſchmähe ihn nicht, weil er aus dem Munde einer geringen Magd kommt. Nimm dieſen kleinen Schlüſſel, er ſchließt den dritten Viehſtall auf, worin des Alten dienſtbare Geiſter wohnen. Wirf Deinen Gerſtenſack in den Stall und wiederhole dabei pünctlich des Wirthes Befehl; am Schluſſe aber mußt Du noch hinzufügen: „Wenn ihr um ein Haar breit abweicht, ſo wird es euch allen das Leben koſten; braucht ihr jedoch Hülfe, ſo wird in dieſer Nacht des ſiebenten Stall's Thür offen ſtehen, worin des Wirthes mächtigſte Geiſter wohnen.“

Der Fürſtenſohn befolgte genau dieſen Rath und ging dann ſchlafen. Als er am folgenden Morgen erwachte und in die Brauküche ging, fand er die Bierküfen in voller Gährung. Er koſtete das friſche Bier, füllte dann eine Kanne und überreichte das ſchäumende Bier dem Wirth, als dieſer ſich eben von ſeinem Lager erhob. Aber anſtatt eines Dankes ſagte der Alte ſehr verdrießlich: „Das kam nicht aus Deinem Kopfe! Ich merke, Du haſt Dir gute Freunde und Rathgeber erworben. Gut, Heute Abend ſprechen wir uns weiter.“

Am Abend ſagte der Alte: „Morgen habe ich keine Arbeit für Dich zu geben, doch mußt Du, ſo bald ich ich aufwache an mein Bett treten und mir Deine Hand zum Morgengruß reichen.“ Der Fürſtenſohn lachte innerlich über die wunderliche Grille des Alten und erzählte ſie mit lachendem Munde dem Mädchen, als es nach gewohnter Weiſe in ſein Zimmer kam. Aber das Mädchen wurde ſehr ernſt und ſprach: „Nimm Dich in Acht! Der Alte will Dich morgen früh verſpeiſen. Es giebt nur ein Mittel, Dich zu retten. Du mußt eine eiſerne Schaufel im Ofen rothglühend machen, und die glühende Schaufel anſtatt Deiner

Hand ihm zum Morgengruß bieten." So ſchied das Mädchen und der Fürſtenſohn ſtreckte ſich zum Schlafen. Er hatte am Morgen die Schaufel längſt rothglühend gemacht, bevor der „alte Junge" aufwachte. Endlich hörte er rufen: „Fauler Knecht, wo biſt Du? komm grüßen." — Als der Fürſtenſohn hierauf mit ſeiner glühenden Schaufel ins Zimmer trat, rief ihm der Alte mit kläglicher Stimme entgegen: „Bin ſehr krank, ich kann Deine Hand nicht faſſen! Komm aber am Abend wieder, damit ich Dir meine Befehle verkündigen kann."

Der Fürſtenſohn ſchlenkerte den ganzen Tag herum, bis er am Abend zum Wirth ging, um deſſen Befehle einzuholen. Dieſer aber war ſehr heiter und ſprach ſchmunzelnd: „Ich bin mit Dir zufrieden! Komm morgen früh mit dem Mädchen zu mir, ich weiß, Ihr habt einander längſt ſchon lieb, ich will Euch als Mann und Weib zuſammen fügen."

Der Fürſtenſohn wäre vor Freuden aufgejauchzt, aber da fiel ihm noch zur rechten Zeit des Alten ſtrenge Hausordnung ein, und er ſchwieg. Aber wie er vor dem Schlafengehen ſein Glück der Geliebten mittheilte und von ihr gleiche Freude erwartete, bemerkte er mit Erſtaunen, daß ſie ganz erſchreckt war und wie eine mit Kalk angeweißte Wand ausſah. Nachdem ſie ſich ein wenig erholt hatte und wieder ſprechen konnte, ſagte ſie: „Der „alte Junge" merkt es, daß ich Deine Rathgeberin geweſen und will uns darum beide vernichten. Wir müſſen uns noch in dieſer Nacht durch eilige Flucht retten, ſonſt ſind wir verloren. Nimm ein Beil zur Hand, gehe in den Stall und ſchlage den weißköpfigen Kalbe mit einem kräftigen Hiebe den Kopf ab, mit einem zweiten ſpalteſt Du den Schädel. Im Gehirn des Kalbes findeſt Du ein rothes glänzendes Knäulchen; dieſes bringſt Du mir, das Weitere will ich dann ſchon beſorgen." Der Fürſtenſohn dachte: lieber ein unſchuldiges Kalb ſchlachten, als mich ſelbſt mit dem lieben Mädchen ſchlachten laſſen; gelingt uns die Flucht, ſo komme ich in die Heimath. Meine ausgeſtreuten Erbſen müſſen jetzt aufgegangen ſein, wir können des Weges gar nicht fehlen."

Darauf begab er ſich in den Stall. Die Kuh lag neben dem Kalbe und ſchliefen beide ſo feſt, daß ſie ſein Kommen nicht bemerkten. Doch wie er den Kopf des Kalbes abhieb, ſtöhnte die Kuh ſchauerlich im Schlafe, wie in einem ſchweren Traume. Raſch führte er den zweiten Hieb, der den Schädel ſpaltete. Sieh! da ward es plötzlich wie heller Tag im Stall. Das rothe Knäulchen fiel aus dem Gehirn und leuchtete gleich einer kleinen Sonne. Er wickelte es vorſichtig in ein Tuch und barg es in ſeinem Buſen. Es war ein Glück, daß die Kuh nicht erwachte, ſonſt hätte ſie angefangen zu brüllen und der Wirth wäre darüber wol auch wach geworden.

An der Pforte fand er das Mädchen ſchon reiſefertig mit einem Bündel am Arme, ſeiner harrend. „Wo haſt Du das Knäulchen?“ fragte die Maid. „Hier!“ ſprach er, und überreichte ihr das Zauberknäulchen. „Wir müſſen eiligſt fliehen!“ ſprach ſie, indem ſie einen kleinen Theil des Knäulchen aus dem Tuche wickelte, damit der leuchtende Schein gleich einer Laterne ihren nächtlichen Pfad erhelle. Die Erbſen waren, wie der Fürſtenſohn vermuthet hatte, alle aufgegangen, daher waren ſie ihres Weges ganz ſicher. Unterwegs vertraute ihm die Maid, wie ſie einmal zufällig aus einem Zwiegeſpräch des Alten mit der Großmutter erlauſcht hatte, daß ſie das Kind eines Fürſten ſei, welches des Alten Schlauheit den Eltern abbetrogen. Der Fürſtenſohn wußte die Sache beſſer, ſchwieg aber ſtill, und war im Herzen froh darüber, daß ſein Unternehmen, das arme Mädchen zu befreien, gelungen war. So mochten die Wanderer eine gute Strecke vorwärts gekommen ſein, als es anfing zu tagen.

Der „alte Junge“ erwachte erſt ſpat am Morgen, rieb ſich lange Zeit die Augen, ehe die Schlaftrunkenheit verging und ergötzte ſich dann mit den Gedanken, wie er die beiden jungen Leute zum Frühſtück verzehren wollte. Nachdem er lange gewartet, ſprach er: „Die Braut wird wohl noch nicht mit ihrem Putze fertig!“ Doch als ihm das Warten zu lange wahrte, fing er an zu rufen: „Heda! Knecht und Magd, wo bleibt Ihr?“ Er wiederholte mehrmals fluchend ſeinen Ruf, aber weder Knecht noch Magd erſchien. Verdrießlich kroch er endlich aus dem Bette und ging ſuchen. Aber er fand das Haus menſchenleer, bemerkte auch, daß Niemand in der Nacht auf dem Lager geſchlafen. Jetzt eilte er in den Stall. Doch wie er hier das Kalb getödtet und das Knäulchen entwendet fand, merkte er gleich was vorgefallen war. Er fluchte, daß alles ſchwarz wurde, öffnete dann ſchnell die Thüre des dritten Geiſterſtalles und ſandte ſeine Gehülfen zum Suchen aus. „Bringt ſie mir, wie Ihr ſie findet, ich muß ſie haben.“ So ſprach der „alte Junge“, und ſeine Geiſter ſtoben wie der Wind davon.

Die Flüchtlinge waren eben auf einer großen Fläche, als das Mädchen ſtehen blieb und ſprach: „Es iſt nicht Alles, wie es ſein ſollte. Das Knäulchen in meiner Hand fängt an ſich zu bewegen; wahrſcheinlich werden wir verfolgt.“ Umſehend, gewahrten ſie bald eine dunkle Wolke, die raſch näher kam. Das Mädchen drehte das Knäulchen dreimal in der Hand herum und ſprach dabei:

„Knäulchen, höre! was ich ſage: möchte gern ein Bächlein, der Jüngling drin ein kleines Fiſchlein ſein!“

Augenblicklich geſchah die Verwandlung. Das Mädchen ward ein

Bächlein und der Fürſtenſohn ſchwamm als Fiſchlein darin. Die Geiſter zogen jauſend darüber fort und kehrten nach einer guten Meile wieder, aber das Bächlein und Fiſchlein ließen ſie in Ruh. Sobald die Verfolger fort waren, verwandelte ſich das Bächlein wieder zum Mädchen und machte aus dem Fiſchlein einen Jüngling. So ſetzten ſie in menſchlicher Geſtalt ihre Flucht fort.

Als die ermüdeten Geiſter mit leeren Händen zurückkehrten, fragte ſie der „alte Junge“, ob ſie denn bei ihrem Suchen nichts Beſonderes geſehen? „Nein!“ war die Antwort: „nur ein Bächlein floß auf der Fläche und ein einzelnes Fiſchlein ſchwamm darin.“ Wüthend brüllte der Alte: „Schöpſenköpfe! das waren ſie, das waren ſie!“ Schnell riß er die Thüre des fünften Stalles auf, ließ die Geiſter heraus und befahl ihnen, des Bächleins Waſſer auszutrinken und das Fiſchlein einzufangen. Wie der Wind ſtoben die Geiſter von dannen.

Unſere flüchtigen Wanderer näherten ſich eben dem Saum eines Waldes, da blieb das Mädchen ſtehen und ſagte: „Es iſt nicht Alles wie es ſein ſollte; das Knäulchen in meiner Hand fängt wieder an ſich zu bewegen. Wahrſcheinlich werden wir verfolgt.“ Sie erblickten abermals eine Wolke, dunkler als die erſte und auch röther: „Das ſind unſere Verfolger!“ rief die Maid, indem ſie das Knäulchen dreimal in ihrer Hand umdrehte:

„Knäulchen, Höre! was ich ſage: möchte werden ein Roſenſträuchlein, der Jüngling ein Röslein am Sträuchlein!“

Augenblicklich geſchah die Verwandlung. Sie ward zum Roſenſtrauch und er hing als Roſe daran. Jauſend zogen die Geiſter über ſie fort und kehrten nach einer guten Meile wieder, und da ſie weder Bächlein noch Fiſchlein gefunden, ſo bekümmerten ſie ſich nicht um den Roſenſtrauch. Sobald die Verfolger fort waren, verwandelten ſich Roſenſtrauch und Roſe wieder in Mädchen und Jüngling, die nach dieſer kurzen Ruhe eilig ihren Weg fortſetzten.

„Habt Ihr ſie gefunden?“ fragte der Alte, als er ſeine Geſellen keuchend zurückkehren ſah. „Nein!“ antwortete der Anführer der Geiſter, „wir fanden weder Bächlein noch Fiſchlein.“ „Habt Ihr ſonſt nichts Beſonderes geſehen?“ ſchnaubte der Alte. Der Anführer antwortete: „Nah am Waldes Saum war ein einzelner wilder Roſenſtock am Wege und eine Roſe hing daran.“ „Schöpſenköpfe!“ ſchrie der Alte, „das waren ſie, das waren ſie!“ Er öffnete jetzt die Thür des ſiebenten Stalles und ſandte ſeine mächtigſten Geiſter zum Suchen. „Bringt ſie mir, wie Ihr ſie findet, todt oder lebendig! ich muß ſie haben. Reißt den verdammten Roſenſtrauch mit der Wurzel aus dem Boden, und nehmet

Alles mit, was Euch Fremdartiges aufſtoßen ſollte.“ Wie der Sturmwind flogen die Geiſter davon.

Die Flüchtlinge ruhten eben im Schatten eines Waldes und ſtärkten ihre Glieder durch Speiſe und Trank. Plötzlich rief das Mädchen: „Es iſt nicht Alles wie es ſein ſollte, das Knäulchen will mir gewaltſam aus dem Buſen ſpringen. Gewiß werden wir verfolgt und die Gefahr iſt ſehr nahe, aber der Wald verbirgt uns den Augen der Feinde. Ich will zum letzten Mal mein Glück verſuchen.“ Es nahm das Knäulchen aus dem Buſen, drehte es dreimal in ſeiner Hand herum und ſprach:

„Knäulchen, Höre! was ich ſage: möchte werden gleich zur Luft, der Jüngling ein Mücklein in der Luft!“

Augenblicklich geſchah die Verwandlung. Das Mädchen zerfloß in Luft, der Fürſtenſohn aber ſchwebte als kleines Mücklein in der Luft. Das mächtige Geiſterheer zog mit Sturmesbrauſen vorüber und kehrte nach einer Weile zurück, da es weder Roſenſtrauch noch ſonſt etwas Verdächtiges gefunden. Doch kaum waren die Geiſter fort, ſo verwandelte ſich die Luft zum Mädchen und machte aus der Mücke den vorigen Jüngling. „Jetzt müſſen wir eilen,“ ſprach die Holde, „bevor der Alte ſelbſt kommt, der uns in jeder Verwandlung kennen wird.“

Sie liefen eine Strecke Weges vorwärts bis ſie den dunklen Gang erreichten, wo ſie aufwärts ſteigend im Schein des leuchtenden Knäulchens hinreichend Helligkeit hatten. Ganz erſchöpft langten ſie endlich beim großen Stein an. Hier ward das Knäulchen wieder dreimal gedreht und die kluge Maid ſprach dabei:

„Knäulchen, Höre! was ich ſage: Heb mir auf den großen Stein!“

Augenblicklich erhob ſich der Stein und ſie befanden ſich glücklich wieder auf der Erde. „Gott Lob!“ ſprach das Mädchen, „wir ſind gerettet. Hier hat der „alte Junge“ keine Gewalt über uns, und gegen ſeine Liſt wollen wir uns wahren. Doch jetzt, Freund, müſſen wir uns trennen! Du gehſt zu Deinen Eltern und ich gehe die meinigen zu ſuchen.“ — „Nein!“ ſprach der Fürſtenſohn, „ich kann von Dir nicht laſſen, Du mußt mit mir kommen und mein Weib werden. Du haſt mit mir Leidenstage getheilt, darum iſt es billig, daß Du nun auch Freudentage mit mir verlebſt.“ Das Mädchen hatte wohl noch Manches dawider einzuwenden, ging aber doch mit.

Weiter gehend trafen ſie im Walde einen armen Holzhacker und erfuhren von demſelben, daß im Schloß und ganzen Lande große Trauer ſei über den unbegreiflichen Verluſt des Fürſtenſohnes, der vor einiger Zeit plötzlich verſchwunden war. Mit Hilfe des Zauberknäulchens verſchaffte das Mädchen dem heimkehrenden Sohne wieder ſeine früheren

Kleider, damit er vor dem Vater erſcheinen konnte. Aber das Mädchen ſelbſt blieb einſtweilen in einer Bauernhütte zurück, bis der Fürſtenſohn mit ſeinem Vater würde geſprochen haben.

Aber der alte Fürſt war früher geſtorben, als der Sohn anlangte. Des einzigen Sohnes ſchmerzlicher Verluſt hatte ſeine Lebenstage ſchnell zum Abend geführt. Noch auf ſeinem Sterbebette hatte er ſeinen Leichtſinn und Betrug bereut, daß er ein armes unſchuldiges Mädchen dem „alten Jungen“ gegeben, weshalb jetzt Gott zur Strafe ſeinen Sohn genommen. Der gute Fürſtenſohn beweinte den Tod ſeines Vaters, und ließ ihn mit großen Ehren begraben. Dann trauerte er drei Tage, indem er weder Speiſe noch Trank zu ſich nahm. Doch am vierten Morgen ſtellte er ſich als neuer Gebieter vor, verſammelte die Räthe um ſich und verkündete ihnen ſeine wunderbaren Begegniſſe in der Behauſung des „alten Jungen“*), indem er zugleich hervorhob, wie die kluge Jungfrau ſeine Lebensretterin geworden.

Da riefen die Räthe wie aus einem Munde: „Sie ſoll Eure Gemahlin und unſere Gebieterin werden!“

Als darauf der junge Fürſt ſeine Braut heimführen ging, war er nicht wenig erſtaunt, als dieſelbe mit fürſtlicher Pracht ihm unterwegs begegnete. Mit Hülfe des Zauberknäulchens hatte ſie ſich alles Nöthige zu ſchaffen gewußt, daher glaubte das ganze Land: ſie ſei die Tochter eines unermeßlich reichen Fürſten aus einem fernen Lande. Hierauf wurde die Hochzeit gefeiert, die vier Wochen dauerte, und ſie lebten darauf glücklich und zufrieden noch manches lange Jahr.

XIX. Mongoliſches Märchen.

Ardſchi-Bordſchi**).

(Ausland, 1858, S. 794—797. 821—824. 844—849.)

In Indien unter dem König Ardſchi-Bordſchi verſammelten ſich Knaben ſeiner Reſidenz, wenn ſie das Vieh weideten, auf einem Hügel,

*) Alter Junge heißt bei den Küben der Teufel.

**) Mongoliſche Bearbeitung des ſanskritiſchen Vikramatſcharita (Leben des Vikramäditia) eingeſchloſſen in eine Rahmenerzählung Sinhäsanad wätrinçat d. h. die 32 (Statuen) des Thrones, aus dem Mongoliſchen ins Ruſſiſche überſetzt durch den Lama Galſam Gombojew (1858) und a. d. Ruſſiſchen ins Deutſche von Th. Benfey

um zu ſpielen. Ihr gewöhnliches Spiel beſtand darin, daß ſie um die Wette liefen. Dabei wurde die Sitte beobachtet, daß wer am Schnellſten lief für dieſen Tag zum König gemacht ward, und die übrigen Knaben erhielten von ihm Hofämter. Der Knaben König empfing ſolch ein majeſtatiſches Anſehen, daß nicht nur ſeine Spielgenoſſen ihm ihre Streitigkeiten vorlegten, ſondern auch alle welche zufällig vorübergingen, oder durch die Stadt reiſten, ſich vor ihm verbeugten, und ihm ihre Ehrfurcht erwieſen wie einem wirklichen König. Dies geſchah kraft ſeiner Herrlichkeit und Macht, welche der Herrlichkeit und Macht eines wirklichen Königs nicht nachſtanden. Dieſe ungewöhnliche Erſcheinung zog die Aufmerkſamkeit des Ardſchi Bordſchi auf ſich. Dieſer ſprach, wenn ſtets ein und derſelbe Knabe zum König gewählt würde, dann würde man ihn für einen Bodhiſattwa zu halten haben, aber da nicht ein und derſelbe Knabe jeden Tag zum König gewählt wird, ſo kann er kein Bodhiſattwa ſein. Was aber ſeine Herrlichkeit und Macht betrifft, ſollte da nicht in dem Hügel irgend eine geheime Kraft verborgen ſein, welche dem gewählten Knaben-König Herrlichkeit und Macht verleiht?

Einſt wurde vor dem König Ardſchi Bordſchi eine Klage wegen Unterſchlagung eines koſtbaren Edelſteins durch einen gewiſſen Sul verhandelt. Dies trug ſich folgendermaßen zu. Einer der Unterthanen des Ardſchi Bordſchi hatte ſich auf Reiſen begeben, um Reichthum zu erwerben, und nach einiger Zeit ſandte er durch Sul ſeiner Frau einen koſtbaren Stein, aber Sul unterſchlug den Stein. Der König forderte Sul ins Verhör. Dieſer erwog nun um was es ſich handle, und fing an zu ſinnen wie er ſich vor dem Urtheil retten könne; zuletzt gelang es ihm durch ein freiwilliges Geſchenk zwei Beamte auf ſeine Seite zu ziehen; mit dieſen kam er überein, daß ſie bezeugten ſelbſt geſehen zu haben, wie Sul der Frau des Klägers den koſtbaren Stein übergeben habe. Nachdem er ſich auf dieſe Weiſe vorbereitet, erſchien Sul vor dem König, ſtellte bei dem Verhör natürlich die beiden Beamten als Zeugen, dieſe hielten ihr Wort, und ſagten ſo aus wie ſie mit einander übereingekommen waren. Der König entſchied zu Gunſten von Sul. Nach dieſer königlichen Entſcheidung entfernten ſich alle vier, und gingen zuſammen weg. Auf dem Wege begab ſich mit ihnen Folgendes. Als ſie zu dem bewußten Hügel kamen, ſah ſie der Knaben-König vor ſich. Von ſeiner Herrlichkeit und Macht überwältigt, erſchienen ſie vor ſeinem Thron auf dem Hügel, und der Knaben König fragte ſie: „Wer ſeid Ihr?“ Der, welcher ſein Kleinod eingebüßt hatte, ſagte ihm wer ſie ſeien, und erzählte ihm von der Entſcheidung des Königs. Der Knaben-König ſprach: „Ich kann dem Urtheil Eures Königs nicht beiſtimmen, und wenn Ihr damit

einverſtanden ſeid, will ich dieſen Rechtsſtreit von Neuem unterſuchen.“ Von ſeiner Herrlichkeit und Macht überwältigt, erklärten ſie ſich damit einverſtanden.

Der Knaben-König befahl ihnen ſich von einander abgeſondert nieder zu ſetzen, gab jedem ein Stück und ſprach: „Der Stein iſt Euch allen Vieren bekannt, ſo bildet mir denn jeder in dieſem Thon ſeine Geſtalt nach!“ Nach einer kleinen Weile legten ſie ihre Gebilde vor. Der Eigenthümer des Steins und der Dieb deſſelben hatten eine gleiche Form gemacht, die Beamten aber wichen in der Aehnlichkeit von einander ab. Der eine hatte einen Pferdekopf gemacht, indem er ſich einbildete, daß ein koſtbarer Stein nothwendiger Weiſe ſolch eine Form haben müſſe, der andere aber einen Widderkopf, weil er glaubte, daß ein koſtbarer Stein gerade dieſe Form haben müßte. Der Knaben-König ſprach: „Dieſe Beide haben gleiche Formen gemacht; dies zeigt, Beide haben gehabt oder geſehen einen und denſelben Stein, Ihr Beiden aber, Ihr Beamten, habt unterdeß der eine einen Pferdekopf gemacht, der andere einen Widderkopf; dadurch habt Ihr dargethan, daß Ihr den Stein nicht mit Euren Augen geſehen habt, und falſche Zeugen ſeid. Dies iſt ehrlos! Die Pflicht der Beamten iſt: ſich von Verleumdung, Trug und Zwang fern zu halten; wer von dieſer Pflicht weicht, den muß man ſeines Amtes und jedes Anſehens beim Volk berauben.“

Die Beamten wurden auf Befehl des erzürnten Knaben Königs gegeiſſelt und gefangen genommen. „Habt Mitleid!“ ſprachen die Beamten, „Sul bat uns daß wir Zeugen ſein ſollten und wenn wir ſeine Bitte nicht erfüllt hätten, würde er uns vielleicht des Lebens beraubt haben. Um ihn nicht ins Verderben zu ſtürzen, ſind wir ſeinen Vorſchlag beigetreten.“ Sul ſeinerſeits ſagte: „Es iſt wahr! ich habe den Stein unterſchlagen.“ Der Knaben König ſchickte ſie mit Ausnahme des Eigenthümers des Steines zum König mit einem Schreiben folgenden Inhalts: „Großmächtiger König, Herrſcher des Staats und der Kirche! ohne das Weſen eines guten und eines ſchlechten Rechtsſtreits zu unterſcheiden, ſchlichteteſt Du den Rechtshandel zum Vortheil des Schuldigen. Solch ein Verfahren wird Dir in dieſer Welt zur Schande gereichen und in der zukünftigen zum Verderben Deiner Seele. Wenn Du, o König! fortfahren wirſt Rechtsſachen ſo zu entſcheiden, dann wäre es beſſer Du entſagteſt Deiner Würde; wenn Du aber fortfahren willſt zu herrſchen, dann entſcheide jeden Rechtshandel wie ich.“

Der König fühlte in Folge dieſes Schreibens Reue und ſchlichtete den Handel wie ihn der Knaben König geſchlichtet hatte. Aber damit war die Sache nicht zu Ende. Der Witz des Knaben wirkte ſo ſehr

auf den König, daß er ſich nicht enthalten konnte auszurufen: „Was für ein Wunder?! Wäre jeden Tag ein und derſelbe Knabe König, dann würde es vielleicht möglich ſein ihn für einen Bodhiſattwa zu halten; aber da nicht immer ein und derſelbe Knabe der König iſt, deſſen Verſtand und Herrlichkeit dem Verſtand und der Herrlichkeit eines wirklichen Königs gleichen, ſo iſt dadurch klar, daß die Urſache nicht in dem Knaben liegt, ſondern in dem Hügel, welcher vielleicht irgend einem Buddha zum Sitz gedient hat, der allen Geſchöpfen predigte, oder iſt auch vielleicht irgend eine andere unbekannte Kraft, die den Menſchen weiſe und mächtig macht."

Kurz nach dieſer Begebenheit erſchien nach zweijähriger Abweſenheit im Kriege der einzige Sohn eines vornehmen Mannes, Rojan, zu Hauſe. Der erfreute Vater gab ein großes Gaſtmahl. Darauf erſchien bei demſelben vornehmen Mann ein anderer, ganz genau wie der frühere an Geſtalt, Kleidung, Roß, Kocher und ſogar Sprache; alles war bei ihnen übereins, ſo daß Vater, Mutter und alle Verwandten nicht zu unterſuchen vermochten, wer von ihnen der ächte Sohn ſei. Die Doppelgänger ſtritten mit einander, Jeder behauptete, dies ſeien ſeine Eltern, ſeine Frauen, ſeine Kinder und ſein Vermögen. Zuletzt machten ſich alle auf den Weg zum König, um bei ihm Gerechtigkeit zu ſuchen. Der König unfähig zu unterſcheiden wer von ihnen der rechte Sohn ſei, forderte die Eltern vor, und fragte ſie wer ihr Sohn ſei. Sie antworteten, ſie wüßten es nicht. Er wandte ſich zu den Frauen, welche ebenfalls vorgerufen wurden, aber auch dieſe antworteten, daß ſie es nicht wüßten. Der König glaubte endlich dieſen Wirrwarr ſo auflöſen zu können: er befahl jedem beſonders ihm ſeinen Stammbaum der Reihe nach herzuzählen, und zugleich die Begebenheiten, welche ſich unter ihren Ahnen zugetragen hätten. Der eine zählte alle Ahnen nach der Reihe auf, und berichtete alle Begebenheiten, welche unter ihnen vorgegangen waren, der andere aber kam nur bis zu ſeinen Großeltern, und weiter konnte er nicht. Dieſer war der wirkliche Sohn, aber der ihn in ſeinen Kenntniſſen überragende war die Verwandlung eines Schmutz (böſen Geiſtes). Der König entſchied den Schmutz als den ächten Sohn anzuerkennen, und befahl ihm die Frauen, die Kinder und das ganze Vermögen zu übergeben, dem ächten Sohn aber gebot er ſich aus dem Königreich zu entfernen. Der Schmutz Sohn verließ voll Freude den König und machte ſich mit den Eltern, den Frauen und den Kindern auf dem Wege nach Hauſe. Der wirkliche Sohn aber ging langſam hinter ihnen, und überlegte folgendermaßen: „Wohin ſoll ich mich wenden, beraubt meiner Eltern, Frauen und Kinder, und nicht einen Stall beſitzend, wo ich mein Haupt niederlegen konnte!?"

Als ſie zu dem Hügel kamen, fragte ſie der Knaben König: „Worüber ſtreitet Ihr?“ Wider ihren Willen beugten ſich ihre Kniee vor ihm und erzählten ihm, um was es ſich handle. Der Knaben König ſprach: „Ich bin mit dem Urtheil des Ardſchi Bordſchi nicht einverſtanden; wenn Ihr damit zufrieden ſeid, will ich den Rechtshandel von Neuem unterſuchen.“ Sie gaben mit vieler Unterwürfigkeit den Wunſch zu erkennen, ſein Urtheil zu hören. Der Knaben König ergriff einen Krug, der vor ihm ſtand, und machte ihnen folgenden Vorſchlag: „Wer von Euch ſich in dieſen Krug ſetzt, der iſt auch der ächte Sohn, und hat folglich das Recht über die Frauen, die Kinder und das Vermögen zu gebieten; wer ſich aber hinein zu ſetzen vermag, der iſt nicht der ächte Sohn, und kann nicht das Recht haben deſſen Genuß dem wirklichen Sohn zuſteht.“ Der ächte Sohn konnte nicht nur nicht ſich ſelbſt in den Krug ſetzen, ſondern nicht einmal ſeinen Finger hineinſtecken, während der andere, als Schmutz, ſich in den Krug barg. Kaum aber war er hineingekrochen, als der Knaben-König den Krug auf der Stelle zukorkte und mit dem Padſchra (Diamant) zuſiegelte. Der Schmutz Sohn ſtöhnte und flehte ihn heraus zu laſſen; der Knaben König aber ſchickte ihn zum König, und ließ dieſem ſagen: „Du, großmächtiger König, Schützer des Glaubens, Hüter des Geſetzes! Du haſt entſchieden die Frauen, die Kinder und das Vermögen Deines Unterthanen einem Schmutz auszuliefern und Deinen Unterthan aus ſeinem Vaterlande zu verbannen. Haſt Du wohl gerecht geurtheilt? Wenn Du König ſein willſt, dann verfahre wie ich; wenn aber nicht, dann wäre es beſſer Deiner Herrſchaft zu entſagen; denn ſo wirſt Du Deine Unterthanen nur peinigen!“

Ardſchi Bordſchi verbannte den Schmutz, und gab dem wirklichen Sohn die Frauen, die Kinder und ſein Eigenthum zurück. Dann wendete er ſich zu ſeiner Umgebung und ſprach: „Was für ein Wunder! Wenn ein und derſelbe Knabe König wäre, dann würde er vielleicht ein Bodhiſattwa ſein; aber ſo wird ja jeden Tag nur derjenige, welcher ſich im Wettlauf als erſten zeigt für dieſen Tag zum König gemacht, und empfängt ſolch ein Verſtand und Scharfſinn. Das iſt Wunder!“ Und er machte ſich mit den Großen auf den Weg zum Hügel. Man grub ihn auf und ſtieß auf einen goldenen Thron, welcher 32 Stufen mit 32 Statuen auf jeder Stufe hatte. Der König freute ſich über dieſen Fund, befahl den Thron in das Schloß zu bringen und ihn aufzuſtellen.

An einem glücklichen, von dem Aſtrologen beſtimmten Tag, entſchloß ſich der König, da er glaubte, daß der von ihm gefundene Thron ihm von oben beſtimmt ſei, unter lautem Schall von Trommeln, Pauken, Geigen, Flöten unter den Segenſprüchen ſeiner Geiſtlichkeit ſich darauf

niederzuſetzen. Aber kaum hatte er die erſten Stufen betreten, als eine hölzerne Statue ihm am Kleid faßte, eine andere ihm ihre Fauſt gegen die Bruſt ſtemmte, und eine dritte ſagte: „Halt König Ardſchi-Vordſchi! Auf dieſen Thron ſaß früher der König der Götter, nachher der heilige König Vilarmadzidi. Haltſt Du Dich vielleicht für gleich mit dem König Vilarmadzidi, welcher ſeines Lebens nicht ſchonte zum Nutzen für alle Weſen? Wenn nicht, dann kannſt Du Dich nicht darauf ſetzen."

Als er dieſe Worte gehört, ſank der König ſammt ſeinen Beamten auf ſeine Knie und verehrte den Thron. Darauf ſprach die Statue: „König, Fürſten und alles Volk! Höret mich ohne Furcht! Ich will Euch vom Wandel des alten Heiligen, des Königs Vilarmadzidi erzählen.

Es lebte vor Alters ein mächtiger König mit Namen Wanderva, und dieſer hatte eine Gemahlin, Udzüßkulentu Gna, die Tochter eines großmächtigen Königs Galen Dari. Wanderva war ein Beſchützer des Glaubens und Wächter der Geſetze; aber in einem war er unglücklich: er hatte keine Kinder. Darüber betrübte er ſich ſehr. Er brachte den Göttern Opfer, und betete Tag und Nacht zu ihnen ihm Kinder zu ſchenken, aber alles vergebens. Einſt ſtellte ihm die Königin Udzüßkulentu vor: O, mein Gebieter! Du denkſt und grämſt Dich ſehr wegen Kinder. Zur Beruhigung ſchlage ich Dir vor noch eine andere Frau zu nehmen, von welcher Dir vielleicht Kinder zu Theil werden." Der König folgte ihrem Rath, und verheirathete ſich mit einem Mädchen von niedrigem Stande. Bald beſchenkte die junge Königin ihren Gemahl mit einem Sohn, wodurch er ſie noch lieber gewann. Dadurch wurde die alte Königin betrübt, um ſo mehr da ihr Mann ſeine Herrſchaft der Gunſt ihres Vaters verdankte, und auch von Neuem ſich auf ihren Rath verheirathet hatte. „Solch eine Nichtachtung!" ſprach ſie, „ſo bitter für mich! aber was kann ich thun?" Mittlerweile erinnerte ſie ſich, daß an der Nordſeite der Reſidenz auf einem Berg ein ehrwürdiger Einſiedler lebte, und ſogleich machte ſie ſich — nachdem ſie ſich mit Thee und verſchiedenen Speiſen verſorgt — in Begleitung von fünf Dienerinnen zu ihm auf den Weg, um ihn zu verehren, und ihn zu bitten ihr Kinder zu ſchenken. Bei dem Heiligen angekommen, ging ſie nicht geradezu zu ihm in die Höhle, ſondern blieb in deren Nähe um zu beten, und erſt am Mittag richtete der Heilige ſeine Aufmerkſamkeit auf die betende Königin. „Großmächtige Königin," ſprach er, „weshalb biſt Du hieher gekommen? Auf Deinem Geſicht iſt Gram Deiner Seele zu erkennen." „— Ich bin gekommen," antwortete ſie, „Dich zu bitten, heiliger Einſiedler, mein Fürſprecher bei dem Buddha zu ſein, daß er mir herabſende einen Sohn." — „So möge es geſchehen!" erwiederte der Heilige. Dar-

auf nahm er eine Handvoll Erde, las ein Gebet über ihr, blies darauf, und gab ſie der Königin. „Nimm dieſen Biſſen Erde, miſche ihn mit Rubol, koche dies in einer porzellanenen Schale und iß es!“ Die Königin freute ſich außerordentlich und kaum war ſie nach Hauſe gekommen, ſo kochte ſie die Erde, welche ſich in einen Hirſebrei verwandelte, aß davon und gab den Ueberreſt ihrer Dienerin, welche gleichfalls aß. Kurz darnach wurde die Königin guter Hoffnung und nicht lange nachher traten mehrere wunderbare Erſcheinungen ein: Der Vogel Galibing ſang mit harmoniſcher Stimme verſchiedene Lieder, es fiel ein Blumenregen und es verbreiteten ſich Wohlgerüche. Endlich war auf einmal ein ſchöner Knabe da. Der König, die Großen und alle Unterthanen freuten ſich darüber. Der König ſchickte auf der Stelle ſeine junge Frau mit einigen Großen zu dem Einſiedler, um ihn wegen des Schickſals des Neugebornen zu befragen. Als dieſe bei dem Einſiedler erſchien, da berichtete ſie ihm zuerſt über den Neugebornen und die Zeichen, welche vor ſeiner Geburt eingetreten waren, alsdann erkundigte ſie ſich bei ihm nach dem Schickſal des Kindleins. Der Einſiedler, in Andacht verſunken und nicht wünſchend Zeit zu verlieren, ſprach nur: „Wenn das Kind ſeine Volljährigkeit erreicht, wird es 1500 Wagen voll Salz zum Salz nöthig haben.“ Die Königin und die Großen, beſtürzt über die ſehr ſeltſame Antwort des Heiligen, berichteten ſie dem König. Auch dieſer wunderte ſich nicht wenig und gab Befehl, daß unverweilt alle ſeine Unterthanen vor ihm erſcheinen ſollten; und als ſie erſchienen waren, da ſagte er: „Es werden 1500 Wagen voll Salz für das Eſſen dieſes Knaben verlangt; ſo viel braucht man ja für tauſend Menſchen für das ganze Leben, aber nicht für einen einzigen und noch dazu für einmal; ich bin überzeugt, daß das Kind geradheraus der Sproß von tauſend Teufeln iſt.“ Und auf der Stelle befahl er ſeinen Beamten das Kind umzubringen. Dieſe entgegneten: „Wie iſt es uns möglich es zu tödten? Und wie ſollte es das nicht ſein, er iſt ein Königsſohn; geruhſt Du nicht vielleicht zu befehlen ihn in einen dichten Wald zu bringen?“ Der König billigte dieſen Vorſchlag, und zwei begaben ſich mit dem Kinde in einen Wald, ließen es daſelbſt, und wollten eben zurückkehren; da ſagte aber das Kind: „Bleibt! ich will Euch ein Wort ſagen.“ Dieſe nicht wenig verwundert, hielten an und blieben um zu hören. „Pfauen,“ begann der Knabe, „werden geboren und wachſen auf mit blauer Farbe, wenn ſie aber ſchließlich zu ihrer Befiederung gelangen, dann werden ſie goldfarbig. Auf gleiche Weiſe werden Könige als Kinder geboren, werden durch den Fleiß ihrer Eltern und des großen Volkes erzogen, und wenn ſie ihre Volljährigkeit erreichen, werden ſie zu Herrſchern der vier Theile der Welt. Wenn dieſe

Herrſcher die Könige von allen Theilen der Welt zu einem großen Mahle verſammeln, werden nicht blos 1500 Wagen voll Salz aufgewendet, ſondern es genügen vielleicht kaum ſelbſt 40,000. Papageien werden zuerſt in Eiern geboren, nachher ſchlüpfen ſie aus und erhalten die wahre Geſtalt des Papageien und wenn ſie ihre Reife erlangt haben, lernen ſie alle ihre Sprachen und gelangen zur Weisheit. Ganz auf gleiche Weiſe werden auch die Könige als Kinder geboren, werden durch den Fleiß ihrer Eltern und des großen Volkes aufgezogen, und wenn ſie zur Volljährigkeit gelangen, werden ſie zu Herrſchern des Himmels, der Erde und der vier Theile der Welt. Wenn dieſe Herrſcher alle Bodhiſattwa's und geiſtlichen Väter zu einem großen Gaſtmahl vereinigen, werden nicht blos 1500 Wagen voll Salz aufgewendet, ſondern es genügen vielleicht kaum ſelbſt 40,000; dies meine Rede! Berichtet ſie dem König!"

Die Beamten berichteten den König ſchleunig was ſie gehört. Der König ſchlug die Hände zuſammen und jauchzte: „O mein Bodhiſattwa! Ich habe Dich nicht verſtanden! Gehen wir! Gehen wir! Suchen wir ihn!" Und in ſelbiger Stunde machte er ſich mit den Großen auf den Weg nach dem Ort, wo das Kind verlaſſen war. Sie kamen, das Kind war aber nicht da. Der König weinte voll Verzweiflung. „O Barmherziger!" ſprach er, „mein Beſchützer! Bodhiſattwa! Du haſt tiefſinnige und vielbedeutende Worte geſprochen. Ich habe Dich durch meine eigene Thorheit eingebüßt. Wohin biſt verſchwunden von dieſem Ort?" Mittlerweile erſchallte eine Kinderſtimme in einer Höhle. Ueber Hals und Kopf ſtürzte ſich der König dahin, und erblickte acht große Schlangenkönige, ſtehend vor dem Kinde, einige bedeckten es mit Lotosblumen, einige reichten ihm Honig, andere auch lagen auf ihren Knieen und beteten zu ihm. Bei der Erſcheinung des Königs verſchwanden ſie alle. Der König nahm das Kind, legte es ſich andachtsvoll aufs Haupt, und ſprach: „O Du mein Sohn, barmherziger Bodhiſattwa! Verzeihe mir meine Sünde, die ich aus Unwiſſenheit beging!" Zuletzt brachte er ihn nach Hauſe, und in einer feierlichen Verſammlung aller Unterthanen gab er ihm den Namen Vikarmadzidi.

Darauf wandte ſich die Statue zu Ardſchi Vordſchi und ſprach: „Wenn Du dem Vikarmadzidi gleich biſt, deſſen Geburt begleitet war von ſolchen wunderbaren Erſcheinungen, welcher, obgleich noch Kind, ſolche tiefſinnige und vielbedeutende Worte ſprach, vor welchem ſich ſein Vater beugte, und welchen endlich acht große Schlangenkönige verehrten — dann kannſt Du Dich auf dieſen Thron ſetzen. Biſt Du ihm aber nicht gleich, dann kannſt Du es nicht."

Der König Ardſchi Vordſchi wollte ſich eben auf den Thron ſetzen,

da ſprach eine andere Statue: „Halt König! Du haſt von Vikarmadzidi's Kindheit gehört; jetzt höre meine Erzählung von ſeinen Thaten und ſeinem Jünglingsalter. Und Du König, und all' Ihr Anweſenden, höret mit Aufmerkſamkeit!“

„Einſt ließ der König Gandarva, der Vater des Vikarmadzidi, ſeinen Körper in einem Tempel neben einer Statue des Buddha, nahm eine Göttergeſtalt an, und machte ſich auf den Weg um gegen die Schmmuß zu kämpfen. Seine junge Gattin von niedrigem Stand ſprach zu der älteren Königin: „Warum iſt unſer Gebieter mit einem ſolchen ſchönen, glänzenden, leuchtenden Körper abgereiſt? und warum hat er früher bei uns nicht in dieſem gelebt, ſondern in einem gewöhnlichen Menſchenkörper? Ich möchte wohl, daß er immer ſo bliebe.“ Darauf antwortete die alte Königin mit Lächeln: „Du die Du noch jung biſt, haſt wenig Einſicht. Unſer Gebieter hat einen ſolchen Körper angenommen, weil er ſich aufgemacht hat mit den Schmmuß zu kämpfen, denn ſein wirklicher Körper würde vielleicht die Schwerter und andere Waffen der Schmmuß nicht aushalten, ſondern durch ſie vernichtet werden.“ Bei ihrer Entfernung von der alten Königin beſchloß die junge, den zurückgelaſſenen Körper ihres Mannes allein zu verbrennen, in der Meinung, daß, wenn er verbrannt ſei, ihr Mann ſicherlich ſtets in derjenigen Geſtalt bleiben würde, in welcher er gegen die Schmmuß gezogen war. Mit dieſem Entſchluß ging ſie zu dem Tempel, nahm dort den Körper des Königs und verbrannte ihn auf einem aus Sandelbäumen aufgeſchichteten Scheiterhaufen.

Bei ſeiner Rückkehr rief der König, ohne ſich vom Himmel herabzulaſſen: „O mein Volk, das von mir mit großer Mühe zuſammengebracht iſt! O meine Frauen! Kinder, die Ihr von mir mit Liebe erzogen ſeid! O mein unſchätzbarer Leib! Alles unwiederbringlich verloren. Entfernt Euch von hier, Weiber, Kinder und alles Volk! Binnen wenigen Tagen wird ein Heer von Schmmuß erſcheinen, welches einen eiſernen Hagel hervorbringt, der Euch alle vernichten wird. Ihr müßt Euch vor deren Erſcheinung entfernen.“ Mit dieſen Worten entſchwand er zum Nirvana.

Die Frauen, die Großen, die Kinder und alles Volk waren durch dieſe unerwartete Nachricht niedergeſchlagen; ſie weinten bitterlich, grämten ſich ſchwer über den Verluſt ihres Königs, der ihnen ſo viele Wohlthaten erwieſen hatte, und Viele fielen hin wie todt. Da erwog die alte Königin, daß Jammern und Weinen nichts helfe, und daß Jeder an ſeine Rettung denken müſſe. Ohne Zögern machten ſie ſich mit ihrem Kind und in Begleitung ihrer fünf Dienerinnen auf zur weiten Reiſe. Auf dem Wege ward eine von den fünf Dienerinnen Mutter eines Knaben. Die Königin ſagte:

„Solch eine Aufführung iſt für ein Mädchen ungeziemend. Was ſollen wir auf dem Wege mit dieſem Knaben anfangen?“ — „O Königin,“ antwortete das Mädchen, „ich bin unſchuldig. Der Grund dieſes Vorfalls iſt, daß ich den Ueberreſt des Hirſebreies gegeſſen habe, welchen Ihr in Geſtalt von Erde von dem Einſiedler empfingt.“ — „Gut denn,“ ſagte darauf die Königin, „wir wollen den Knaben mit uns nehmen.“ Die übrigen Dienerinnen ſtellten ihr vor: „Königin, Ihr habt uns Euer Kind in die Hand gegeben und wir können nicht noch ein anderes tragen, weil wir zwei nicht fortſchleppen können.“ In Folge davon war die Königin genöthigt wider ihren Willen beizuſtimmen, und der Knabe ward in einer Wolfsgrube zurückgelaſſen. Die andern alle gingen darauf weiter und gelangten zuletzt, von Müdigkeit und Hunger erſchlafft, in das Reich eines mächtigen Königs, Kuzun-Tſchadaktſchi, und legten ſich auf das Feld. Viele Leute verſammelten ſich um ſie, und alle verwunderten ſich über die Schönheit der Königin. Der große König, welcher ſich nicht weit davon befand, bemerkte die Menge, ging dahin, und fragte was ſie da thäten. Einer aus dem Haufen berichtete: „Hier befindet ſich eine erhabene Königin, welche nach dem Tode ihres Gemahls ſich aus ihrem Vaterlande entfernt hat, um ſich vor der Verfolgung der Schmach zu bergen.“ Der König befragte die Königin ſelbſt. Dieſe antwortete: „Mein Mann war in Göttergeſtalt gegen die Schmach gezogen, ſeinen früheren Körper, welchen er in einem Tempel des Buddha gelaſſen, verbrannte ſeine junge Frau. Der Geiſt meines Gemahls erſchien, und theilte in himmliſcher Größe uns mit, daß wir uns alle aus der Vaterſtadt entfernen ſollten, bevor die Schmach ſich zeigen würden. Siehe, dies iſt der Grund meiner Hieherkunft!“ — „Wie groß iſt das Vergehen,“ ſagte der König, „einer ſolchen Frau, welche die Urſache des Todes eines ſolchen ſchönen Königs war! Wie viel haben dieſe Menſchen erduldet!“ Und er gab ſeiner Umgebung den Befehl, die Königin mit ihrem Sohne und den Dienerinnen in ein beſonderes Gemach zu führen und ihnen den allerbeſten Unterhalt zu geben. Die Beamten erfüllten pünctlich des Königs Befehl. Die Königin lebte in dieſer neuen Wohnung ganz vortrefflich. Ihr Sohn Vikarmadzidi wuchs heran, und bis zu ſeiner Volljährigkeit gelang es ihm ſich die Kenntniß vieler Wiſſenſchaften zu erwerben; außerdem lernte er Zauberei, Spitzbüberei und Kaufmannſchaft.

Erinnert Ihr Euch aber, Ardſchi-Bordſchi, Ihr Großen und alles Volk, des Knaben, welcher auf dem Wege geboren und in der Wolfsgrube gelaſſen ward? Er ging nicht zu Grunde. Die Wölfe zogen ihn auf. Das Kind befreundete ſich mit ihnen; ohne die Wölfe fühlte der Knabe Langeweile, und ebenſo die Wölfe ohne den Knaben. Dies iſt

ſichtbar aus Folgendem: Einſt ſahen 500 Kaufleute, von ihren Geſchäften heimkehrend, den Knaben im Walde mit jungen Wölfen ſpielen. Dies erregte bei ihnen große Verwunderung und Theilnahme. Sie ſprachen zu ihm und ſagten: „Was machſt Du? Hat etwa ein Menſch Grund mit jungen Wölfen zu ſpielen!“ — „Was geht das mich an?“ erwiederte jener, „ich bin ein Wolfskind, wo ſollte ich ſein außer bei Wölfen und mit wem ſpielen außer mit Wölfen?“ — Das Haupt der Kaufleute, Galbenig, ſagte darauf zu ihm: „Der Menſch muß mit Menſchen leben, aber nicht mit Wölfen,“ und ſie nahmen ihn mit ſich.

Als dieſelben Kaufleute durch das Reich des Kuzun-Tſchadaktſchi reiſten, rüſteten ſie ſich, um nicht weit von deſſen Hauptſtadt an der Krümmung eines Fluſſes zu übernachten, und in der Nacht erhob ſich nicht weit von ihnen das Geheul von Wölfen. Die erſtaunten Kaufleute fragten Schalui: — dies war der Name des Knaben — „Warum heulen die?“ — „Das iſt mein Vater und meine Mutter; ſie beklagen ſich, daß fünf bis ſechs Frauen, auf einer Reiſe begriffen, mich bei ihnen ließen, daß ſie mich alsdann aufgezogen haben, ich aber jetzt undankbar ſie verlaſſen und mich mit Euch befreundet habe. Auch ſagen ſie, daß dieſer Fluß in der heutigen Nacht durch einen ſtarken Regen austreten werde, und Ihr, Kaufleute, den Ort wechſeln müßt; ich aber ſollte die Gelegenheit benutzen und zu ihnen zurückkehren; ferner ſagten ſie noch, daß Euch ein Dieb auflauert. Seht, dies iſt was ſie heulen!“ In der That lauerte in dieſer Nacht ein Dieb den Kaufleuten auf — und dies war Bikarmadzidi; als er aber die Rede des Schalnis hörte, zu derſelben Zeit als er den Kaufleuten das Geheul der Wölfe überſetzte, blieb er auf einen Augenblick ſtehen, aufs Aeußerſte darüber erſtaunt, daß der Knabe die Wolfsſprache verſtand. „Nun,“ dachte er, „wir können zwar vermuthen, daß Regen dieſe Nacht fallen wird oder nicht, aber wie ſo wußte er, daß ich hier den Kaufleuten auflauere? Dies kann kein gewöhnlicher Knabe ſein, ich werde ihn jede Nacht bewachen.“ Darauf entfernte er ſich. Auch die Kaufleute gingen ſogleich von dieſem Ort auf einen Berg.

Der Regen kam in der That, der Fluß trat aus, und die Kaufleute, dem Schalui für ihre Rettung von offenbarem Tod verpflichtet, belohnten ihn anſtändig. In der folgenden Nacht richteten ſie ſich ein, an der Krümmung eines Fluſſes zu übernachten. Bikarmadzidi ließ nicht ab von ſeiner Verfolgung. Die Wölfe fingen wiederum an zu heulen. Die Kaufleute wandten ſich zu Schalui und dieſer antwortete: „Dies iſt wieder mein Vater und Mutter, ſie ſprechen, daß ſie zum letztenmal gekommen ſeien mir zu ſagen, warum ich, von ihnen geyflegt und erzogen,

ihrer Wohlthaten vergessen und mich von ihnen entfernt habe; auch seien sie gekommen mir zu sagen daß ich, ihr geliebter Pflegesohn, diese Nacht nicht schlafen soll, weil eine Leiche im Strome des Flusses heranschwimmen würde, an welcher in der rechte Hüfte solch ein Kleinod sei daß, wer es erlange, Herrscher der vier Theile der Welt werden würde; endlich seien sie auch noch gekommen zu sagen, daß der gestrige Dieb Euch wiederum auflauere."

Kaum hatte Schalini aufgehört zu sprechen, so ließ Vikarmadzidi ab von den Kaufleuten, wandte sich zu den Fluß ein wenig oberhalb des Lagerplatzes dieser Kaufleute und erwartete die Erscheinung der Leiche. Sobald er sie erblickte, zog er sie heraus und schnitt ihr aus der rechten Hüfte das Kleinod, die Leiche aber warf er wieder ins Wasser. Seine Theilnahme an Schalini wurde dadurch noch größer, und er schwur alle Kraft anzuwenden, um ihn mit sich wegzuführen. Auch die Kaufleute machten sich auf den Weg zum Fluß und holten die schwimmende Leiche, aber mit der größten Verwunderung bemerkten sie, daß das Kleinod nicht mehr da war.

Am folgenden Tag kam Vikarmadzidi zu diesen Kaufleuten mit Tüchern, Leinwand und anderen Waaren, von denen er absichtlich jedes Stück mit einen Zeichen versehen hatte, und gleich im Anfang des Handels entzweite er sich aus Vorbedacht mit ihnen, und mit Hülfe von Zauberei gelang es ihm unbemerkt einige Ballen seiner Waaren bei ihnen zu lassen. Er selbst aber ging sogleich mit einer Klage zum König: „Ich war in Gesellschaft" sprach er zum König, „mit 300 Kaufleuten, von welchen ich mich, nachdem ich meinen Theil erhalten, getrennt habe und nach Hause gereist bin; aber auf dem Wege haben sie mich überfallen und mir alles genommen was ich bei mir hatte." Der König entsandte sogleich zwei Beamte mit 200 Soldaten mit dem Befehl, die strengste Untersuchung anzustellen und wenn Vikarmazidi's Sachen bei den Kaufleuten wären, alle ohne Ausnahme zu todten; wenn aber nicht, dann sollte Vikarmadzidi dasselbe Loos treffen. Vikarmadzidi bemerkte dabei: „daß seine Anklage wahr sei und seine Waaren sich wirklich bei den Kaufleuten befanden, das bewiesen die Zeichen, welche er auf jeden Ballen gemacht habe." Die Commission machte sich mit Vikarmadzidi auf den Weg: „Ihr habt," sagten die Beamten, „diesen Menschen bestohlen, welcher mit Euch verbunden war. Er hat sich bei dem König beklagt und dieser hat uns zu Euch geschickt, um die strengste Untersuchung anzustellen, und im Fall die gestohlenen Sachen gefunden werden, Euch ohne Ausnahme zu todten." — „Wir haben ihn nicht einmal gesehen," antworteten die Kaufleute, „geschweige, daß wir uns mit ihm verbunden

gehabt hätten. Wir unterwerfen uns dem König, durchſucht uns und wenn Ihr auch nur ein Krümchen von ihm findet, dann tödtet uns! Natürlich wird auch er dieſelbe Strafe erleiden, wenn Ihr ſeine Sachen nicht bei uns findet." — Die Beamten fingen an zu durchſuchen und fanden die Sachen des Vikarmadzidi. „Was iſt das?" ſagten die Beamten. Die Kaufleute ſprachen: „Wir haben nicht geſtohlen. Sicher hat eine unreine Macht dies zu unſerm Verderben unterſchoben, wenn es nicht vielleicht die Götter unſrer Sünden wegen gethan haben. Gewiß war dies auch unſre Beſtimmung," und dabei fingen ſie an zu weinen. „Weinet nicht," ſprachen die Beamten, „Thränen helfen nichts; Ihr müßt ſterben." Da ſprach Vikarmadzidi: „Tödtet ſie nicht! Wozu ihren Tod! Ich verzeihe Euch, Kaufleute; gebt mir für meine Sachen dieſen euren Knaben!" Die Kaufleute waren damit zufrieden, und den Schalui aushändigend ſagten ſie zu dieſem: „Du, Schalui, haſt uns zweimal gerettet, wir werden es Dir nicht vergeſſen, wir werden Dir ſtets den beſten Theil unſerer Befreiung zuſchreiben; wir übergeben Dich zur Löſung unſeres Lebens." Schalui antwortete: „Ich gehe mit Freuden zu ihm; es iſt mir ſehr lieb, daß ich durch mich [illegible] Menſchen vom Tode rette." Auf dieſe Weiſe machte er ſich mit Vikarmadzidi auf den Weg und ſo wurden die Kaufleute vom Tode gerettet.

Als Vikarmadzidi mit Schalui nach Hauſe kam, da fragte ihn die Mutter wo er geweſen ſei, und woher er dieſen Knaben bringe. Vikarmadzidi antwortete: „O meine Mutter, als Ihr auf der Flucht waret, habt Ihr dieſen Knaben verlaſſen." — „Ja," ſagte jene, „ein Mädchen ward auf dem Wege Mutter eines Knaben und wir verließen ihn; ſollte dies vielleicht der Knabe ſein?" — „Wenn dieſer Knabe wirklich der Sohn jenes Mädchen," ſagte Vikarmadzidi, „dann wird ſich in ihrer Hand Milch zeigen, und Schalui ſelbſt wird ſchöner werden." Die Milch erſchien wirklich und Schalui ward ſchöner.

Vikarmadzidi beſchloß eines Tages ſein Vaterland zu beſuchen, er ſprach darüber mit ſeiner Mutter: „Liebe Mutter," ſagte er, „lebt hier in Frieden! ich aber will mich mit Schalui auf den Weg nach meiner Geburtsſtadt machen." „Vikarmadzidi, mein liebes Kind," ſagte die Mutter, „das iſt ein weiter Weg, viele Hinderniſſe, wie magſt Du hingelangen?" „Sei er auch noch ſo lang, ich werde mich dennoch daran machen, und wie viel auch der Hinderniſſe ſein mögen, ich werde mir Mühe geben ſie zu überwinden." Auf dieſe Weiſe machte er ſich auf den Weg und gelangte glücklich zu ſeinem Geburtsland.

Auf dem Weg in einer Stadt, kam er in ein Haus und ſah da eine Alte, welche ſich auf dem Herde herumwälzte, ächzte, ſich die Haare

ausraufte und voll Verzweiflung Asche und Erde aß. Bikarmadzidi hob sie auf: „Was geht mit Dir vor? — Ist Dir etwa ein so großes Leid zugestoßen?“ fragte er sie. — „Weißt Du nicht, mein Kind,“ stöhnte die Alte, „unser König Galischin ist hieher gekommen um hier König zu sein, er hat sich aber selbst einen Schumuß unterworfen und überliefert ihm jetzt zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit 100 Soldaten und einen Edelmann. Ich habe zwei Söhne, den einen hatten sie schon weggeführt und holen auch den andern; jetzt bin ich eine arme einsame Wittwe. Wer wird mich wärmen? Wer wird mich pflegen, wenn ich krank werde? Wer wird mir die Augen zudrücken?“ — „Wenn,“ sagte Bikarmadzidi, „grämе Dich nicht Alte! Ich werde zum Schumuß gehen, mag er mich essen.“ — „Bewahre! meine Schwalbe, laß ab! Ich bin dazu schon voraus bestimmt, Du hast gleichfalls eine Mutter, was wird mit ihr vorgehen, wenn sie erfährt, daß der Schumuß Dich gefressen?“ — „Nichts, Alte, wenn ich Deinen Sohn nicht befreien kann, dann laß ich Dir diesen hier, meinen Bruder, er soll Dir Deinen Sohn ersetzen.“

Bikarmadzidi ließ Schalui bei der Alten und ging selbst zu Galischin. Als er zu ihm in das Schloß kam, da fielen ihm zuerst der Edelmann und die 100 Krieger in die Augen, welche für den Schumuß bereit waren und ihr bitteres Loos beklagten.

Bei dem Anblick des Bikarmadzidi fragte ihn der König Galischin: „wessen Sohn er sei.“ „Ich bin der Sohn des Königs Gandersa,“ sagte er; „nach dem Tode meines Vaters ging ich aus Furcht vor dem Schumuß bis zu dieser Zeit in die Fremde; jetzt siehe, bin ich mit meinem Bruder hieher in meine Vaterstadt gekommen, um zu sehen in welchem Zustand sie sich befindet; hat sich Ruhe in ihr nicht gelassen?“ Darauf sagte Galischin: „Glaubst Du vielleicht Deine Herrschaft wieder zu erlangen? Ich bin vor Dir hieher gekommen, und siehe, jetzt bin ich in den Händen der Schumuß, ich liefere ihnen jeden Tag 100 Menschen. Stehe ab von Deinem Vorhaben!“ „Alles dieses habe ich von einer alten Frau gehört, welche schrecklich weinte, weil man ihren letzten Sohn zum Fressen für den Schumuß holte. Ich komme nun selbst an die Stelle ihres Sohnes zu treten. Nehmet mich!“ — „Was ist denn das? er frißt auch Dich und Du wirst nicht im Stande sein, Dich ihm zu widersetzen.“ — „Möge er mich fressen! dafür werde ich in meinem zukünftigen Leben belohnt werden.“ — „Gut! es sei so!“ Und Galischin entließ den Sohn der Alten; Bikarmadzidi aber stellte sich an die Spitze der Krieger, die zum Fressen bestimmt waren. Als sie sich auf den Weg machten, war Bikarmadzidi vergnügter als seine übrigen Gefährten, er machte verschiedene Sprünge, Tänze, welche gewissermaßen zum Verzeichen eines

glücklichen Endes für sie dienten. Galischin, auf's Aeußerste verwundert, sprach: „Dieser ist hier erschienen entweder uns zu retten von den Schumuß oder mit ihnen in Freundschaft zu treten und endlich unser Schicksal zu vollenden. Aus Vorsicht wollen wir diese Nacht zusammen bleiben!"

Während deß machte sich Bikarmadzidi mit den Kriegern auf den Weg. Er ging in seine Geburtsstadt, trat in das erhabene Schloß und setzte sich auf den Thron, welcher von Löwentatzen getragen ward. „O mein unglücklicher Vater," sprach er, „wie oft hast auch Du Dich auf diesen Thron niedergelassen, unter Dir lebte das Volk glücklich, aber mit Deiner Entfernung in die Ewigkeit ist alles in Verwirrung gerathen. Siehe die Unbeständigkeit unseres Lebens. Hätte man glauben sollen, daß aus Deinem Reiche jeden Tag 100 Menschen zum Fraß für die Schumuß entsendet werden würden, oder hätten diese Leute ahnen können, daß solch ein hartes Loos ihnen bevorstehe? O unglückliche Menschen! Nein, Schumuß, ich werde Dich verfolgen und Dein ganzes Geschlecht vollständig ausrotten. Ihr Leute, entfernt Euch von hier, und sagt Eurem König Galischin, daß er mir 100 Kaffer vom allerbesten Race sende und daß ich den Schumuß vernichten werde."

Die Leute entfernten sich, der König Galischin aber voller Freude zögerte nicht das Geforderte zu thun. Die Krieger, welche der König der Schumuß geschickt hatte, um ihm die zum Fressen angekommenen 100 Menschen zuzuführen, sahen die Kaffer, warfen sich voll Gier darauf, tranken sich halb todt und wurden alle bis auf den letzten Mann von Bikarmadzidi in Stücke gehauen. Der König der Schumuß, da er die Vernichtung seiner Krieger erfuhr, warf sich mit gezogenem Schwert auf Bikarmadzidi, dieser aber sagte: „Halt, König der Schumuß! Trink lieber zuerst, und nachher mach mit mir was Du willst! Doch sich noch eins: willst Du nicht mit mir einen Vertrag schließen? Wenn Du alles hier austrinkst, dann bin ich Dein unterwürfiger Sclav; wenn aber nicht, dann werde ich Dein Herr sein." Der König der Schumuß war damit zufrieden und fing auf der Stelle an zu trinken, wurde betrunken und fiel zu Boden. Bikarmadzidi wollte ihn in dieser Lage umbringen, aber er hielt sich zurück. „Besser," dachte er, „ich warte; mög' er sich ausschlafen: wenn ich ihn jetzt tödte, wird man sagen, ich hätte ihn mit List getödtet, wenn aber in seiner Nüchternheit, wird mein Ruhm größer sein." Mittlerweile erhob sich der König der Schumuß und schritt zum Kampfe mit Bikarmadzidi. Bikarmadzidi zerhieb ihn in zwei Stücke, aus jeder Hälfte entstand ein Mann, diese fingen an mit Bikarmadzidi zu kämpfen. Auch diese beiden zerhieb er in zwei, da wurden es vier; diese zerhieb er, da waren es acht .... da verwandelte sich Bikarmadzidi selbst in acht Löwen.

Tiere stürzten sich mit furchtbarem Gebrüll auf jene Verwandelten und zerrissen sie. Um diese Zeit stürzten Berge ein, Ebenen bildeten sich an ihrer Stelle, die Ebenen spalteten sich, Wasser stürzte hervor, und das ganze Volk des Königs Walischin fiel besinnungslos zu Boden. Nach Beendigung der Schlacht räucherte Vikarmadzidi, und las das Gebet Sang, wodurch das Erdbeben aufhörte und die Leute wieder zur Besinnung kamen. Vikarmadzidi war von dieser Zeit an dem König Walischin und dem ganzen Volk ein Gegenstand der Verehrung. Siehe welcher Art Vikarmadzidi war."

„Wenn Du, König Ardschi Vordschi," sagte die Statue, „ihm gleich bist, dann kannst Du Dich auf diesen Thron setzen, wenn nicht, dann kannst Du es nicht."

Ardschi Vordschi war auch diesmal eben im Begriff sich auf den Thron zu setzen, aber eine andere Statue sprach: „Halt! Ich werde Dir auch von Vikarmadzidi erzählen. Höret an!

Nach dieser rühmlichen Begebenheit ward Vikarmadzidi König im Reiche seines Vaters. Sein Volk genoß unter seiner Führung vollständiges Glück. Einst erfuhr er, daß ein großer König bei seinem Tode keine Erben hinterlassen hatte, und das Volk, eines rechtmäßigen Königs beraubt, sich im Unglück befand; einmahl wählte es sich Könige aus seiner Mitte, aber alles umsonst, jeder gewählte König herrschte einen Tag und starb in derselben Nacht. Vikarmadzidi entschloß sich dem Volke zu helfen und machte sich mit Schalni in Bettlergestalt dahin auf den Weg. Beim Eintritt in ihre Hauptstadt kam er in ein Haus, wo er einen alten Mann mit einer alten Frau fand, welche einen schönen Jüngling bewirtheten, der auf einer Erhöhung saß, und zugleich weinten sie bitterlich.

„Worüber weint Ihr?" fragte er.

„Unser König," antwortete sie, „ist verschieden. Kinder hat er nicht hinterlassen. Das Volk hat sich gute Jünglinge zu Königen gewählt; aber jeder von ihnen lebte nur einen Tag, und starb noch in derselben Nacht; fast alle gute Jünglinge sind todt; sieht, heute muß dieser unser einziger Sohn den Thron besteigen; ihn muß genau dasselbe Loos treffen wie auch jene Jünglinge. Seht, darüber weinen wir auch."

„Wir sind bereit Könige zu sein," sprachen die vermeinten Bettler, „Euer Sohn soll bei Euch bleiben. Wir sind Bettler — uns ist der Tod gleichgültig, als Könige zu sterben angenehm."

„Dieses hängt nicht von uns ab," antwortete der Alte, „sondern von drei Großen, welche ausdrücklich mit der Wahl des Königes beauftragt sind. Ich will mich mit Eurer Erlaubniß zu ihnen begeben."

Als der Alte zu diesen Großen kam und ihnen den Grund seiner Ankunft berichtete, antworteten sie: „Der Wunsch der Bettler ist begründet; es ist in der That angenehm, auch nur einen Tag König zu sein. Führe sie hieher!“

Die Bettler kamen und wurden für den Thron gewählt, wobei die Großen erklärten: „Sonst begruben wir einen König, morgen aber werden wir zwei auf einmal begraben müssen. Ihr müßt demnach Alle Morgen früher hieher kommen.“

Mittlerweile machte Vikarmadzidi die Ursache des Todes der früheren Könige ausfindig, und erkannte, daß die allerersten Könige jede Nacht den Geistern der Erde und des Wassers und den acht weit | hütenden Genien Opfer gebracht hatten, die folgenden Könige hatten dies aber nicht gethan und wurden deshalb auch am Leben gestraft. Er bereitete auf der Stelle das schönste Opfer und brachte es den Geistern dar. Die erfreuten Geister fügte ihm nicht allein nicht den Tod zu, sondern beschenkten ihn sogar mit vielen Schätzen.

Am folgenden Tag kam, dem Befehl der drei Großen gemäß, das ganze Volk zum Schloß mit Holz, um die Körper der jungen Könige zu verbrennen, wunderte sich aber sehr, als es sie lebendig sah. Die drei Großen und der größte Theil des Volks wurden von den neuen Königen mit Schätzen beschenkt.

Darauf las die Geistlichkeit zu Ehren ihrer Erhaltung am Leben vor der ganzen Volksversammlung ein Dankgebet, und seit dieser Zeit erkannte man in Vikarmadzidi den Heiligen, vom Himmel bestimmten König.

Während Vikarmadzidi sich in diesem Reiche als König befand, wurde ihm gemeldet, daß ein Beamter sich vergangen und das Volk bedrückt habe. Der König befahl, ihn statt der Todesstrafe aus dem Vaterlande zu verbannen. Dieser Beamte fastete immer dreimal im Monat (den 1., 15. und 30.). An jedem Tage bereitete er während seiner Verbannung aus den Ueberresten seines Speisevorraths vier kleine Opfer, stellte sie auf einen flachen Stein und begann zu beten. Der Mittag rückte heran d. h. die Zeit wo alle Fastenden nothwendig einen Imbiß nehmen müssen. Der Beamte hielt inne mit dem Gebet, und da er keine Speise bei sich hatte, legte er Hand an ein Stück, welches zum Opfer bestimmt war; dieses Stück aber versteckte sich hinter einem andern. Der Beamte wollte das andere nehmen, dieses versteckte sich ebenfalls; er machte sich an das dritte, und dieses versuhr genau eben so wie jene und so weiter. „Dann ess' ich Euch Alle auf,“ sprach der Beamte, „ich habe Euch ja selbst zurecht gemacht,“ und wollte über die Stücke her-

fallen. Diese aber liefen mit sammt dem Stein auf und davon; der Beamte hinter ihnen her. Zuletzt liefen die Stöcke sammt den Stein in eine Felsenhöhle, der Beamte eben dahin. Aber zwei steinerne Widder, welche am Eingang der Höhle standen, hielten ihn zurück. „Wohin gehst Du, Du Auswurf!“ sagten sie. „In dieser Höhle überlistet sich die Göttertochter Naran Tagini tiefer Meditation. Wer sie veranlaßt zweimal zu sprechen, der gewinnt sie zur Gattin. Wäre es möglich, daß Du mit dieser Absicht hieher gekommen wärest? Dies liegt nicht in Deiner Macht; [illegible] Königssöhne sind hieher gekommen, um Naran Tagini zweimal zum Sprechen zu bewegen; doch vergebens, und jetzt sitzen sie alle hier gefangen.“ Nachdem sie dies gesagt, ergriffen sie den Beamten, und schleuderten ihn so, daß er plötzlich vor Vikarmadzidi stand.

„Warum bist Du gekommen?“ sagte der König, „ich habe ja befohlen Dich aus dem Lande zu verbannen.“

Der Beamte erzählte dem König ausführlich alles was ihm begegnet war. Vikarmadzidi machte sich auf der Stelle mit Schalini und drei Beamten auf den Weg zur Höhle, wo er gleich beim Eingang die bewachenden Widder an den Hörnern packte und sich zu seinen Reisegefährten wandte: „Ihr vier geht voraus und verwandelt Euch! der eine in einen Rosenkranz, der andere in einen Altar, der dritte in einen Opferkrug, der vierte in eine Lampe; ich werde nachkommen und anfangen eine Geschichte aus alten Zeiten zu erzählen. Ihr habt Acht! und erklärt meine Geschichte ganz falsch!“

Die vier gingen hinein und verwandelten sich in das was geheißen war. Alsdann trat der König ein und fing an zu sprechen:

„Ich, der Herrscher von Dzambudwipa, habe mich hieher begeben, um mit Dir, o Göttertochter Naran Tagini, zusammen zu kommen. Befiehlst Du mir eine Geschichte zu erzählen oder willst Du selber beginnen?“

Naran Tagini schwieg.

„Naran Tagini,“ sprach der Altar, „hat ein Gelübde gethan, nicht zu sprechen. Mir, einem unbeseelten Gegenstand kommt es nicht zu zu sprechen, aber da Du, großmächtiger König, vorschlagst, eine Geschichte zu erzählen, entweder Du selbst oder Naran Tagini, so wäre es ungeziemend nicht zu antworten. Ich würde selbst statt Naran Tagini erzählen, aber durch ihre beständigen Gebete belästigt, bin ich nicht im Stande es zu thun. So fange Du denn selbst an, o großmächtiger König!“

Naran Tagini schwieg nach dem Altar.

„Vor langer, langer Zeit,“ begann Vikarmadzidi, „weideten vier Jünglinge aus verschiedenen Ruis ihre Heerden zusammen auf einer Wiese.

Einst kam einer von ihnen früher als seine Gefährten zu dem gewohnten Platz, und machte, um seinen Cameraden anzuzeigen daß er dagewesen sei, aus Holz eine weibliche Figur und ging dann wieder weg. Nach ihm kam ein anderer der Jünglinge, bemalte aus Scherz diese Figur mit gelber Farbe und ging weg. Nach ihm kam der dritte, verbesserte die Figur und machte sie einem Frauenzimmer ähnlicher. Zuletzt kam der vierte, belebte die Figur und sie ward ein schönes Weib. Nach einiger Zeit kamen die Jünglinge alle zu dem gewohnten Ort, und bei dem Anblick des schönen Weibes gerieten sie in Streit. Der eine sprach: „sie gehört mir, weil ich die Figur zuerst aus Holz gemacht habe;" der andere sagte: „mir, weil ich sie angemalt;" der dritte: „mir, weil ich sie verbessert und einem Frauenzimmer ähnlicher gemacht habe;" der vierte: „mir, weil ich sie belebt habe." Wie meinst Du, Naran Dagini, wem von ihnen muß das Weib angehören?"

Naran Dagini schwieg. Da sprach Altar und Rosenkranz: „O großmächtigster König! Du fragst Naran Dagini um ihre Meinung; sie antwortet aber nicht. Wir, unbelebte Gegenstände, wären wohl bereit statt ihrer zu antworten, aber durch ihre beständigen Gebete belästigt, haben wir keinen gesunden Verstand und sind deshalb nicht im Stande richtig zu entscheiden. Doch ist es unschicklich vor dem großmächtigen König zu schweigen; so wollen wir uns denn entschließen statt Naran Dagini unsere Meinung auszusprechen, wie sie auch immer sein möge. Uns scheint, daß der, welcher die weibliche Figur gemacht hat, sie erhalten muß."

Naran Dagini, mit dieser Antwort unzufrieden, konnte sich nicht enthalten und sagte:

„Altar und Rosenkranz, Ihr unbelebten Gegenstände, Ihr nehmt Euch heraus gleich zuerst Eure Meinung zu sagen, und dazu so unpassend. Ihr hattet besser gethan zu schweigen. Ihr seht, daß ich selbst nicht antworte. Der," fuhr sie fort, „welcher diese Figur zuerst gemacht hat, ist der Vater; der sie angemalt hat, ihre Mutter; der sie verbessert und einem Frauenzimmer ähnlicher gemacht hat, der Puna (geistliche Vater), der letzte aber, welcher sie belebt hat, ist ihr Mann. Diese also muß sie auch angehören."

„Du, Naran Dagini," sprach Vilarmadzidi, „hast als ein belebtes Wesen Deine Meinung gesagt, und auch Altar und Rosenkranz, obgleich unbelebte Gegenstände, die ihrige. Gedenke dessen! und ist Euch gefällig eine Geschichte zu erzählen oder erlaubt Ihr es mir?"

Naran Dagini schwieg. Der Opferkrug antwortete: „Ich bin mit Ambrosia (Wetterspeise) angefüllt, und bin deshalb nicht im Stande irgend eine Geschichte zu erzählen. Erzähle Du selbst, großmächtiger König!"

Naran-Tagini schielte nach dem Opferkrug und der König begann:

„Einstmals, vor sehr langer Zeit, hörten ein Mann und eine Frau am Fuße eines Berges eine außerordentlich liebliche Stimme, welche nicht blos Menschen, sondern sogar Pferde durch ihre Harmonie stehen zu bleiben und ihr zuzuhören bewog. Die Frau schloß, daß es die Stimme eines starken Mannes sei und wünsche, den Mann zu sehen. Als sie zu einem Brunnen kamen, bat die Frau ihren Mann, ihr Wasser zum Trinken zu holen. Der Mann stieg vom Pferde herab und war dabei Wasser zu schöpfen, da stieß ihn die Frau in den Brunnen und ging den Mann mit der starken Stimme aufzufinden. Kaum war sie zu dem Ort gekommen wo die Stimme erschallte, als sie einen Mann sah, von Wunden bedeckt, welcher vor Schmerz stöhnte. Dieses Gestöhn wurde durch das Echo in solche liebliche und bezauberte Töne verwandelt. Das Weib gerieth in das größte Erstaunen, und nachdem sie diesen Mann geheilt, bereute sie es sehr, deswegen ihren sehr schönen Mann getödtet zu haben. Sie betrachtete dieses Verbrechen als Strafe ihres schlechten Betragens gegen ihren frühern Gatten, machte sich daran seiner zu warten, und lebte mit ihm bis ans Ende ihres Lebens. Wie meinst Du, Naran-Tagini, ist dieses Weib schlecht oder gut?"

Naran-Tagini schwieg. Die Lampe aber sprach:

„Naran-Tagini hat mich durch das Brennen von Oel in mir so schwach gemacht, daß ich nicht einmal weiß, woran ich zu denken habe, und deshalb bin ich auch nicht im Stande eine richtige Antwort zu geben. Uebrigens scheint mir, daß die Frau gut ist. Denn obgleich sie ihren schönen Mann verbrachte und statt dessen einen schlechten Kranken erhielt, so verließ sie diesen doch nicht, sondern pflegte ihn, deshalb bin ich der Meinung, daß sie eine gute Frau ist."

Naran-Tagini konnte sich wieder nicht enthalten. „Weshalb", sagte sie, „bleibt Ihr nicht bei Eurem Amt? Ihr seht, ich schweige. Wenn Ihr Euch aber daran macht zu sprechen, so sprecht mit Ueberlegung! Was konnt Ihr gutes an einer Frau finden, die von einer Stimme verführt, schloß, daß sie einem schönen Mann angehöre und deswegen ihren Mann umbrachte? Was ist nun an ihr gutes, wenn sie diesen Kranken auch bis zu seinem Tode pflegte? So zu handeln war sie verpflichtet. Sie ist, grad heraus gesagt, ein Satan."

Nun sprach Vikarmarkadi: „Jetzt bist Du mein. Ich habe Dich veranlaßt zweimal zu sprechen."

Darauf befreite er die [illegible] königlichen Prinzen, welche in der Höhle eingesperrt waren. Dann sagte er zu Schalini und drei Beamten, daß sie sich wieder in Menschen verwandeln sollten, und begab sich in ihrer

Begleitung mit Naran Dagini in sein Reich, wo er sein großes Volk, welches Toiduzie hieß, versammelte und ihm ein prächtiges Gastmahl gab. Von da an verbreitete er die religiöse Lehre und machte sein Volk glücklich.

„Eben dieser großmächtige, vom Himmel herabgesandte König saß mit seiner Gattin Naran Dagini auf diesem Thron. Wenn Du König Ardschi-Bordschi ihm gleich bist, dann kannst Du Dich darauf setzen, im entgegengesetzten Fall nicht."

Der König Ardschi-Bordschi befahl der gelehrtesten seiner 71 Frauen sich zu verbeugen und auf diesen Thron zu setzen. Sie trat hinzu, aber eine andere Statue rief: „Halt! setze Dich nicht! Hältst Du Dich etwa gleich mit Zizin-Buddschetrschi, der Gattin des Pikarmadzidi, welche sich auszeichnete als Muster der Ergebenheit gegen ihren Mann? Wenn ja, dann kannst Du Dich niederlassen, wenn aber nicht, dann halt ein! Ich will Dir unterdeß aus ihrem Leben erzählen ..... doch warum soll ich davon erzählen? Am besten ich erzähle die Geschichte der 71 Papageien. Hört denn an!

Eine Königin war krank. Die Aerzte hatten sie ganz aufgegeben. Diese Königin aß von ohngefähr einen Vogelkopf und wurde dadurch besser. Ihr Mann bestimmte bei dieser Gelegenheit, daß man anstatt einer Speise immer für den Tisch seiner Frau Vogelköpfe liefern solle. Zu diesem Zweck rief er einen Vogelsteller zu sich und trug ihm auf, daß er 71 Vogelköpfe für den Tisch seiner Frau liefern solle, indem er ihm versprach, ihn bei Erfüllung des Auftrags zu belohnen, im entgegengesetzten Fall aber am Leben strafen. Der Vogelsteller suchte einen Ort auf, wo immer 71 Papageien übernachteten. Da stellte er Schlingen auf, aber auch nicht ein einziger Papagei fiel hinein, weil unter ihnen ein weiser war, welcher seinen Gefährten widerrieth in diesem Holz zu übernachten. — „Es ist nicht möglich," sagte er, „hier zu übernachten, ein Todfeind hat sich hier eingenistet, will uns alle fangen, besser Ihr geht zu einem Andern." — Dahin machten sich denn auch alle auf den Weg und brachten da einige Nächte zu. Der Vogelsteller suchte auch diese ihre Wohnung auf und legte da Schlingen. Der kluge Papagei rieth seinen Gefährten auch von da weg zu ziehen, aber diese wurden gegen ihn aufgebracht: „Du," sprachen sie, „hast in unserm Geburtswald einen Todfeind gefunden, wir sind auf Deinen Rath herüber geflogen. Hier findest Du auch gleichfalls einen Todfeind. Ist der Todfeind nicht vielleicht in Dir selbst? Wir haben nicht Lust von einem Ort zum andern herum zu fliegen." — „Ganz und gar nicht in mir," sprach er, „sondern hier, ich weiß dies bereits, bei allem dem fliege ich nicht weg von hier,

mag auch ich mit Euch umkommen!“ — Auf diese Weise blieben sie da zu übernachten und fielen alle ohne Ausnahme in die Schlingen. Da erkannten sie ihren Irrthum und beklagten sich bitter darüber, daß sie ihrem Gefährten nicht gefolgt und zugleich auch die Ursache seiner Gefangenschaft geworden waren. „Warum,“ sprachen sie, „mußtest auch Du durch uns ungehorsame werden?“ Und fragten ihn um Rath, ob er nicht bei allem dem irgend ein Mittel zur Rettung finden könnte. „Die einzige Rettung war,“ sprach der weise Papagei, „von hier weg zu fliegen, übrigens giebt es auch jetzt noch eine — sich sämmtlich wie todt zu stellen, sich hinzulegen, der auf den Rücken, der auf die Seite, der mit dem Schnabel nach unten. Der Vogelsteller hat ja nur unser Aleich nöthig, wozu sollte er uns alle nochmals todtschlagen? Er wird uns so nehmen wie wir sind. Der Weg auf diesen Aste ist schmal, es wird ihm nicht leicht sein sich mit uns durchzudrängen, er wird uns daher ohne Zweifel herunterwerfen, und wenn er den letzten, den 71. herunter geworfen haben wird, werden wir uns alle aufrichten und auf- und davon fliegen. Seht denn Acht! stellt Euch todt. Was ist da zu machen? Ihr seid in die Hände eines Menschen gefallen.“ Sie stellten sich todt. Der Vogelsteller trat heran, sah daß die Papageien in den Schlingen waren, sprang auf: „Ah Ihr Schlauköpfe! Ihr seid gefangen! Ihr habt bei alle dem ordentlich Bewegung gemacht; seht,“ jetzt werde ich alle ohne Ausnahme zu kleine Stückchen zerkrümeln“, und eben wollt er Hand anlegen sie todt zu schlagen, als er sich zurückhielt: „Ihr seid ja schon todt! so brauche ich Euch also nicht todt zu schlagen. Wie soll ich Euch nun von hier wegschaffen? der Weg ist hier eng. Das Beste ist, ich werfe Euch hinunter.“ Und er begann sie hinunter zu werfen, indem er dabei zählte: eins, zwei, drei und so weiter. Als er schon zu dem 71. gekommen war, welches gerade dieser kluge Papagei war, ging ihm der Weßstein aus dem Gürtel und fiel mit Geräusch hinunter. Die Papageien, welche unten lagen, glaubten, daß es ihr 71. Gefährte sei, erhoben sich und flogen davon, und auf diese Weise blieb der kluge Papagei in den Händen des Vogelstellers.

„Ah Ihr verfluchten!“ schrie der Vogelsteller, „und bis jetzt habt Ihr mich überlistet. Jetzt will ich aber mit Dir abrechnen. Ich bringe Dich nach Haus und koche Dich lebendig. Du sollst erfahren was überlisten ist.“

„Wenn ich Dich,“ sprach der Papagei, „in Deinen früheren Geburten gepeinigt habe, dann betrachte meine jetzige Pein als eine Strafe für das Frühere. Wenn ich Dich aber in Deinen früheren Geburten nicht gepeinigt habe, dann werde ich Dich, für meine Pein in Deinen zukünftigen Geburten peinigen. Du wolltest uns fangen, um eine Belohnung

von dem König zu erhalten, wir haben Dich überlistet, um uns vor dem Tod zu retten. Ersinne welche Qualen Du willst, sie werden alle nicht hinlänglich sein diese 70 Papageien zurück zu bringen. Besser Du verkaufst mich an einen reichen Mann! Ich bin 100 Silber Yan werth. Für 71 Yan kaufe 71 Vögel und bringe sie dem König, mit dem Ueberschuß aber kannst Du Dich, Deine Frau und Kinder unterhalten — gefällt Dir dieses, so wird es vortheilhafter sein."

Der Vogelsteller machte sich den Rath des Papageien zu Nutze. Er verkaufte ihn und erhielt 100 Yan. Der Papagei aber erwarb sich bei dem neuen Herrn eine solche Liebe, daß dieser ihn für unzertrennlich von sich ansah.

„Du mein Papagei," sagte einst sein Herr zu ihm, „Du kennst mein Unglück nicht, ich mußte mich längst wegen einer wichtigen Angelegenheit vom Hause entfernen, aber meine Frau ist eine Verschwenderin. Ich weiß das und habe deshalb die Reise stets aufgeschoben, aber die Reise ist durchaus nothwendig, obgleich ich weiß, daß meine Frau all' mein Eigenthum vergeuden wird. Wenn Du, mein Bruder, sie davon zurück zu halten vermöchtest, dann würde ich beruhigt sein und meine Angelegenheit zu Ende bringen."

„Du kannst Dich darauf verlassen," antwortete der Papagei, „ich werde sie zurückhalten."

„O wie glücklich bin ich!" sprach der reiche Mann und reiste auf der Stelle ab.

So wie er abgereist war, schminkte sich die Frau, zog ihr bestes Kleid an, legte die besten Armbänder an und war eben im Begriff aus dem Hause zu gehen. Aber der Papagei faßte sie an der Hand. „Halt! Mütterchen," sprach er, „Frauen sind während der Abwesenheit ihrer Männer verpflichtet sich mit häuslichen Arbeiten zu beschäftigen, aber nicht zu Fremden zu gehen."

„Ach, Du Auswurf," sagte sie, „sieh mir einer, was für ein Gesicht! Hat sich in den Kopf gesetzt mich nicht gehen zu lassen, und will sich in meine Vergnügungen mischen! Seht, was er sich herausnimmt."

„Dein Mann hat mir aufgetragen Dich nirgends hin zu lassen. Wollte ich suchen Dich mit Gewalt zurück zu halten, so ziemt sich das nicht für mich, wenn ich Dich zu überreden suche, so hörst Du mich nicht an. Du siehst alle Vortheile sind auf Deiner Seite. Höre jedoch an, was ich Dir erzählen werde."

„Gut! aber faß Dich kurz!" und dabei setzte sie sich.

„Einstmals," begann der Papagei, „lebte ein König, mit Namen Hsin Mangkosen. Dieser war außerordentlich streng. Er hatte nur

eine Tochter Naran. Wer dieſe anſah, dem wurden die Augen ausgeſtochen, welcher Mann in ihr Gemach trat, dem wurden beide Beine zerbrochen. Dieſe Jungfrau Naran ſprach einſt zu ihrem Vater: „den ganzen geſchlagenen Tag ſitze ich zwiſchen vier Wänden und ſehe weder Menſchen noch Vieh, erlaube mir den hellen Tag zu ſehen.“ Der König war damit einverſtanden, und erließ ſogleich den Befehl, daß alle Laden geöffnet ſein ſollten, alle Waaren frei ausgeſtellt, alles Vieh in die Stadt getrieben, alle Männer aber in ihren Häuſern bleiben ſollten bei verſchloſſenen Thüren und bedeckten Fenſtern; würde aber Jemand auf der Straße erblickt, dann ſolle er ſtreng beſtraft werden. Fünfzehnmal ſaß die Jungfrau Naran auf einem prächtigen Wagen, und machte ſich in Begleitung vieler ſchöner Jungfrauen auf den Weg, um ſich am hellen Tageslicht zu erfreuen. Sie betrachtete und ergötzte ſich an allem was in der Stadt war.

Mittlerweile ſtieg ein Beamter Sſaran, angetrieben von Neugier, ſeines Königs Tochter zu ſehen, um dieſe Zeit auf ſeinen Söller und betrachtete von da die Prinzeſſin. Sie bemerkte ihn auf der Stelle, zeigte ihm ihre eine Hand, die andere aber drehte ſie im Kreis um jene, dann machte ſie eine Fauſt, an der anderen Hand aber legte ſie zwei Finger zuſammen und zeigte damit nach ihrem Hauſe. Der Beamte Sſaran gerieth über dieſes Zeichen in große Angſt und ging auf's Höchſte erſchreckt nach Hauſe. Nun fragte ihn ſeine Frau, „haſt Du die Jungfrau Naran geſehen?“ — „Jawohl! ich habe ſie geſehen, ſie hat mir gedroht.“ Darauf wiederholte er alle Zeichen der Jungfrau Naran. — „Sie hat Dir nicht im geringſten gedroht, im Gegentheil dies war gut gemeint. Die in die Höhe gehobene Hand,“ fuhr ſie fort, „bedeutet den großen Baum, welcher an ihrem Hauſe wächſt, den Kreis, den ſie um die erhobene Hand zog, die Mauer, wo dieſer Baum wächſt, die Fauſt, der Blumenbeet an dieſer Mauer, die Verbindung der beiden Finger aber eine Zuſammenkunft. Gehe dahin!“ — „Der König Zoktu-Nagukeſen iſt ſtreng, ich fürchte mich, ich werde nicht hingehen.“ — „Darfſt Du Dich weigern, wenn die Jungfrau eine Zuſammenkunft beſtimmt? Geh! da, nimm hier dieſen Stein! vielleicht wird er Dir von Nutzen ſein.“

Der Beamte machte ſich auf den Weg, kam zu der Mauer und ſtellte ſich neben den Baum. Die Jungfrau Naran kam zu ihm, unterhielt ſich mit ihm bis zum Anbruch des Tages. Um dieſe Zeit ſtieß ein Wachtoffizier mit hundert Soldaten auf ſie, trennte ihre Unterhaltung und wollte ſie in's Gefängniß führen. Die Jungfrau Naran bat ihn ſie frei zu laſſen, indem ſie ſagte, „daß ſie um die Zeit zu ihrem Vater gehen müſſe,“ doch der Offizier ſagte ihr darauf: „ich ſetze Dich ins

Gefängniß. Du mußt jetzt ſterben, Prinzeſſin Naran. Du weißt, wie viel Menſchen durch Dich umgekommen ſind. Du weißt auch, daß wenn Dich einer anſieht, ihm die Augen ausgeſtochen werden, und wenn ein Mann zu Dir geht, ihm die Beine zerbrochen werden. Mit Deinem Tode werden ähnliche Ungerechtigkeiten zu Ende ſein." Und mit dieſen Worten ſetzte er ſie mit ſammt dem Beamten Sſaran ins Gefängniß.

Im Gefängniß fragte die Jungfrau Naran den Beamten Sſaran: „ob er irgend ein Mittel zu ihrer Befreiung kenne," aber der Beamte antwortete: „er kenne keins." Darauf fragte ihn die Jungfrau Naran: „Wie haſt Du meine Zeichen erkannt?" „Ich," antwortete jener, „habe ſie anfangs nicht erkannt, aber meine Frau hat mir ihre Bedeutung erklärt." „Deine Frau iſt ein ſehr kluges Weib. Sagte ſie Dir vielleicht auch noch ſonſt etwas?" „Nein, geſagt hat ſie mir nichts, nur gab ſie mir, als ich mich auf den Weg machte, mit Dir zuſammen zu kommen, einen Stein. Hier iſt er." Die Jungfrau Naran nahm den Stein und klopfte damit an das Fenſter. „Wächter!" ſprach ſie, „nehmt hier dieſen Stein, er iſt koſtbar, uns, die wir zum Tode verurtheilt ſind, kann er zu nichts nützen, Euch, den Lebenden wird er zu ſtatten kommen. Nur das Eine hier bitte ich: „wer ihn nimmt, der möge ſich zu dem Hauſe des Beamten Sſaran begeben, dreimal an die Hausthür klopfen und dreimal um daſſelbe herum gehen."

Der Empfänger des Steins erfüllte den Auftrag ohne Zögern. Die Frau des Beamten Sſaran, als ſie das Klopfen an der Thür hörte und einen Menſchen ſah, der dreimal um das Haus ging, dachte, ob nicht vielleicht ihr Mann ſchon gefangen genommen ſei, und ohne zu zögern legte ſie ihr allerbeſtes Gewand an, ſetzte einen großen ſchwarzen Hut auf, nahm einen Korb mit Früchten und machte ſich auf den Weg zum Gefängniß, unter dem Vorwand Almoſen auszutheilen. Dort angekommen, ſprach ſie zu dem Wächter: „Höre, mein Lieber! ich habe einen ſchwer kranken Mann, durch die Vorſchrift des Arztes iſt mir geboten, allen hier Eingeſperrten Almoſen zu vertheilen." „Keine vielen Worte mit mir!" ſprach jener, „tritt ein, vertheile, aber mach es kurz und komm wieder heraus!"

Sie trat hinein, beſuchte alle Abtheilungen und zuletzt kam ſie in die wo ihr Mann war. Sie bekleidete die Jungfrau Naran mit ihrem Gewand, dieſe ging hinaus, ſie aber blieb da bei ihrem Mann.

Mittlerweile erfuhr der König, daß ſeine Tochter mit einem Mann gefangen genommen ſei. Erzürnt machte er ſich auf den Weg zum Gefängniß, und fragte die Offiziere: „Wo iſt die Jungfrau Naran?" Sie ſagten es ihm. Er zog ſein Schwert und befahl, ſeine Tochter vor ihn

zu ihren und zugleich auch den Mann. Sie führten sie vor. „Weshalb seid Ihr hierher gekommen?“ fragte er. „Ich will meine Tochter ... wo ist sie?“ „Wir wissen es nicht,“ antwortete die Frau des Beamten Tjaran, „und wissen auch nicht, weshalb wir hierher gerufen sind. Siehe, ich und dieser ... er ist mein Mann ... wir gingen den Garten Eurer Majestät in Augenschein zu nehmen, und spazierten so lange umher, mittlerweile verlief eine ziemliche Zeit und als wir den Garten verlassen wollten, ergriff uns die Wache und setzte uns hierher. Dies ist all' unser Vergehen.“ „Der Mann mit der Frau,“ sagte der König, „seien sie nun wo spazieren gegangen oder haben sie sich wo verspätet, sind dafür nicht verantwortlich; man hat sie mit Unrecht gefangen gesetzt. Zur guten Strafe müssen die beide sie gefangen nahmen, sich von jetzt an als Sclaven dieses Beamten betrachten.“ Der Offizier, welcher die Jungfrau Naran gefangen genommen hatte, begann sich zu rechtfertigen. „Als ich diese Frau festnahm, war sie in der That Deine Tochter, großmächtiger König, die Jungfrau Naran. Was aber diesen Mann betrifft, so weiß ich nicht wer er ist. Obgleich ich mir meiner Schuld bewußt bin, so bitte ich doch, wenn Du erlaubst, großmächtiger König, nur um das eine, befiehl Deiner Tochter, der Jungfrau Naran, daß sie auf ein Weizenkorn schwöre: wenn sie eine Lüge sagt, wird sich das Korn sicherlich in die Höhe heben, wenn aber die Wahrheit, wird dies nicht geschehen.“ Der König genehmigte die Bitte und als die Tochter auf seinen Befehl erschien, befahl er ihr zu schwören. Diese sprach: „Du hast mir das auferlegt, ich will mich Deinem Willen nicht widersetzen und mich wegen meiner Aufführung nicht rechtfertigen, aber im Namen Deiner einzigen Tochter bitte ich Dich mir zu gestatten, den Eid vor dem ganzen Volk zu schwören.“ Der König war damit einverstanden, und setzte einen Tag dafür fest. Endlich kam dieser Tag. An diesem selben Tag färbte die Frau des Beamten Tjaran ihren Mann mit schwarzer Farbe und gab ihm folgende Anweisung: „Du weißt, heute ist der Tag wo die Jungfrau Naran schwören muß. Sie muß geprüft werden. Nimm diesen Stock hier, schlicke das eine Auge, hinke auf einem Bein und schneide die allerunverschämtesten Grimassen. So gehe dahin, und so wie Du siehst, daß die Jungfrau Naran herankommt um zu schwören, so dringe in die Volksmenge und stoße sie ans einander. Vielleicht sieht es die Jungfrau Naran und zieht daraus irgend einen Nutzen für sich.“ Der Beamte Tjaran machte sich auf den Weg. Als ihn der König bemerkte, sprach er: „Welch ein widerliches Individuum entfernt sich!“ Aber man brachte sich ihn mit der Hand zu berühren und trieb ihn mit einem Stock weg. Mittlerweile stellte sich die Jungfrau Naran auf ihren Platz und sagte

zu ihrem Vater: „Man hat mich unschuldig verleumdet. Ich bin nur vollständig meiner Unschuld bewußt. Ihr wißt, daß Jugend die Ursache des Liebstolzes und der Liebe ist: die bösen Folgen nicht berechnend, läßt sie sich augenblicklich fortreißen und bereitet uns auf diese Weise Verderben. Allerdings will ich mich durch meine Jugend rechtfertigen, die durch keine schlechte Aufführung gebrandmarkt ist; aber es ist vielleicht möglich, daß die Phantasie mir einen Mann vorstellte, in welchen ich mich verliebt hätte und auf diese Weise fürchte ich, daß das Korn sich erhebt. Aber, da auch dies wohl nicht der Fall war, bin ich entschlossen meine Unschuld zu beschwören und bitte nur um eins, mir zu erlauben einen Mann zu wählen, bei dessen Namen ich schwöre. Ich will keinen schönen wählen, Ihr würdet sonst schließen, daß ich gegen diesen wirklich nicht gleichgültig sei, nein: ich bestimme mich hier für dieses Ungeheuer." Die Beamten, welche zugegen waren, sagten: „Wie ist es möglich einen Eid im Namen eines solchen widerwärtigen Geschöpfes zu schwören?" Aber die Jungfrau Karan sprach zu ihnen: „Fürchtet Euch nicht!" und fing an zu schwören: „Ich schwöre, daß ich von meiner Geburt an bis zu der gegenwärtigen Zeit den berühmten Namen meines Vaters, des großmächtigen Königs, nicht befleckt habe; ich schwöre, daß ich Niemand geliebt habe, außer hier dieses Ungeheuer. Dieser Mensch ist der einzige Gegenstand meiner Verehrung." Nach diesem Schwur erhob sich das Korn nicht und die bei dem Eide Anwesenden — der König, die Großen und das ganze Volk — erkannten die Jungfrau Karan für unschuldig. Der Offizier aber, welcher sie gefangen genommen hatte, wurde bestraft.

„Sieh," sprach der Papagei, „was für ein scharfsinniges Weib die Frau des Beamten Hasan war! Sie sah das Kommende voraus. Wenn Du, Mahmudchen! Deinen Manne eben so treu und ergeben bist wie diese Frau es war, dann kannst Du Dich aus dem Hause entfernen. Wenn aber nicht, dann ist es besser Du bleibst zu Hause."

Sie stimmte dem Papagei bei und blieb zu Hause.

„Deine Frau, o Ardschi Bordschi," sprach die Statue, „kann sich verbeugen vor diesem goldenen Thron und sich auf ihn niedersetzen, wenn sie — ich will nicht noch sagen der Gattin des Vikarmadzidi, der Herrin Buddschetschi — sondern nur der Frau des Beamten Hasan gleich ist. Wenn aber nicht, dann möge sie ihre Absicht aufgeben."

XX. Nordamericanisches Apache-Märchen.

(S. Ausland, 1856. Nr. 10. S. 229–232.)

Es war einmal ein Weib mit Namen Istanatlehé, d. i. so viel als Maria purissima. Sie hatte einen Sohn, der hieß Tamit Naltenes gané, wünschte sich aber einmal noch einen anderen Sohn und legte sich, den Blick nach oben gerichtet, ins Freie hinaus. Hierauf fing es an zu regnen und nach drei Tagen schon hatte sie einen Sohn, den sie Tsohanlitschine (d. h. eigentlich: Jesus Christus*) nannte. Der Ort, wo dieser geboren wurde, war ein großer Feuerherd, unter welchem sich eine mächtige Schlange aufhielt, welche alles auffraß, dessen sie habhaft werden konnte. Diese Schlange ging nun aus und drohte Istanatlehéchen sie zu verschlingen, wenn sie ihr nicht den jüngeren Sohn zum Fraß lassen würde. Auf dieses ging dann die Mutter hinaus und suchte den Bilsenwald auf. Diesem sagte sie, daß Tsohanlitschine sein Sohn sei, der aber leugnete solches. Hierauf verstrich wieder manche Zeit, während welcher übrigens Istanatlehé auf ihren Glauben wegen der Vaterschaft des Bilses hielt. Einmal nun trug es sich zu, daß der Bilsenwald Tsohanlitschine zu sich berief und vier Streiche über dessen Haupt führte. Als er nun sah, daß es den jungen Mann unversehrt ließ, nahm er ihn in seine Arme und erklärte ihn für seinen Sohn. Er gab denselben auch vier Pfeile, eine Lanze und eine Keule, indem er ihn dazu bevollmächtigte, daß er mit diesen Waffen die ganze Welt überwinden könne. Als Istanatlehé dies hörte, wollte sie es nicht glauben, darum nahm der Bils sogleich einen der Pfeile und schoß ihn über einen mächtigen Felsblock, so daß derselbe alsbald in tausend Trümmer fiel.

Tsohanlitschine war hierüber sehr erfreut und lud seinen älteren Bruder Tamit Naltenes gané zu jagen ein, dieser aber meinte, daß dieses ein ganz nutzloses Geschäft sei, da ja die Schlange sich doch mehrer alles wirklich aneignen würde, welches sie auf der Jagd erbeuten könnten. Tsohanlitschine aber meinte, daß sie sich darum keine Sorgen machen wollten, indem er vorhabe die Schlange selbst zu tödten. So ging er denn hinaus jagen, worauf Tamit Naltenes gané einen Hirsch erlegte. Tsohanlitschine, welcher ein Stück davon essen wollte, legte sich ein solches zurecht, da sah er aber durchs Dickicht die große Schlange kommen, welche das Fleisch zu fressen verlangte. Obwohl Tsohanlitschine ihr solches verweigerte, so nahm das Ungeheuer doch alles Fleisch und legte es vor sich auf einen Haufen zusammen und hielt Wache dabei. Der Held ließ sich aber da-

* Ein Beweis durch Missionäre christliche Namen und Ideen in den heimischen Volksglauben gedrungen zu sein.

durch nicht irre machen und warf alles ins Feuer. Als die Schlange dies sah, erzürnte sie und fragte ihn, was er denn sich zu vertheidigen habe, daß er sich so kühn benehme? Tuballischime zeigte hierauf der Schlange die vier Rohrhalme, welche die Schäfte seiner Pfeile bildeten. Sie nahm aber nur dieselben, reinigte sich damit den Darm und warf sie verächtlich weg. Jetzt fragte der Held die Schlange, was sie denn zu ihrer Vertheidigung besitze, worauf diese ihm Pfeilschäfte von der Stärke und Länge von riesigen Tragbalken zeigte, und ihm sagte, daß er sie nicht einmal im Stande sei dieselben aufzuheben. Auf dieses forderten sich beide zum Kampfe auf und die Schlange verlangte, daß Tuballischime zum ersten sich als Ziele aufstellen sollte. Als dieser hierzu willig war, fing Nahi neo gane an zu weinen, weil er glaubte, daß sein Bruder dabei einen sichern Tod entgegen gehe. Der erste Pfeil der Schlange kam geflogen, da nahm Tuballischime einen grauen Stein in den Mund, war auf er sich in einen Blitz verwandelte, der dem Pfeil entgegen fuhr und diesen unschädlich machte. Ebenso war es mit den übrigen drei Pfeilen, welche die Schlange nach einander auf Tuballischime abschoß. Jetzt war die Reihe an diesem zu schießen, und die Schlange mußte sich aufstellen, wobei auch sie Tuballischime nachahmend einen grauen Stein ins Maul nahm, so daß sie sich in eine Felsenwand Hanaia Nepal verwandelte. Des Helden erster Pfeil riß von dieser einen der nadeligen Spitzen ab, worauf darauf der zweite ein anderes und der dritte sich endlich nur noch den Herzstoß der Pflanze holen. Der vierte Pfeil prallte davon ab, denn die Schlange trug darum den Ring aus einem sehr harten Stein von einer Tanne Biene. Nahi neo gane zog aber diesen Ring heraus und so fiel der Rest der Pflanze breit gedrückt zur Erde. Tuballischime that hierauf nichts weiter, er sang nur und tanzte so wie es die Apachen thun. Als die Schlange vollends zu Boden gekommen war, erzitterte der Erdball. Nahi neo gane nahm aber den Kopf des Ungeheuers und hieb ihm vom Rumpfe, welcher alsbald verschwand. Der Kopf ward nun der Mutter der beiden Söhne Ajanaatschi gebracht. Als sie denselben sah und die Geschichte hörte, hatte sie große Freude und tanzte mit Nahi neo gane nach Herzenslust. Am folgenden Tage sind Tuballischime seinen Bruder ein wenig gehen, um die Zähne des erschlagenen Ungeheuers aufzusuchen und womöglich dessen Kopf zu finden. Gesagt, gethan. Sie standen bald vor dem verschlossenen Gelaß desselben, worvor ein ungeheurer Felsblock lag. Diesen stieß Tuballischime mit seiner Keule leicht zur Seite. Beide gingen hinein und nachdem sie durch drei Thüren gekommen waren, fanden sie hinter der vierten die Schlangenfamilie. Die Mutter derselben kam augenblicklich hervor und fragte, ob sie wüßten was wohl

gestern der Schlange widerfahren sein müsse, zur Zeit als der Erdball gebebt habe? Jene stellten sich aber gänzlich unwissend darüber und Tuballischiné hieß alles Fleisch, welches sie hier vorfanden, auf einen Haufen zusammen zu tragen und zündete ein Feuer darunter an. Bald mehrten sich von dem verbrennenden Fleisch und dem niedertriefenden Fett Dampf und Rauch, die den Ungeheuern, alt und jung, in die Augen drangen und blendeten. Darauf fing Tuballischiné an mit seiner kleinen Lanze um sich zu stoßen und die Mutter mit ihren Jungen zu tödten, nur die kleinste Schlange ließ er am Leben. Nalji-ned-gané hieb der alten Mutterschlange den Kopf ab und band die jüngste mit einem Riemen, dieser bedeutend, daß sie ihm folgen solle. So kehrten sie nach dem Hause ihrer Mutter Istanatleschié zurück. Dort löste Nalji-ned-gané die Bande seiner Gefangenen und erschlug sie auf der Stelle.

Mutter und Söhne waren hierauf in Freuden beisammen. Aber bald lud Tuballischiné seinen Bruder ein ihm einen andern Feind zu zeigen, worauf dieser ihm sagte, daß er in weiten Haideflächen (Llano), einen schrecklichen Stier wisse. Derselbe war von solch riesiger Gestalt, daß die Spitzen seiner Hörner zwei Leguas von einander entfernt waren. Als sie dieses Ungethüm ansichtig wurden, fingen sie beide an zu weinen, denn sie sahen nicht ein, wie sie dasselbe bemeistern könnten. Es erschien aber ein kleines Mäuschen und fragte nach der Ursache ihres Leids. Tuballischiné erklärte diesem, wie sie gekommen seien um den schrecklichen Stier zu bekämpfen, allein, nachdem sie ihn gesehen, kein Mittel erfinnen könnten ihn zu besiegen. Das Mäuschen tröstete sie hierüber und sprach ihnen zu unbesorgt zu sein, indem sie gehen und die Hautdecke über dem Herzen des Stiers so schwächen wolle, daß eine Lanze dasselbe leicht durchdringen würde. So grub sich das kleine Thier unter der Erde bis in die Nähe des mächtigen Ungethüms und bat, dort angekommen, dasselbe um einige wenige Haare, um seine Jungen vor Erfrieren zu schützen. Der Stier neigte willfährig seinen Kopf und erlaubte ihm aus der Stirne Haare zu ziehen. Das Mäuslein war aber damit nicht zufrieden und behauptete, daß die Haare an der Stirne zu grob und hart seien, wenn der Stier ihm erlauben würde, so möchte es lieber Haare von einem anderen Theile seines Körpers nehmen. Als der Stier hingegen nichts einzuwenden hatte, suchte das Mäuslein zum Schein herum als ob es überall nach den weichsten Haaren sähe, allein er wußte wohl was es bedurfte und so nahm es sich endlich jene, welche das Herz des mächtigen Ungeheuers bedeckten. Da es so die Haut von allen Haaren entblößt hatte, dankte es und lief eilig zu Tuballischiné zurück. Diesem vertraute es nun alles an und machte ihm die verwundbare Stelle des Ungeheuers

bekannt, indem er den Helden anwies ſeine Pfeile ſo zu ſchießen, daß jede Spitze eine unter die andere zu ſitzen komme. Tuballiſchiné, der ein vortrefflicher Schütze war, that, wie ihm das Mäuslein gerathen. Als der Stier ſich dergeſtalt betrogen und angegriffen ſah, kam er in fürchterliche Wuth und fing an mit Hörnern und Klauen die Erde aufzuwerfen und Tuballiſchiné zu verfolgen. Es fehlte nicht viel, ſo hätte er den Helden erreicht, allein wegen der vier Pfeilſpitzen durch das Herz vermochte er ſich nicht länger mehr auf den Beinen zu halten und ſtürzte todt zuſammen, wobei ebenfalls der Erdball erſchüttert wurde. Hierauf hieben ſie dem Ungeheuer den Kopf ab und verbrannten deſſen Haut und Eingeweide.

Tuballiſchiné fragte hierauf ſeinen Bruder ob er noch einen andern ſolchen Feind wiſſe. Nahi-nee-gané antwortete, daß es noch einen mächtigen Adler gebe, der erſcheinen würde, ſobald ſie Rauch machten. Sie ſchürten alſo Feuer auf und alsbald erſchien der Adler, nahm Tuballiſchiné in ſeine Fänge, hob ſich mit ihm in die Lüfte und brachte ihn in ſein Neſt. Hier übergab er ihn der Adlerin und ſeinen Söhnen, damit ſie ihn freſſen ſollten. Die aber riefen „Tſchuſt?“ womit ſie in der Adlerſprache fragen wollten, ob die Beute noch lebendig ſei. Der alte Adler bedeutete den Jungen hierauf, daß das gebrachte Opfer verwundet ſei wie immer, wenn er es in ſolchem Zuſtande brächte. Darauf flog der alte Adler wieder fort, worauf Tuballiſchiné ſeine Arbeit ſchnell anfing. Er tödtete die Adlerin und die Jungen bis auf das Kleinſte, welches er am Leben ließ, um ihm zu ſagen, wie und wo er den alten Adler am beſten tödten könnte! Nachdem er deſſen Rath vernommen, machte er auch dieſem kleinſten Adler den Garaus. Als der Vater Adler wieder herbeigeflogen kam und ſich aufſetzen wollte, warf er ſeine Lanze der Art nach ihm, daß jener ebenfalls todt nieder ſtürzte.

Tuballiſchiné riß die Federn der todten Adler aus und hieß dieſelben ſich in Vögel verwandeln, und ſo wurden daraus Spottvögel, Tauben, Sperlinge und andere mehr. Auf dieſes wanderte er wieder hin wo ſich ſein Bruder befand, und fragte dieſen noch um einen andern Feind. Der ſprach ihm nun von einer faſt grenzenloſen Steppe (Llano) wo eine Antilope hauſe, die noch der einzige lebende Feind von ihnen ſei.

Tuballiſchiné ging deshalb und machte ſich viele Zünder, worauf er ein Feuer anſchürte. Als die Antilope den Rauch gewahrte, kam ſie herbei, worauf der Held ſogleich einen Zünder auf mächtige Weite hinter ſich ſchleuderte. Da eilte die Antilope davon, fand aber ſchon kein Gras mehr und kehrte darum wieder zurück. Jetzt warf Tuballiſchiné noch einen Zünder und ſchnell darauf noch mehrere andere, ſo daß die Antilope

nichts mehr thun konnte als hin- und herzujagen. Vom Feuer dicht umzingelt kam sie sich bald so in Angst, daß sie kaum mehr weiter konnte und am Ende vor Müdigkeit zusammen sank. Der Held, der sich indessen nahebei in niedrigem Gestrauch versteckt gehalten, warf jetzt seine Lanze und tödtete die Antilope ohne viele Mühe. Wie nun Tuballischime solches alles vollbracht hatte, machte er sich Kleider, Feuergewehre, Schwerter und legte sie auf eine Seite; auf einen andern Theil legte er Bogen, Pfeile, Sattelzeug, Kleidungsstücke und Lanzen. Auf dieses erklärte nun Tuballischime seinem ältern Bruder Kahi nee gane, daß sie sich nun trennen müßten und daß er ihm hiemit zwischen den beiden Haufen die Wahl lassen wolle. Kahi nee gane weinte hierüber, denn es that ihm leid sich von seinem Bruder zu trennen, zuletzt wählte er aber doch und nahm den Haufen mit Pfeilen und Lanzen.

So hatten sich die Brüder getrennt. Es währte nicht lange, da erschien Tuballischime zu Pferde und griff seinen Bruder an, da er aber diesen nichts weiter anthun konnte, so kehrte er wieder zurück und erbaute sich einen festen Platz, zu sagen ein Presidio*), wo er auch eine große Anzahl Pferde hielt. Nach diesem Vorfall ergieng sich einmal Kahi nee gane sehr traurig im Felde und begegnete da einem Scorpion. Diesem versprach er einen Theil des besagten Presidios, wenn er ihn begleiten würde, um dort die Pferde davon zu führen.

Nachdem der Scorpion sich dazu entschlossen hatte, giengen sie beide und raubten alle Pferde Tuballischime's, ohne aber auch nur einen einzigen der dort befindlichen Soldaten ein Haar zu krümmen. Tuballischime selbst hatte sich nämlich vorher schnell auf ein Pferd geworfen und war davon geritten.

Bald darauf begegnete Kahi nee gane an anderes Thier mit Namen Tschatlizi, d. i. grüne Steine, welche sie ebenfalls aufnahmen um die geraubten Thiere davon führen zu helfen. Letztere vertheilten sie nachher unter alle Apaches zu gleichen Theilen.

Das letzte was man hierauf von Kahi nee gane hörte, war, daß er mit seiner Mutter zu den Himmeln entstieg, aber seither besteht der von beiden Brüdern angefangene Krieg zwischen dem rothen und weißen Mann bis auf den heutigen Tag fort.

*) So heißen im spanischen Amerika die von den alten Eroberern gegen die Indianer angelegten steinernen festen Plätze.

XXI. Indiſches Märchen.

Die fünfte Geſchichte aus dem Sanskrit-Märchenbuche Vetala Pantschaviṅçati, überſetzt von Th. Benfey: Das Märchen von den Menſchen mit den wunderbaren Eigenſchaften, ſeine Quelle u. Verbreitung, im Ausland 1858. S. 969 ff. S. 995, 1017, 1038, 1067 ff.

Es iſt eine Stadt Namens Udſchajini, da war ein König Namens Mahabala. Deſſen erſter Miniſter war Haridaſa, in Friedens- und Kriegsangelegenheiten vorzüglich erfahren. Der hatte eine Tochter Namens Mahadewa. Und dieſe war außerordentlich ſchön und heirathsfähig. Der Vater dachte an ihre Verheirathung. Sie ſprach: „Vater! Du ſollſt mich nur an Einen geben, welcher eine unübertreffliche Gabe beſitzt!“ Um dieſe Zeit wurde der Vater von dem König zu dem Gebieter von Takſchiwa geſandt. Dahin gelangt, hatte er eine Zuſammenkunft mit dem Gebieter von Takſchiwa. Dieſer König ſprach zu ihm: „O Haridaſa! recitire etwas der Periode Kali Angemeſſenes!“ Haridaſa ſprach:

Majeſtät! Die Zeit weilt jetzt im Alter des Kali, wo brave Männer zu finden ſchwer; die Länder verwüſten Heuſchreckenſchaaren, in Habgier verſunken die Fürſten ſind; die Erde durchplündern Räuberhaufen, und am Wege verdirbt der Mann; dem Sohne ſogar mißtrauen die Väter; ein entſetzlich Weltalter herrſcht.

Entflohen iſt Gerechtigkeit, Andacht verſchwunden und Wahrheit hat ſich weit entfernt; arm an Früchten iſt die Erde, trugvoll die Fürſten und voll Habgier die Brahmanas. Die Menſchen ſind den Weibern ergeben, die Weiber leichtſinnig, des Viſchnu Verehrer in der heiligen Schriften Beginn, der Brave leidet und der Böſe triumphirt, denn Kali*) waltet überall.

Hier nun trat ein Brahmane zu Haridaſa und bewarb ſich bei ihm, indem er ſagte: „Gieb mir Deine Tochter!“ Haridaſa antwortete: „Ich werde ſie demjenigen geben, welcher eine unübertreffliche Gabe beſitzt!“ Der Brahmane ſprach: „So will ich denn eine zeigen!“ Bei dieſen Worten zeigte er einen aus der Hand gefertigten Wagen und ſprach: „Dieſer Wagen geht durch die Luft, wohin man will.“ Haridaſa ſprach: „Komm' morgen mit dem Wagen zu mir.“ Darauf nahm er den Wagen und kam am Morgen. Sie aber ſtiegen beide auf den Wagen und kehrten nach Udſchajini zurück.

Hier aber auch war ein Brahmane zu dem älteſten Bruder gekommen und hatte ſich bei ihm beworben, indem er ſprach: „Gieb mir Deine

*) Kali, d. h. die ſchwarze iſt in der indiſchen Mythologie die Gemahlin des Siwa, eine Art Höllenmutter.

Schwester?" Der Vater antwortete: „Ich werde sie demjenigen geben, welcher eine unübertreffliche Wahe besitzt." Dieser sprach: „Ich verstehe die Kunst zu erkennen." Der Vater sagte: „Dann habe ich sie Dir gegeben."

Aber auch zu der Mutter war ein Brahmane gekommen und hatte sich bei ihr beworben, indem er sprach: „Gieb mir Deine Tochter!" Die Mutter antwortete: „Ich werde sie demjenigen geben, welcher eine unübertreffliche Wahe besitzt." Dieser sprach: „Ich kenne die Kunst des Bogenschießens und treffe auf einen bloßen Ton hin." Die Mutter sagte: „Dann habe ich sie Dir gegeben."

Als die drei Ärzte hörten, daß die Tochter auf diese Weise vergeben war, fingen sie an mit einander zu streiten. „Ein Mädchen und drei Ärzte," so stritten sie, „wie wird das werden?"

In der Nacht ward das Mädchen, welches überaus schön war, von einem bösen Geist auf den Berg Pundhya entführt. Denn es heißt:

„Liebreizend" ward geraubt Sita aus Uebermuth von Ravana; überwindend Bali gewunden; das Ueber meide aller Zeit."

Am Morgen kamen die drei Ärzte wieder; der, welcher die Kunst des Erkennens besaß, wurde von ihnen befragt: „He, Wissender! weißt Du genau (wohin sie ist)?" Dieser nahm einen Stift, reducte und sprach: „Sie ist von einem Rakschasa entführt und befindet sich im Pundhya." Da sprach der Zweite, welcher auf den bloßen Ton zu treffen verstand: „Ich will den Rakschasa tödten und sie wiederbringen." Der Dritte sagte: „Bestiege meinen Wagen und gehe."

Dieser bestieg den Wagen und ging. Dort angekommen, tödtete er den Rakschasa, hob das Mädchen auf den Wagen und brachte es zurück. Unterdessen stritten die drei Ärzte mit einander. Der Vater überlegte: „Alle haben Hülfe geleistet; wem soll ich sie nun geben und wem nicht?"

Da fragte nun die Mutter: „Sprich, König, welchem von diesen soll sie zur Gattin erhalten?" Der König antwortete: „Sie wird die Gattin des Wissenden." Die Mutter aber sprach: „Alle besitzen Waben von gleichem Werth; warum soll sie dieser zur Gattin erhalten?" Der König antwortete: „Weil er Opfer, Muth und Geduld, Stärke, Weisheit und hohe Tapferkeit in sich vereinigt und, wer über diese sechs Waben herrscht, den fürchten die Götter selbst."

XXII. Mongoliſches Märchen.

(„Romantiſche Streifereien unter den Kalmücken in den Jahren 1802 bis 1804“ von Benjamin Bergmann I. 257.)

Vor Zeiten waren in einem großen Reiche ein begüterter Jüngling, ein Rechner, ein Schreiner, ein Maler, ein Arzt und ein Schmied; alle verließen ihre Eltern und zogen in die Fremde. Als ſie nun zur Mündung eines großen Fluſſes gelangt waren, pflanzte Jeder für ſich einen Lebensbaum, und Jeder ging ſeinen eigenen Fluß hinauf, um ſeinen Unterhalt zu ſuchen. „Hier“ ſprachen ſie unter einander, „wollen wir uns wieder verſammeln. Sollte einer von uns fehlen und ſeinen Lebensbaum verwelkt ſein, dann ſuchen wir ihn nach der Gegend, wo er hinging.“

So ſprachen ſie und trennten ſich von einander. Der begüterte Jüngling aber traf an der Quelle ſeines Fluſſes einen Luſthain mit einem Hauſe, wo neben dem Eingange ein Alter mit einer Alten ſaß. „Jüngling,“ fragten ihn dieſe Beiden, „woher kommſt Du, und wohin gehſt Du?“ Der Jüngling antwortete: „Ich komme aus einem fernen Lande und ſuche meinen Unterhalt.“ Die beiden Alten ſprachen darauf: „Gut, daß Du hergekommen biſt. Wir haben eine Tochter von ſchlankem Wuchs und reizender Bildung. Nimm ſie, und ſei unſer Sohn.“

Als ſie geſprochen hatten, kam die Tochter zum Vorſchein, und der Jüngling ſah ſie und dachte bei ſich: „Wohl mir, daß ich Vater und Mutter verließ. Dieſes Mädchen iſt wundervoller, als eine Tangari-tochter. Ich nehme das Mädchen und wohne hier!“ Das Mädchen aber ſprach: „Jüngling! es iſt gut, daß Du herkommſt!“ Sie ſprachen darauf hin und her, gingen in's Haus und lebten ruhig und froh.

In demſelben Lande herrſchte ein großer Chan. Als deſſen Diener einſt im Frühlinge ausgegangen waren, ſich zu baden, fanden ſie neben dem Urſprunge des Fluſſes im Waſſer koſtliche Ohrgeſchmeide, welche der Frau des begüterten Jünglings gehörten. Weil dieſe Geſchmeide ſo wundervoll waren, ſo brachten ſie ſolche zum Chan; aber der Chan ſprach erſtaunt zu ſeinen Dienern: „Am Urſprunge des Fluſſes lebt ſicher eine Frau, der dieſe Geſchmeide gehören. Geht und fangt ſie mir.“

Die Diener gingen, ſahen die Frau und ſtaunten über den Anblick. „Dieſe Frau,“ ſprachen ſie bei ſich, „fangt die Blicke nicht.“ Zur Frau aber ſprachen ſie: „Auf, und nahe Dich dem Chan!“

Hierauf führte der begüterte Jüngling jene Frau in die Nähe des Chans, aber der Chan ſprach bei ihrem Anblick: „Dieſe iſt ein Tangari-

mädchen! Meine Gemahlinnen sind, gegen diese gehalten, nichts als Hündinnen und Säue!"

So sprach er und ward von Liebe zu derselben durchdrungen, und ließ sie nicht mehr aus dem Hause hinaus. Weil sie aber dem begüterten Jüngling treu blieb, sprach der Chan zu den Dienern: „Schafft den begüterten Jüngling sogleich aus dem Wege!"

Auf diesen Befehl gingen die Diener und führten den begüterten Jüngling zum Wasser, und legten ihn in eine Grube am Flusse und deckten ein Felsenstück darauf, und tödteten also den Jüngling.

Es geschah hierauf, daß sich die übrigen Wanderer von allen Seiten zu ihren Lebensbäumen versammelten, und da der begüterte Jüngling fehlte und sein Lebensbaum verwelkt war, so gingen sie suchend längs dem Flusse, aber fanden ihn nicht. Hierauf sah, rechnend der Rechner, daß der begüterte Jüngling getödtet unter einem Felsteine lag. Weil sie aber den Stein nicht wegraumen konnten, so nahm der Schmied den Hammer, zerschmetterte den Stein und zog den Leichnam hervor. Da mischte der Arzt ein lebenbringendes Getränk, reichte dasselbe dem Todten und brachte ihn in's Leben zurück.

Als sie nun den Auferweckten gefragt: „Auf welche Art warst Du gestorben?" Da erzählte er die Veranlassung, und die Gefährten sprachen unter sich also: „Wie rauben wir wohl von dem Chan das vortreffliche Weib?" Der Schreiner aber verfertigte einen hölzernen Gerudin (Wundervogel), welcher von innen nach oben bewegt, sich in die Höhe erhob, nach unten bewegt, zur Erde hinabstieg, seitwärts bewegt, gerade dahinflog. Nach geendigter Arbeit bestrich der Maler den Vogel mit bunten Farben von reizendem Anblick.

Nun setzte sich der begüterte Jüngling in den hölzernen Vogel, flog durch die Luft und umschwebte das Dach der fürstlichen Wohnung; aber der Chan und die sämmtlichen Diener sprachen erstaunt über des Vogels Gestalt: „Von so einem Vogel haben wir weder gehört noch gesehen." Zu seiner Gemahlin sprach der Chan: „Begieb Dich auf das Dach des Palastes und und reiche dem Vogel mancherlei Speisen." Als sie hinaufgestiegen war, um die Speisen zu reichen, ließ sich der Vogel hinab, und der begüterte Jüngling öffnete des Vogels Thüre. Da sprach voll Freude die Chanin: „Dich wiederzusehen hoffte ich nicht einmal in Gedanken, und doch habe ich Dich wiedergefunden. Dies hat der Wundervogel gethan." Nachdem jetzt der Jüngling Alles umständlich erzählet, sprach er also: „Du bist zwar die Gemahlin des Chans, doch fühlst Du noch Neigung zu mir, so steig' in diesen hölzernen Gerudin, daß wir durch die Lüfte davoneilen und künftig nichts mehr besorgen."

Nach dieſen Worten ſprach die Gemahlin: „Dem erſten Gatten, den mir das Schickſal verlieh, bin ich noch immer gewogen.“ So ſprach ſie, trat in den holzernen Garudin und ſtieg in demſelben zum Himmel hinauf. Der Chan ſah dies und ſprach: „Weil ich Dich hinſandte, um den reizenden Vogel zu ſpeiſen, haſt Du Dich zum Himmel erhoben.“ So ſprach er voll Gram und walzte ſich klagend auf der Erde umher.

Der begüterte Jüngling drehte jetzt den Zapfen im Vogel nach unten, und ſtieg neben ſeinen Gefahrten zur Erde hinab. Als er nun aus dem Vogel heraustrat, fragten ihn die Gefahrten: „Haſt Du Dein Geſchäft gehörig vollbracht?“ Da trat auch die Gemahlin hervor, und Alle wurden von glühender Liebe entflammt. „Ihr meine Gefahrten,“ ſprach der begüterte Jüngling, „Ihr habt mir Hulfe gebracht, mich vom Tode erweckt, mir Mittel geſchafft meine Gattin wiederzufinden. Da Ihr mich alſo beglückt habt, ſo raubt mir doch die Holde nicht wieder!“

So ſprach er, und der Rechner begann dieſe Worte: „Hätte ich nicht berechnet, wo Du lagſt, ſo wärſt Du niemals zu Deiner Gemahlin gelangt. Gieb mir alſo nun die Gemahlin!“

„Vereitelt,“ ſprach der Schmied, „wäre die Rechnung geweſen, wenn ich ihn nicht unter dem Felſen hervorzog. Durch den zerſchmetterten Felſen haſt Du Deine Gemahlin erlangt. Die Gemahlin gehört alſo mir.“

„Eine Leiche,“ ſprach der Arzt, „kam unter dem zertrümmerten Felſen hervor. Daß dieſe Leiche in's Leben zurückkehrte und zu dieſer Gemahlin gelangte, dies haben meine Mittel bewirkt. Alſo nehme ich die Gemahlin.“

„Ohne den holzernen Garudin,“ ſprach der Schreiner, „wäre man wohl nie zu der Gemahlin gelangt. Dem Chan dienen zahlreiche Heere. Niemand naht ſich den Mauern der chaniſchen Wohnung. Durch meinen holzernen Garudin ward die Gemahlin erlangt. Laſſ' alſo mir die Gemahlin.“

„Dem holzernen Garudin,“ ſprach der Maler, „hatte wohl niemals Speiſe die Gemahlin gebracht. Dadurch, daß ich ihn mit den reizendſten Farben beſtrich, ſeid Ihr zu dieſer Gemahlin gelangt.“

Nachdem Alle geſprochen, zogen ſie ihre Meſſer und tödteten ſich unter einander.

XXIII. Finniſches Märchen.

Nicht — ſo — was.

(Ein Märchen aus dem finniſchen Karelien, Text in Rudbeck's Suomen Kansan Satuja ja Tarinoita Th. II. S. 67—87. Daraus überſ. in Erman's Archiv f. Rußland 1858. Bd. XVII. S. 21 ff. und abgedruckt im Ausland. 1858. Nr. 16. S. 377—379.)

Es war einmal ein Mann, der ging auf die Jagd. Indem er ſo einherſchritt, gelangte er ans Ufer eines Fluſſes; da begann er ſich umzuſchauen ob es was zu ſchießen gäbe. Bald kamen drei Enten ſorglos an das graſige Ufer geſchwommen. Als der Mann ſie gewahr wurde, duckte er ſich hinter einen Buſch, um vor ihnen verborgen zu bleiben, bis ſie näher gekommen wären; indem er ihnen aber ſo auflauerte, hörte er Wunderbares; die Enten fingen nämlich während des Schwimmens an mit einander zu plaudern, indem eine zur andern ſagte: „Wollen wir nicht ein Bad nehmen, da das Ufer hier ſo niedrig und ſchön iſt?“ So ſprechend, ſtiegen ſie zuſammen ans Land und verwandelten ſich augenblicklich in drei reizende Mädchen; dieſe warfen ihre Kleider ab und gingen wieder ins Waſſer, um zu baden. Der Mann ſah dies in ſeinem Verſteck und dachte: da dieſe Mädchen ſo ſchön ſind, möchte ich wohl die Kleider der einen an mich nehmen; vielleicht kann ich auf dieſe Weiſe ein Geſpräch mit ihnen anknüpfen. Dies denkend, erhob er ſich ſachte aus ſeinem Verſteck, ging heimlich auf die Kleider los, wählte das beſte davon, verbarg es, und ging wieder in ſeinen Schlupfwinkel.

Als die Mädchen eine kleine Weile im Waſſer ſich getummelt hatten, ſtiegen ſie ans Land und eilten ſich wieder anzuziehen, aber das Kleid der einen war fort. Alle drei erſchraken ſehr darüber; die beiden, die ſich bekleiden konnten, thaten dies in großer Haſt und flohen vor Furcht, die dritte aber blieb nackt zurück und wußte ſich gar nicht zu rathen. Endlich ſprach ſie in ihrem Kummer ganz laut: „Wenn mir Jemand jetzt meinen Anzug brächte, ich wüßte nicht womit ich ihn genug belohnen könnte; wär er ein Knabe, ſo begrüßte ich ihn als meinen Bruder; wäre er im mittleren Alter und wollte mich heirathen, ſo erklärte ich ihn für meinem Bräutigam, und wäre er ſchon bejahrt, ſo liebte ich ihn wie einen Vater.“ Als der Mann dies gehört blieb er nicht länger in ſeinem Verſteck, ſondern kam hervor und reichte ihr die Kleidung. Sie begrüßte ihn dafür als ihren Bräutigam, wie ſie gelobt hatte, ging mit ihm nach Hauſe und wurde ſeine Gattin.

Der Mann ging nun ſeltener in den Wald, da er ein ſo ſchönes Weib hatte, und alles machte ſich gut. Sie lebten eine Zeitlang zuſammen wie Ehegatten immer pflegen, und alle in der Umgegend wohnenden Herren kamen des Mannes Weib zu ſchauen, denn Keiner unter ihnen hatte eine Gattin von ſolcher Schönheit. Durch dieſe Herren gelangte die Kunde von der liebreizenden jungen Frau bis zum König. Der König hatte damals einen vollkommen heirathsfähigen Sohn und man überlegte in der Familie, woher man dieſen eine angemeſſene Gattin beſchaffen ſolle. Als nun das junge Weib jenes Mannes immer ſo ſehr gerühmt ward, kam dem König der Gedanke, ſie für ſeinen Sohn zu erwerben, gleichviel wie es geſchehen möchte. Er eröffnete den in der Burg anweſenden Großen ſein Vorhaben und fragte ſie wie der jetzige Mann wohl beſeitigt werden könnte. Die Herren zerbrachen ſich ein Weilchen den Kopf und ſagten endlich: „Gnädiger Gebieter, wir wiſſen keinen andern Rath als daß man dem Mann eine Arbeit auflege, bei der er zu Grunde gehen muß.“ Dieſer Rath gefiel dem König wohl; er ließ den Mann zu ſich kommen und ſagte: „Du ſtehſt im Rufe alles mit großer Klugheit auszuführen; beweiſe nun daß der Ruf nicht lüget. Du ſollſt mir bis morgen früh ein Tiſchtuch machen, auf welchem Mond und Sterne dargeſtellt ſind; iſt das Tiſchtuch in zehn Stunden nicht fertig, ſo haſt Du Dein Leben verwirkt.“

Als der Mann dies gehört, verließ er kummervoll die Hofburg und ging nach Hauſe. Er hatte ſeiner Frau noch nichts geſagt, da las ſie ſchon in ſeinen Blicken, daß etwas vorgefallen ſei und fragte: „Warum biſt Du ſo traurig, mein Lieber?“ „Ich habe wohl Urſache dazu,“ antwortete er, und ſagte ihr was der König ihm angemuthet. „Mache Dir darum keine Sorge,“ verſetzte ſie, „der Morgen iſt klüger als der Abend; lege Dich nur ruhig ſchlafen.“ Da der Mann nichts anders zu thun wußte, folgte er dem Rath ſeiner Frau und ſchlief bald ein; die Frau aber durchwachte die ganze Nacht arbeitend und als ihr Mann am Morgen aufſtand, war das verlangte Tiſchtuch mit Mond und Sterne fertig, und er nahm es und brachte es dem König. Dieſer muſterte die Arbeit ſehr genau, konnte aber nicht das Geringſte daran tadeln, ſo ſorgfältig und fehlerfrei war ſie ausgeführt.

Damit kam der Mann jedoch nicht davon, der König überlegte nur, wie er ihn auf andere Art verderben könnte und ſuchte darum wieder Rath bei ſeinen Großen. Nach kurzem Beſinnen glaubten dieſe das Rechte gefunden zu haben — denn ſie bildeten ſich viel auf ihre Klugheit ein — und meldeten dem König was ihnen eingefallen war. Dieſer berief den Mann wieder zu ſich und ſagte ihm: „Du ſollſt in meiner

Angelegenheit nicht so wohin gehen und nicht so was bringen; kriegst Du dies nicht fertig, so kommst Du um Deinen Kopf!" Das war ein Befehl den kein Mensch verstehen konnte! Der unglückliche Mann ging sehr niedergeschlagen wieder heim. Da frug sein Weib wieder, warum er so traurig sei? „Ach, ich habe wohl Grund," entgegnete er, „da der König mich ganz ohne Ursache quält," und erzählte was ihm angemuthet worden. „Mache Dir darum keinen Kummer," sagte die Frau, „geh' ruhig schlafen, der Morgen ist klüger als der Abend, vielleicht läßt sich Rath schaffen." Da nun der Mann vor Verdruß so erschöpft war, daß er zu nichts mehr Kraft hatte, so gab er dem Zureden seiner Frau nach und legte sich zur Ruhe.

Als die Frau ihren Mann fest eingeschlafen sah, machte sie sich wieder an eine Arbeit und nähte die ganze Nacht fleißig. Auf diese Weise bekam sie ein schönes Taschentuch fertig genäht und am Morgen reichte sie es ihrem Manne und sagte: „Wenn Du nun jetzt gehst, Freundchen, das namenlose Ding zu suchen, wie Dir befohlen ist, so fürchte nichts, sondern marschire breit vorwärts bis Du zu einem Bauernhause kommst; in demselben Hause bringe die Nacht zu. Siehst Du daselbst etwas Ungewöhnliches, so sei ohne Sorge und spaziere dann im Zimmer herum als ob Du zu Hause wärest; dieses Tuch schwinge dabei hin und her, und wische Dir damit die Nase, damit man es sehen kann."

Der Mann machte sich auf den Weg und wanderte immerfort bis zum Abend, kam aber nicht zu einem Bauernhause. Doch machte ihm dies keine Bekümmerniß, er schlenderte immer weiter bis es schwarze Nacht ward, da kam er vor eine große Burg. Er trat in den Vorhof und betrachtete das Gebäude, an dem er Wunderdinge bemerkte: ein die Burg umgebender Zaun war aus lauter Knochen erbaut, und auf der Spitze jedes Zaunpfahls steckte der Kopf eines Menschen; nur einer der Pfähle war ohne einen solchen. Da dachte der Mann: „Hier komme ich um, wenn ich umkommen soll, aber ich gehe doch in die Burg, da ich einmal hier bin." Er that also und ging in eine Stube, in welcher Niemand war als ein sehr dickes altes Weib mit langer Nase. Als er eben eintrat, rief die Alte: „O sieh doch, mir verlangte eben nach Menschenfleisch, der kommt jetzt gerade recht." Nun, da würde wohl Mancher sich entsetzt haben; allein der Mann gedachte der Warnung seiner Frau, darum nahm er von der Alten keine Notiz, sondern hing sein Mantel sammt Mütze und Handschuhen an einen Nagel und begann in der Stube auf und nieder zu schlendern, als ob er daheim wäre, zugleich schwenkte er das von seiner Frau genähte Taschentuch in der Hand oder wischte damit sein Nase, was es schon zu thun hatte. Kaum hatte die Alte das

Tuch bemerkt, als ſie in freundlichem Tone ſagte: „Ei, Du biſt ja der Ehegatte der Tochter meiner Muhme! Dich darf ich nicht tödten; warum biſt Du aber hieher gewandert?“ Der Ankömmling erzählte ihr nun was für ein Geſchäft ihm der König aufgeburdet. „Wie?“ ſprach ſie, „ein ſolches Geſchäft führt Dich hieher? Nun, vielleicht können wir Dir helfen!“ Dann ging ſie zur Thüre hinaus und rief mit ſtarker Stimme: „Meine treuen Diener, kommt alle herbei!“ Sogleich hörte man Lärm und Getoſe, denn ſchon hatten ſie ſich im Vorhof verſammelt. Da frug die Alte: „Wißt Ihr was das bedeutet? Nicht ſo wohin gehen und nicht ſo was bringen?“ Alle antworteten wie mit einer Stimme: „Wir wiſſen's nicht.“ Da ſchickte ſie den Haufen wieder fort und ſagte zu dem Mann: „Ich kann aus Deiner Sache nicht klug werden; gehe aber weiter bis Du zu einer andern Burg, wie dieſe iſt, kommſt; da wohnt meine Schweſter, die verſchafft Dir vielleicht Kunde.“

Als der Mann dies gehört, ſchied er von der Alten und wanderte weiter. Es begann ſchon zu dunkeln als er eine andere Burg erreichte. Hier wohnte wieder eine Greifin, die aber noch dicker und langnäſiger war als die erſte. Als dieſe am Nastuch des Mannes erkannte, daß er in ihre Familie geheirathet und die Urſache ſeiner Ankunft vernommen hatte, rief ſie, wie die erſte gethan, alle ihre Diener zuſammen und ſtellte ihnen dieſelbe Frage, aber dieſe wußten es auch nicht. Da verabſchiedete die Frau den Mann und ſagte zu ihm: „Geh' in dieſer und jener Richtung, da wirſt Du zu einer andern Burg gelangen, wo wir noch eine Schweſter haben; dieſe kann vielleicht Rath ſchaffen; wo nicht, ſo erhältſt Du gar keinen.“ Was war zu thun? Der Mann dankte für die Weiſung und machte ſich wieder auf den Weg. Als er den ganzen Tag gewandert, kam er abermals zur Nacht an eine Burg, wo auch eine einſame Alte wohnte, die aber größer war als ihre Schweſtern und mit noch längerer Naſe. Dieſe rief ebenfalls ihre Diener herbei, um in der Angelegenheit ihres Verwandten etwas von ihnen zu erfahren. Gleich nach ihrem Rufen hörte man um die Burg herum ein Wequick und Wequack und der ganze Hof füllte ſich mit Fröſchen. Auf die Frage der Alten ſagten auch dieſe: „Wir wiſſen's nicht.“ „Weiß es wirklich gar Keiner?“ frug ſie wieder, „und ſeid Ihr auch alle beiſammen?“ „Noch iſt der Aelteſte von uns zurück,“ riefen die Fröſche, und ſogleich kam auch der älteſte Froſch in den Hof gehüpft. Darauf frug die Greifin wiederum alle in folgender Weiſe: „Wiſſet Ihr was das iſt, und wo es lebt, deſſen Name Nicht-ſo-was lautet?“ „Nein, das wiſſen wir nicht,“ gaben ſie wieder zum Beſcheid, aber der älteſte Froſch hüpfte an die Frau heran und ſprach: „Ich weiß das was Ihr verlangt.“ Darauf ſchickte ſie ihre

übrigen Diener fort und befahl dem alten Frosch bis zum andern Morgen im Hofe zu verharren, weil man ihn dann gebrauchen würde; dem Mann aber gab sie in ihrer Burg reichlich zu essen und zu trinken, und bereitete ihm als ihrem Verwandten ein Nachtlager.

Als der Mann am andern Morgen zur Abreise fertig war, führte ihn die Alte zu dem Frosch und sagte: „Geh nur immer hinter diesem Frosch her und fürchte nichts, so kommst Du schon zum Zweck Deiner Reise.“ Der Mann sagte Lebewohl, und ließ sich von dem Frosch, der vor ihm her hüpfte, den Weg zeigen. So wanderten sie zusammen bis an den Abend und kamen endlich an eine Burg, derjenigen ähnlich von welcher sie aufgebrochen. Aus dem Hof hüpfte der Frosch auf die Rampe; da öffnete sich die Thür zur Flur selber. Sodann hüpfte er auf den Flur, da öffnete sich auch die Stubenthür von selbst, er hüpfte hinein und der Mann folgte nach. In dem Boden der Stube war ein großes Loch, da hinein sprang der Frosch, der Mann blieb nicht zurück, sondern sprang ihm nach, versank aber bis an die Hüften unter den Boden, so daß nur sein Oberkörper in der Stube blieb. Da stand nun der arme Mann und wartete ab was erfolgen würde, allein es war Niemand zu sehen noch zu hören. Nach einer Weile ward es ihm zu lange und er gedachte schon aus dem Loch wieder herauf zu steigen; aber plötzlich öffnete sich die Thüre und herein schritt ein Herr, ein Jäger in schönem Anzug. Dieser warf sein Jagdgeräthe ab und schlenderte dann in der Stube herum, ohne dem im Loch Stehenden anzureden. Nachdem er so eine Zeitlang, die Arme auf dem Rücken kreuzend, schweigsam herumgegangen war, sagte er endlich leise vor sich hin: „Nicht so was!“ „Was?“ entgegnete eine Stimme aus dem Loch. „Bring zu Essen,“ sagte der Mann und ging dabei immer auf und ab. Als er dies gesagt, kam ein schöner Tisch zu ihm heran, der voll Speise und Getränke war. Der Angekommene setzte sich davor, aß und trank sich satt und sagte dann wieder in voriger Weise: „Nicht so was!“ „Was?“ frug die Stimme wie zuvor. „Nimm fort,“ sagte der Mann und sogleich war der Tisch verschwunden. Darauf öffnete der Jäger die Thüre und ging wieder hinaus.

Der im Loch Stehende, welcher mit Staunen alles gesehen und gehört hatte was in der Stube vorging, merkte sich die Worte des Jägers gut und dachte: „Nun, hier könnte ich ja versuchen ob ich eben das bekomme.“ Dann sprach er zur Probe im leisen Tone: „Nicht so was!“ „Was?“ entgegnete die Stimme ebenso. „Bring Essen!“ sprach der Mann, und alsbald kam ein Tisch in gleicher Weise zu ihm heran, wie er zum Jäger gekommen; nur war dieser Tisch niedriger, so daß der Mann im Loch stehend essen konnte. Nach der Mahlzeit sagte er wieder:

„Nicht-ſo-was!“ der Unſichtbare frug: „Was?“ — „Nimm fort!“ ſagte der Mann, und gleich verſchwand wieder der ganze Tiſch. Da dachte der Mann: „Ob ich wohl dieſen Unſichtbaren zu meinem Begleiter bekommen kann?“ Und ſprach wieder: „Nicht ſo was?“ „Was?“ frug die Stimme. „Ich gehe aus dem Loch,“ ſprach der Mann. „Nun ich gehe mit,“ antwortete das unſichtbare Weſen. „Gut, daß Du mitgehſt,“ dachte der andere, ſtieg aus dem Loch und ging auf die Flur; dann flüſterte er wieder: „Nicht-ſo-was?“ „Was?“ entgegnete die Stimme. „Ich bin ſchon im Flur“ — „Da bin ich auch ſchon.“ — „Recht gut, daß Du da biſt,“ dachte der Mann, ſchritt weiter und kam auf die Rampe. Jetzt flüſterte er wieder: „Nicht-ſo-was?“ — „Was?“ frug die Stimme. „Ich gehe auf der Landſtraße!“ — „So gehe ich mit.“ — „Iſt mir recht angenehm,“ dachte der andere und ging eine Strecke vorwärts; dann fiel ihm wieder ſein unſichtbarer Gefährte ein und er frug ſich: „Ob er auch jetzt um mich iſt?“ Er flüſterte alſo: „Nicht-ſo-was?“ „Was?“ gab die Stimme zurück. „Ich habe Luſt zu eſſen,“ ſagte der Mann und auf der Stelle kam der Tiſch wieder vor ihn, und der Mann aß ſich wieder ſatt, da die Speiſen ſo gut waren; nachdem er aber gegeſſen, ließ er den Tiſch auf dieſelbe Art, wie das erſte Mal, wieder fortbringen und dachte: „Nun, es iſt gut daß der unſichtbare Gefährte mitgeht, jetzt hat es keine Noth mehr, da auch der Tiſch mitwandert.“

Wohlgemuth ging der Mann fürbaß und kam nach kurzer Wanderung an den Strand des Meeres. Da ſah er in einiger Entfernung ein Schiff, welches ins Meer hineinſegelte; er begann die Schiffer anzurufen, daß ſie ihn gegen Bezahlung mitnehmen möchten. Dieſe kamen auch mit einem kleinen Boote ihn abzuholen. Der Mann ſtieg ein, fürchtete aber, ſein Gefährte mochte zurückbleiben, er ſprach alſo ganz leiſe: „Nicht-ſo-was?“ Es entgegnete: „Was?“ — „Ich bin ſchon im Kahne.“ — „Ich desgleichen,“ war die Antwort. „Recht gut daß Du es biſt,“ dachte der Mann und fuhr dem Schiffe zu. Auf dieſem angelangt, erkundigte er ſich in gleicher Art ob ſein Gefährte noch um ihn ſei, und der Unſichtbare antwortete wie gewohnt. Das Schiff ſegelte nun weiter. Um ſich einen Spaß zu machen ließ der Mann durch ſeinen unſichtbaren Diener jenen Eßtiſch herſchaffen und ſpeiſte und tränkte die ganze Mannſchaft. Die Schiffer bekamen große Luſt den wunderbaren Tiſch durch Tauſch zu erwerben, denn auch ſie hatten ein Wundergeräth, nämlich einen Amboß, auf den man nur dreimal mit einem Hammer zu ſchlagen brauchte, ſo kamen zwölf ſtarke Männer zum Vorſchein und thaten was man ihnen anbefahl; dieſen Amboß wollten ſie gegen den Tiſch, von welchen der Mann ſie befeſtigt hatte, austauſchen. Nun, man

handelte mit einander, und der Mann überließ den Schiffern seinen Tisch und bekam an dessen Stelle jenen Amboß; allein mit dem unsichtbaren Gefahrten sprach er beim Tausche nichts.

Endlich waren sie am Ziele ihrer Meerfahrt; das Schiff lief in einen Hafen ein und der Mann stieg mit dem eingetauschten Amboß ans Land. Er wanderte eine Zeitlang vorwärts, bis er müde wurde. Da dachte er: „Wenn mein unsichtbarer Gefährte mich noch begleiten sollte, so möchte ich jetzt gern essen!“ Er sprach also leise: „Nicht-so-was?“ Darauf frug es wieder: „Was?“ „Ich habe Lust zu essen,“ sprach der Mann; und sogleich war derselbe Tisch wieder da und wohlbesetzt mit Speise und Trank. Das gefiel dem Mann überaus wohl; in seiner Freude betrachtete er bald den Amboß, bald den Tisch, und dachte: „'s ist doch gut, daß ich zwei solche Geräthe habe, da ist von keiner Seite was zu befahren!“ Er aß, er verweilte an seinem Tisch und trank viel, bis er schlafrig wurde und die Augen ihm zufielen. „Wohlan,“ dachte er, „ich habe ja keine Eile,“ warf sich der Länge nach auf den Rasen und schlief ein.

Wie standen unterdeß die Sachen auf dem Schiffe? Die Männer vermeinten einen guten Tausch gemacht zu haben, aber was begab sich? Als sie eine Mahlzeit halten wollten, da war der schöne Tisch fort! Man überlegte die Sache und sprach zu einander: „O weh, der Reisende hat den Amboß von uns bekommen und den Tisch auch mitgenommen!“ Was war zu thun? Sie machten sich auf, dem Mann nachzujagen ob sie ihn noch greifen konnten. Da er nun schlief, so würden sie ihn leicht gefaßt haben, allein sie machten mit Geschrei und Getrappel solchen Rumor, daß der Mann vor ihrer Ankunft davon erwachte. Schnell aufspringend, begriff er gleich daß es die Schiffer waren, die ihm nachsetzten, und schlug in seiner Noth dreimal auf den Amboß. Sogleich erschienen zwölf Männer und frugen wozu man sie gebrauche. „Hauet die Schiffer, die mir nachsetzen, nieder,“ sprach der Mann. Da entstand ein gewaltiger Tumult, und die Männer prügelten auf die Schiffer los, daß sie beinahe den Geist aufgaben und endlich ihrer Länge nach am Boden lagen, worauf jene wieder verschwanden. Als von Seiten der Schiffer nichts mehr zu befürchten war, ließ der Mann seinen Eßtisch in des Unsichtbaren Obhut und ging, seinen Amboß tragend, weiter. Bald erreichte er seine Heimath und ging stracks nach der königlichen Burg. Hier feierte man eben die Hochzeit seiner Frau mit des Königs ältestem Sohne, als der Mann, in einem Haufen Volkes sich mengend, hineintam. Er war ein sehr guter Spielmann, so bat er um Erlaubniß, zur Ergötzung der Leute etwas aufspielen zu dürfen. Dies gestattete man ihm und er spielte so schön,

daß alle ihm wohlgeneigt wurden. Auch die Braut fühlte Theilnahme und ſagte: „Man muß dieſem Spielmann zu trinken geben, vielleicht wird er dann frohlich und ſpielt noch beſſer.“ Gleich brachte man eine Bowle Branntwein und die Braut reichte ihm den Trank mit eigener Hand. Als er die Bowle empfangen hatte, ließ er beim Trinken ſeinen Fingerring hineinfallen, den er einſt von ihr bekommen und ſtellte ihr die leere Bowle wieder zu. Die Frau bemerkte den Ring auf dem Boden der Bowle, erkannte ihn gleich und ſagte: „Jetzt laß ich mich nicht mit dem Sohn des Königs trauen, und wenn Ihr mich in drei Stücke zerhiebet; mein erſter Gatte iſt noch am Leben!“ Da errietben alle die Sache; ſie ſprachen: „Es iſt dieſer Spielmann!“ und drangen auf ihn ein; der Mann aber ſchlug dreimal auf ſeinen Amboß, die zwölf Manner kamen ihm zu Hulfe und prügelten das ganze Volk, ja ſogar die königliche Familie zu Tode. Da nun die bisherigen Gewalthaber nicht mehr lebten, ſo bekam der Mann ſein Weib zurück und wurde ſelbſt König in der Burg, wo er noch jetzt glücklich lebt.

XXIV. Finniſches Märchen.

Anton Punhaara.

(Aus Erman's Arch. f. Rußland Bd. XVI. p. 230 sq. im Ausland, 1857. Nr. 27 S. 641—644. Text in Suomen Kansan ſatuja T. II. S. 127—143.)

Zwei kundige Manner kamen auf ihrer Wanderung an einem Abend zu einer Hütte, wo ſie um ein Nachtlager anhielten, allein in der Stube ſchlief ſchon ein vor ihnen angekommener Fremder, der ein reicher Fuchspelzhandler war, und da die Hausfrau krank lag, ſo wußte der Hausherr keinen beſſern Platz mehr für die neuen Gäſte als oben auf dem Pferdeſtall. Die Männer waren damit zufrieden, und begaben ſich an den ihnen angewieſenen Ort, wo ſie auch angenehm ruhen konnten, da es gerade eine ſchöne Sommernacht war. Um die mitternächtliche Zeit aber weckte ſie ein klägliches Geſchrei, das aus der Stube kam; denn die Hausfrau hatte plotzlich Wehen bekommen. Der jungere Kundige ſagte zu ſeinem Gefahrten: „Hilf dieſem Weibe von ſeiner Qual; es iſt traurig ſie wehklagen zu horen;“ allein der altere erwiederte: „Noch iſt nicht die

rechte Zeit zum Helfen," und wendete ſich auf die andere Seite. Sein jüngerer Gefährte hub wieder an: „Die Zeit der Noth iſt immer die rechte zum Helfen," und zürnte über den Zögerer. „Nun, ich habe nach Kräften geholfen," verſetzte dieſer, und als er dies eben ſagte, ſiehe da lag ein Knäblein in den Armen der Frau. Derjenige, welcher zuerſt geſprochen, frug weiter: „Wohl! was für ein Menſch ſoll denn ſeiner Zeit aus dieſem Kinde werden?" „Meines Bedünkens wird es der Erbe des reichen Kaufmanns, der jetzt in der Stube übernachtet," entgegnete der Hauptkundige, und ſchickte ſich wieder an zu ſchlafen.

Unterdeß war der Kaufmann, ob des Geſchreies in der Stube keine Ruhe findend, in den Hof hinaus gegangen und hatte das Zwiegeſpräch der beiden auf dem Stalle liegenden Kundigen angehört. Dieſes beſchäftigte ihn die ganze Nacht dergeſtalt, daß kein Schlaf mehr in ſeine Augen kam. Nach vielem Ueberlegen faßte er endlich den Entſchluß, jenes in der Nacht geborne Kind durch irgend eine Liſt aus der Welt zu ſchaffen, damit die Weiſſagung der Kundigen zu Schanden würde. In dieſer Abſicht ging er am andern Morgen zu dem Beſitzer der Hütte, beklagte ihn, daß er als armer Mann ſo viele Kinder habe, und erbot ſich den Neugebornen als Pflegeſohn zu erziehen. Nun, die Eltern waren gleich bereit dazu, verhoffend, daß ihr Kind unter des reichen Mannes Obhut ein beſſeres Glück finden werde als in ihrem armen Hauſe. Darob ſehr vergnügt, ſuchte der Kaufherr die Mutter auf alle Weiſe zufrieden zu ſtellen, und gab ihr auch Geld zur Erziehung der andern Kinder, er ſelbſt reiſte mit ſeinem kleinen Pfleglinge ab, und freute ſich als ob er ein recht gutes Geſchäft gemacht hätte; gegen das Kind war er jedoch feindſelig geſtimmt. Als nun ſein Weg durch einen dichten Wald führte, da ging er mit dem Säugling ſeitwärts ab, und hing ihn an den Aſt eines Baumes, damit er im Wald verſchmachtete. Allein was begab ſich? Kaum war der Kaufmann mit ſeinen Pelzen weiter gegangen, da kam ein Holzfäller deſſelben Weges: dieſer hörte ein Kindergeſchrei, ging der Stimme nach, und ſah zu ſeiner Verwunderung wie jenes Knäblein jammernd an einem Aſte hing. Er eilte ſogleich auf den Baum zu, nahm das Kind herunter, und trug es in ſeinen Kleidern nach Hauſe. Dann verſchaffte er ihm eine Amme, und erzog es als wäre es ſein eigenes geweſen. So wurde aus dem Knäblein ein ſchöner und ſtattlicher Knabe, den ſein Pflegevater Anton nannte; aber des Dorfes Bewohner, als ſie des Knaben Abkunft vernahmen, gaben ihm noch den Beinamen Puuhaara (Baumaſt).

Es vergingen ein Paar Jahrzehnte und Anton war mittlerweile zum jungen Manne erwachſen. Da traf ſich's, daß jener reiche Kaufs-

pelzhändler wieder in dieſelben Gegenden kam, die er einſtmals beſucht hatte. Er kehrte aber diesmal in der Hütte jenes Holzfällers ein, da er nicht mehr vor den Leuten, die ihm ihr Kind mitgegeben, erſcheinen wollte. Spät am Abend horte er zufällig, wie ein junger Menſch, der im Hauſe war, Anton Puuhaara gerufen ward, was ihm ſonderbar vorkam. Er frug ſeinen Wirth, woher der Jüngling einen ſo wunderlichen Namen (Baumaft) bekommen. Der Alte erklarte ihm die Veranlaſſung, und erzählte dabei wie er dieſen Burſchen als Kind am Aſt eines Baumes gefunden und, da er ſelbſt ohne Kinder war, als Pflegeſohn angenommen. Der Kaufmann erſchrak und begriff nun alles, allein er ließ ſich nichts merken. Er ſagte nur: „Das iſt einmal eine Geſchichte! Etwas Wunderlicheres habe ich nie erlebt.“ Dann legte er ſich nieder und ſann auf eine Liſt, wodurch er den Jüngling vernichten konnte, damit jene Weisſagung, die ihn jetzt von Neuem quälte, nicht Wahrheit würde.

Die Nacht verging und der Morgen kam. Da ſagte der Kaufmann zu dem Holzfäller: „Ich habe daheim ein wichtiges Geſchäft, kann aber jetzt nicht zurückkehren; würde nicht Dein Pflegeſohn einen Brief von mir nach Hauſe beſtellen?“ „Das hat keine Schwierigkeit,“ verſetzte der Holzfäller, und forderte Anton auf den Brief des reichen Mannes an Ort und Stelle zu bringen, indem er dafür gute Belohnung verhoffte. In dem Briefe hatte aber der Kaufmann ſeiner Familie befohlen, den Ueberbringer an einer Birke aufzuknupfen, die vor ſeinem Hauſe ſtand. Nichts Böſes ahnend, übernahm Anton gutes Muthes den Auftrag. Als er einen Tag gewandert war, kam er zum Fuß eines Berges, wo man im Schatten von Bäumen auf dem Mooſe angenehm ruhen konnte. Aus Müdigkeit ließ er ſich hier nieder und ſchlief feſt ein, den Brief des Kaufmanns in der Hand haltend. Da kamen zufällig zwei reiſende Schüler an dieſelbe Stelle; ſie ſahen wie der Brief des Schlafenden zwiſchen ſeinen Fingerſpitzen ſteckte und nahmen ihn aus Uebermuth, um den Inhalt zu leſen; dieſer offenbarte ihnen des Schreibers tückiſche Schlauheit, und ſo beſchloſſen ſie gleich ihn ſelbſt zu betrügen. Auf ihren Reiſen waren ſie mehremals bei dem Kaufmann eingeſprochen, und kannten jedes Weſen das auf ſeinem Gute lebte. So ſetzte ſich der eine auf einen Stein und ſchrieb, des Kaufherrn Handſchrift geſchickt nachahmend, einen anderen Brief, worin der Befehl ganz anders und alſo lautete: „Wenn der Ueberbringer dieſes Schreibens ankommt, ſo gebet ihm unverzuglich meine Tochter zum Weibe; denn ich habe ſie ihm verſprochen. Ferner will ich daß man meinem Hunde Mufti, der vor Alter ſtumpf zu werden anfängt, eine Schnur um den Hals binde, und ihn an der Birke auf unſerem Hofe aufknupfe. Dieſe meine Befehle muſſen

vollſtreckt ſein ehe ich heimkehre, ſonſt wird es Euch ſchlecht ergehen.“ Als der Brief geſchrieben war, ſteckten ihn die Studenten dem Schlafenden zwiſchen die Finger und reiſten weiter.

Anton erwachte endlich und ſetzte ſeinen Marſch mit Eifer fort, bis er auf das Gut des Kaufmanns kam wo er das Schreiben abgab. Die Hausfrau verlas es laut im Beiſein der ganzen Familie. Der Befehl kam allen ſonderbar vor; da ſie aber an der Aechtheit des Briefes nicht zweifelten, ſo gab man ohne weiteres Bedenken die Tochter dem Anton zur Frau, und hing den alten Muſti an die große Birke.

Nach einigen Wochen kam der Kaufherr ſelbſt zurück, und ſah ſchon aus einiger Entfernung etwas Schwarzes an dem Baume hängen. Er war hocherfreut darüber, weil er glaubte, es ſei Anton Puuhaara, trieb ſein Pferd zu ſchnellerem Laufe an, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Ei, mein viel werther Anton, baumelſt Du jetzt in guter Ruh? Wohl meine Güter wirſt Du nicht mehr erben!“ Im nächſten Augenblick war er angelangt; aber wie ganz anders ward ihm zu Muthe, als er den alten treuen Muſti an der Birke hängen ſah, und Anton ihm, von der Familie umgeben, leibhaft entgegen kam? Der Kaufherr ſah gleich ein, daß Jemand dem ächten Brief einen falſchen untergeſchoben haben muſſe, allein er war viel zu klug um darüber Verdruß merken zu laſſen. Er wünſchte Anton Glück zum Beſitz ſeiner Tochter und ſagte: „Wohl, da Du mein Schwiegerſohn geworden biſt und muthmaßlicher Weiſe einſt mein ganzes Vermögen erben wirſt, ſo ziemt es ſich, daß Du mit kühner That ein ſolches Vermögen verdienſt. Ich habe immer darüber nachgedacht, was für ein Beruf wohl der glücklichſte wäre, und ſo wurde ich endlich Kaufmann; aber ich bin meiner kaufmanniſchen Beſtrebungen ſatt geworden und ſehne mich zu erfahren, welche Beſchäftigung für mich die paſſendſte von allen wäre. Um dieſe Kunde für mich zu erlangen, mache Dich auf, reiſe nach Pohjola, und befrage die Louhi, wie der Menſch ſein beſtes Glück erfaſſen kann. Haſt Du die Kunde erlangt, ſo kehre wieder.“

Da Anton keine Argliſt ahnte, ſo zeigte er ſich gleich bereit. Er ergriff den Wanderſtab und brach auf nach dem fernen Pohjola. Als er ſchon eine Zeitlang gewandert war, kam er plötzlich vor einen grauſigen Berg oder Felſenfeſten, auf deſſen Gipfel ein furchterlich langer Mann von ſcheußlichem Anſehen ſtand, der ein zu einem Klumpen geballtes Gewölk, in welchem acht Wirbelwinde niſteten, auf ſeinem Kopfe trug. Als dieſer Anton bemerkte, rief er ihm freundlich entgegen: „Wohin wanderſt Du, Sohnlein?“ Anton nannte ihm das Land und ſeinen Auftrag. „Wohl entgegnete der Rieſe — ſo thu' auch etwas für mich. Ich habe einen Garten, der ſonſt die beſten Früchte hervorbrachte, jetzt aber iſt Alles

abgeſtorben. Frage die Louhi, wie man meinem Garten wieder aufhelfen kann, ich gebe Dir meinen beſten Hengſt mit auf die Reiſe.“ Anton gelobte dies, erhielt den Teufelshengſt, und ſetzte reitend ſeine Reiſe fort.

Nach einiger Zeit hörte er ein furchtbares Getöſe, von dem die Erde erbebte, und kam alsbald zu einer großen ſteinernen Burg. Am Portal derſelben ſtand ein Rieſe mit einem ungeheuren Schluſſel in der Hand. Dieſen ſtieß er von Zeit zu Zeit in das Loch des Schloſſes, um das Portal zu öffnen; da der Schluſſel aber nicht im Schloß ſich drehen ließ, ſchlug der Rieſe wüthig mit der Fauſt gegen die Thorflügel, daß die ganze Umgegend erdröhnte, und das Fundament der Burg erſchüttert ward. Dem Anton wurden vor Schrecken die Hoſen am Leibe ſchlapp; als er aber etwas an den Lärm ſich gewöhnt hatte, faßte er ein Herz, ging auf den Rieſen zu, und bot ihm guten Tag. Dieſer kratzte ſich in ſeinem Unwillen hinter den Ohren und ſagte, zu Anton gewendet: „Wohin des Weges, Söhnlein?“ Anton nannte ihm das Land und ſeine Botſchaft. „Nun, wenn Du dahin reiſt, ſo nimm auch meine Angelegenheit wahr, und erkunde wo der rechte Schluſſel zu meiner Burg iſt, da ich das Thor nicht aufſperren kann. Wenn Du das erfahrſt, ſo verſpreche ich Dir meinen beſten Schatz zum Lohne.“ Anton gelobte dies, ſagte dem Rieſen Lebewohl und ritt weiter.

Da der junge Mann einen Teufelshengſt ritt, ſo machte er die Reiſe gar ſchnell und in einem Nu befand er ſich wieder vor einer Teufelsburg, die ein eben ſolcher Berg war wie die vorigen. Auf dem Berge wuchs eine mächtig hohe Tanne, in deren Wipfel ein Rieſe ſaß, der einen ungeheuer langen Spieß in der Hand hielt. An der Erde brannte ein großes Feuer, in welchem der Rieſe vom Wipfel herab einen an ſeinem Spieß ſteckenden ganzen Hirſch ſich briet. Kaum hatte Anton bemerkt, als er ihm zurief: „Komm, Söhnlein, und nimm auch Du Dir ein Stück von dem Braten!“ Anton, den der Hunger ſehr quälte, beſann ſich nicht lange und jagte auf ſeinem guten Roß herbei. Nachdem er ſich ſatt gegeſſen, wollte er weiter, allein der Rieſe rief ihm nach: „Warum ſo eilig, Söhnlein, und wohin reiteſt Du von hier?“ Als Anton ihm darauf Beſcheid gegeben, fuhr der Rieſe fort: „Wohl, wenn Du nach Pohjola kommſt, ſo frage doch auch, warum ich immer auf dem Baume ſitzen muß. Dann und wann gelingt es mir zwar einen Hirſch oder ſonſt ein Wild aufzuſpießen, wenn aber der Wald keine Beute liefert, ſo muß ich vor Hunger faſt umkommen.“ Anton übernahm gern den Auftrag, dankte für die Bewirthung, und jagte auf ſeinem Hengſt weiter.

Er hatte wieder ein ſchönes Stück Reiſe zurückgelegt, als er zu einem großen Fluß kam. An dem Ufer deſſelben ſtand ein Kahn, und

im Kahn saß ein altes Weib mit krummem Rücken, das ein Steuer in der Hand hielt. Anton fragte die Alte, „ob er in dem Kahn übersetzen könne?“ „Das könnt Ihr freilich,“ sagte sie, „auch ist es meine Schuldigkeit Euch hinüber zu steuern; allein wo lasset Ihr Euer Pferd?“ „Hier am Ufer laß ich es bis zu meiner Wiederkehr, denn es scheint hier gutes Futterkraut zu wachsen.“ Er band sein Pferd ans Ufer und stieg zu der Alten ins Fahrzeug. Während der Ueberfahrt fragte sie ihn, „warum er in ein so fernes Land sich begebe?“ Der Jüngling sagte ihr den Grund und frug dagegen: „ob es bis Pohjola noch weit habe?“ Die Alte entgegnete: „Das Haus der Louhi ist nicht mehr fern von hier; beinahe seid Ihr am Ende Eurer Reise. Sobald Ihr ans Land gestiegen, gehet nur ganz gerade fort, und bald werdet Ihr Pohjola erblicken; dann aber fragt die Louhi doch auch, wie ich von dem sauern Geschäfte die Wanderer hier überzusetzen befreit werden kann; denn schon vierzig Jahre lang bin ich Fährfrau, und möchte nun, im Greisenalter, endlich ausruhen.“ Anton versprach ihr, warum sie gebeten, und ging, als er wieder am Lande war, zu Fuß weiter. Bald kam er in eine angebaute Gegend und zu einem Bauerhofe, den er als Louhi's Haus erkannte. Er schritt eine Anhöhe hinab in den Vorhof und aus diesem in die Wohnstube.

In der Stube fand er nur Louhi's Tochter, die Prodicig lucrete. Anton grüßte sie, setzte sich zu ihr auf die Bank und frug nach der Frau des Hauses. Das Mädchen sagte: „Meine Mutter ist jetzt nicht daheim, wollt Ihr aber bis zum Abend verziehen, so könnt Ihr sie heute noch sprechen.“ Der junge Mann blieb also und plauderte zum Zeitvertreib allerlei mit dem Mädchen, das ihn seinerseits frug, „von wannen und in welcher Angelegenheit er gekommen?“ Anton sagte: „Da und dort bin ich her, und komme, um Eurer Mutter über allerlei Dinge zu befragen.“ Auch sagte er, über was er alles Auskunft wünsche. „Ei,“ bemerkte das Mädchen, „da wollt Ihr ja Wichtiges erfahren, und über solcherlei giebt meine Mutter ungern Auskunft; doch erhaltet Ihr sie vielleicht, wenn Ihr meinem Rath folgen wollt. Sobald es Abend wird, versteckt Euch da hinterm Ofen, auf daß die Mutter Euch nicht sehe, wenn sie heimkehrt, so könnt Ihr genau hören was wir mit einander sprechen, und habt Ihr den Bescheid auf Eure Fragen vernommen, so schleicht Euch in der Nacht wieder zum Hause hinaus und tretet den Rückweg an.“ Ihr wisset schon, daß Anton ein schmucker Bursche war, und so meinte es das Mädchen gut mit ihm.

Anton verweilte den ganzen übrigen Tag in der Stube mit Louhi's Tochter plaudernd, als es aber dunkel wurde, begab er sich hinter den

Ofen, wie ihm gerathen war. Endlich kam die Alte heim, und frug ihre Tochter ob in ihrer Abwesenheit Fremde dagewesen seien. „Ja, einer war hier," sagte diese, „er wollte allerlei von Euch wissen; da Ihr aber nicht nach Hause kamt, so eilte er wieder fort, um von Andern Auskunft zu erhalten." „Oho," versetzte Youhi, „was wurde ich nicht gewußt haben, das Andere besser wissen sollten! Hat der Fremde vielleicht gesagt, was er erfunden wollte?" „Ja wohl," entgegnete die Tochter, „vor allem wollte er wissen, in was für eine Beschäftigung der Mensch sein bestes Glück erfassen kann." „Ei, sich doch! Der war ein schlauer Frager, und schwerlich würd' ich ihm dies offenbart haben; allein vergebens müht er sich ab es von Anderen zu erfunden; denn außer mir weiß es Niemand, und ich selbst sage es nicht gern; jedoch, da es einmal hier zur Sprache gekommen, so will ich Dir's sagen: sein bestes Glück verschafft sich der Mensch durch den Ackerbau; man muß die Bäume mit der Wurzel ausroden, alle Steine zu Haufen tragen und das Feld von Unkraut säubern." Die Tochter sprach: „Ferner wollte der Mann erfahren, warum der Garten eines gewissen Riesen jetzt abstirbt, da er doch sonst so schön gewuchert hat?" „Auch darauf hätt' ich die passende Antwort gewußt," versetzte Youhi, „im Garten des Riesen haust eine Schlange, die ihn mit ihrem Athem austrocknet: wenn er die Schlange zwischen zwei Steinen tödtet, so würde der Garten wieder saftig werden und alles darin lustig gedeihen." — „Hat der Fremde noch Anderes gefragt?" „Ja," antwortete das Mädchen, „er sagt daß ein anderer Riese in seine eigene Burg nicht kommen könne, und wünsche deshalb zu wissen, wohin der rechte Schlüssel zur Burg gerathen ist, da er das Thor in keiner Weise öffnen kann." „Nun, das war einmal der Erfundigung werth!" sagte Youhi, „der rechte Schlüssel liegt unter dem Thor; man braucht nur die obersten Dammsteine aufzuheben, da wird er sich finden. Hat der Mensch noch weiter gefragt?" „Ja," sagte die Tochter, „wieder ein anderer Riese soll schon lebenslang auf einem Baum sitzen und möchte darüber beichtet sein, wie er endlich auf die Erde gelangen kann?" „Nun, auch dazu bedarf es wenig," sagte Youhi, „man braucht nur mit einem Stock aus Erlenholz an die Wurzel des Baumes zu rühren, so fällt gleich das ganze Wipfelstück als gediegenes Gold herunter, und der Riese mit ihm, wo er dann nach Gefallen sich tummeln kann. Hat der Mensch sonst nichts mehr wissen wollen?" „Nur das noch," sprach die Tochter, „auf welche Weise jenes alte Weib, das in seinem Kahn die Reisenden über den Fluß schafft, von diesem Frohndienst erlöst werden könne?" „O, wie schwachsinnig ist die Alte!" sagte Youhi, „wenn der erste Ueberzufahrende kommt, so soll sie ihn hinüber rudern, dann aber

vor ihm aus Ufer springen und, mit der linken Ferse den Kahn ins Wasser zurückstoßen, also sprechend: „Ich gehe fort, Du bleibst hier!“ Dann ist sie frei, und der andere muß ihr Geschäft übernehmen. Jetzt sind also die Frauen zu Ende?“ „Ja,“ sprach die Tochter, „sonst hat der Mann noch nichts sich erkundigt.“

Anton Pumhaara hörte in seinem Versteck hinter dem Ofen das ganze Gespräch, merkte sich die Antworten der Vouhi, und lauerte dann auf eine gute Gelegenheit zu entkommen. Auch hörte er bald ein starkes Schnarchen, aus welchem er abnahm, daß die Alte nun schlief; da ließ er sich sachte aus seinem Winkel auf den Boden hinab, schlich auf den Zehen durch die Thür in den Hof hinaus, und trat emsig den Rückmarsch an. Als er wieder zum Ufer jenes Flusses kam, rief ihm die Fährfrau gleich entgegen: „Hast Du in meiner Sache was erfahren, lieber Ermuntring?“ „Ei, wie sollte ich das nicht!“ sprach Anton, „bringe mich nur erst hinüber, so sag ich Dir's.“ Die Alte that ihr Schuldigkeit, und Anton sagte ihr dann wie sie des harten Dienstes für immer los werden könne. Darob hocherfreut, dankte sie ihm vielmal, und setzte sich wieder in ihren Kahn, des nächsten Reisenden harrend, dem sie dieses Amt überlassen könne. Anton schwang sich auf seinen am Ufer zurückgebliebenen Hengst und setzte die Heimreise fort. Er kam zuerst wieder an den Berg, wo er das Fleisch des Hirsches verzehrt hatte. Da saß der Riese noch im Wipfel der Tanne und rief ihm schon aus der Ferne zu: „Sei gegrüßt, Söhnlein, hast Du aber meine Sache was erkundet?“ „Ei freilich,“ sprach Anton, „warte nur einen Augenblick!“ Darauf brach er einen Stab von einer Erle, schlug damit an des Baumes Wurzel, aus sogleich fiel der Wipfel als Wald prasselnd an die Erde, und mit ihm der Riese. Als dieser so zum ersten Mal auf seinen Beinen stand, begann er vor Freude zu hüpfen und zu springen, und sprach zu Anton: „Da Du diese Liebeswerk an mir gethan, womit soll ich Dich belohnen?“ „Ich verlange keinen Lohn,“ sagte der Jüngling, „wolltst Du mir aber etwas schenken, so bitt' ich Dich um einen Zweig von dem Wipfel der Tanne, in welchem Du zur Erde gefallen bist.“ Da brach der Riese einen ganzen Haufen goldener Zweige von dem abgefallenen Wipfel und verehrte sie Anton. „Schönen Dank,“ sagte dieser, „mit den Zweigen kann ich jetzt mein Pferd antreiben,“ stieg auf dessen Rücken und sprengte weiter.

Zunächst kam er vor die andere Burg, an deren Pforte der Riese mit dem unrechten Schädel stand. Diesem sagte er: „Der rechte Schädel liege unter dem Portal,“ und bekam des Burgherrn besten Schatz zum Lohn, wie dieser ihm versprochen hatte. Von da führte ihn

ſein Weg nach der dritten Teufelsburg, deren Beſitzer ihm jenen Hengſt geliehen hatte. Zum Dank für die Weiſſagung, wie er ſeinen Garten wieder ſaftig und fruchtbar bekommen könne, ſchenkte ihm der Rieſe das Pferd, und nun legte er auf deſſen Rücken das letzte Stück Weg bis nach Hauſe zurück.

Der Schwiegervater ſtutzte ſehr als er Anton Puuhaara, deſſen Tod er geholft hatte, wieder heimkehren ſah und fragte ihn unwillig: „Haſt Du auf Deine Erkundigung Beſcheid erhalten, da Du ſchon wieder zurück biſt?“ „Ei, wie ſollte ich nicht?“ ſagte Anton, „ich weiß ſchon Alles.“ „Nun, wodurch verſchafft ſich der Menſch ſein beſtes Glück?“ frug der Kaufherr. „Das thut er, wenn er den Acker beſtellt,“ antwortete Anton, und wiederholte dann was Louhi hinzugeſetzt hatte. Dem Kaufherrn ging es ſehr zu Herzen daß er ſeinen Eidam auch dieſes Mal nicht los geworden war, aber am ſchlechteſten ward ihm zu Muthe, als er erfuhr, welchen Reichthum Anton auf der Reiſe erworben. Vor Neid darüber that er im Hauſe gar keine Arbeit mehr, ſondern überließ ſein ganzes Gut dem Anton Puuhaara zur Obſorge, und wanderte deſſelben Wegs, wie vorher Anton, um auch ſeinerſeits etwas Koſtbares zu erſchnappen. Nach einiger Zeit kam er zu eben den Fluſſe, über welchen Anton gefahren, und ließ ſich von der Alten ans jenſeitige Ufer ſteuern; aber kaum angelangt, ſprang ſie vor ihm ans Land, ſtieß den Kahn mit ihrer linken Ferſe in den Fluß zurück und ſagte: „Ich gehe ab, Du bleibſt hier!“ Da mußte nun der reiche Fuchspelzhändler ſein ganzes übriges Leben ein geplagter Fährmann ſein. Bei Louhi aber hat keiner mehr zu thun, ſeitdem Anton Puuhaara ſolche Kunde erhalten, daß jeder Suomalainen (Finne) wiſſen muß, wie er zum beſten Glücke gelangen kann. Anton Puuhaara bewirthſchaftete ſeines Schwiegervaters Gut, auf welchem er mit ſeinem Weibe glücklich lebte; und er wurde des reichen Kaufmanns Erbe, wie jener Kundige bei ſeiner Geburt vorhergeſagt hatte.

XXV. Rumänisches Märchen aus Siebenbürgen

Armuţ Würdje.

(Ausland, 1858. Nr 51. S. 2129–2123.)

Eine Kaisertochter stand einst am Fenster und sah hinaus auf ihren Garten, wo viele kostbare Blumen blühten. Und der Wind wehte ihr ein grünes Blatt zu, das steckte sie spielend in den Mund und verschluckte es. Bald darauf ward sie guter Hoffnung und konnte ihren Zustand nicht lange verbergen. Der Kaiser aber und die Kaiserin, als sie denselben wahrnahmen, waren sie zornig und ließen sie in einem geschlossenen Wagen durch zwei Diener in einen Wald bringen. Daselbst sollten sie sie tödten und ihren kleinen Finger und ihr Herz als Wahrzeichen zurückbringen. Wie nun aber die Diener Hand an sie legten, um den schrecklichen Befehl zu vollziehen, sprach die Kaisertochter: „Erbarmt Euch meiner und tödtet mich nicht, sondern mein Hündchen; bringet sein Herz dem Kaiser und der Kaiserin zum Wahrzeichen, und den kleinen Finger will ich mir selbst abhauen; ich aber will nie mehr heimkommen und Ihr sollt meinetwegen keine Widerwärtigkeit haben." Und weil sie so schön war, willigten die Knechte ein, tödteten den Hund, nahmen sein Herz und den kleinen Finger der Kaisertochter, den sie sich selbst abhieb, und brachten beides dem Kaiser und der Kaiserin. Die Kaisertochter aber las Reisig zusammen und machte sich eine Hütte unter einem großen Baum. Und es kam ihre Zeit, und siehe, sie hatte plötzlich einen Knaben in ihren Armen, der war schön und stark wie kein anderes Menschenkind, weinte aber fort und fort und sie konnte ihn nicht stillen. Eines Tages kam der Heiland, der wie das Rumänenvolk glaubt, zuweilen auf die Erde herabsteigt und in die Wohnungen der Gläubigen tritt, mit Petro durch den Wald, hörte des Kindes Weinen, sie traten in die Hütte und baten um Nachtherberge. Von dem Augenblick an weinte der Knabe nicht mehr. Als es Essenszeit war, reichte die Kaisertochter den Gästen und bat sie zuzugreifen. Christus nahm den Aschenkuchen und wie er denselben berührte, ward ein Mehlkuchen daraus wie ein Wagenrad so groß und wie Schnee so weiß. Und sie aßen alle und wurden satt. Am Morgen holte die Kaisertochter klares Wasser aus der nahen Quelle, und die Gäste wuschen sich, dankten und wollten gehen. Da wandte sich Christus um und sprach: „Wie heißt Dein Sohn?" Die Kaisertochter erwiederte: „Er ist nicht getauft." „So will ich ihn taufen," sprach Christus; „Armuţ

Wärdje sei sein Name sein!“ Und Petrus schenkte ihm einen Stab, eine Büchse und ein Schwert; darauf verließen beide die Hütte und verschwanden im Walde. Aus dem Stabe aber wuchs ein Birnbaum vor der Hütte, der goldene Birnen trug; Schwert und Büchse hatten die Eigenschaft, dem der sie trug, den Sieg zu verschaffen über jeglichen Feind. Mit der Büchse erlegte Arunje Wärdje allerlei Wild und brachte es seiner Mutter, die daraus Speisen bereitete. Eines Tages fragte er seine Mutter: „Habe ich denn weder Vater noch Großvater?“ Und die Mutter erzählte ihm, wie sie von seinem Großvater, der ein mächtiger Kaiser sei, verstoßen worden, und wie sie in den Wald und er zur Welt gekommen. Da entbrannte Arunje Wärdje von Zorn, nahm Büchse und Schwert und zog aus, um seinen Großvater aufzusuchen. Wie er aus dem Walde kam, bestieg er einen hohen Berg, sah um sich und erblickte unten im Thal ein schönes Schloß. Da meinte er, das sei des Großvaters Wohnhaus, ging darauf zu, und trat, obgleich er durch das Fenster sieben Drachen (Smeu) in einem der Gemächer versammelt sah, ohne Furcht ein. Wie die Drachen ihn erblickten, sprangen sie auf ihn los und wollten ihn fassen. Er aber zog sein Schwert und schlug sechsen die Köpfe ab; der siebente flehte um Gnade und versprach ihm alle Schätze des Schlosses zu zeigen, wenn er seines Lebens schone. Arunje Wärdje ließ sich von ihm durch alle Gemächer führen und ergötzte sich an der Pracht, die in denselben herrschte. Weil er aber dem Smeu nicht traute, faßte er ihn am Kopf und warf ihn in eine entlegene Kammer, die Niemand öffnen konnte, der nicht den einzigen dazu passenden Schlüssel besaß. Dann ging er zurück in den Wald, holte seine Mutter und sie bezogen das Schloß, vor welches er auch den goldenen Birnbaum verpflanzte. Als sie sich nun eingerichtet hatten, übergab Arunje Wärdje die Schlüssel aller Gemächer seiner Mutter, jenen ausgenommen, der die Kammer öffnete, in die er den Smeu geworfen hatte, und zog aus, um mit den Thieren des Waldes zu kämpfen. Allemal aber wenn er ausging, blühte der Birnbaum und trug Früchte in großer Zahl, die aber nicht eher zur Reife kamen als bis er zurückkehrte. Eines Tages ward die Mutter inne, daß ihr Arunje Wärdje den Schlüssel von jener Kammer nicht übergeben habe, und sogleich erwachte in ihr die Begierde zu wissen, was die Kammer enthalte. Während nun Arunje Wärdje schlief, schlich sie sich sachte an sein Bett und stahl den Schlüssel. Kaum aber war er am Morgen wieder ausgezogen, so öffnete sie die Kammer, und sofort verwandelte sich der Smeu in einen schönen Mann und schmeichelte ihr, also daß sie ihm ihr Herz zuwandte. Er aber sprach zu ihr: „Dein Sohn darf mich nicht sehen, darum wenn er zurückkommt, stelle Dich

XXV. Rumänisches Märchen aus Siebenbürgen

Armuje Christje.

(Ausland, 1856. Nr. 51. S. 1219–1223.)

Eine Kaiserstochter stand einst am Fenster und sah hinaus auf ihren Garten, wo viele seltsame Blumen blühten. Und der Wind wehte ihr ein graues Blatt zu; das hielt sie sprechend in den Mund und verschluckte es. Bald darauf ward sie guter Hoffnung und konnte ihren Zustand nicht lange verbergen. Der Kaiser aber und die Kaiserin, als sie den wilden Gesellen nahmen, waren so zornig und liefen sie in einem geschlossenen Wagen durch zwei Länder in einen Wald bringen. Daselbst sollten sie sie töten und ihren kleinen Finger und ihr Herz als Wahrzeichen zurück bringen. Wie nun aber die Diener Hand an sie legten, um den grausamen Befehl zu vollziehen, flehte die Kaiserstochter: „Erbarmt Euch meiner und tötet mich nicht, sondern mein Kindchen, bringt sein Herz dem Kaiser und der Kaiserin zum Wahrzeichen, und den kleinen Finger will ich mir selbst abhauen, ich aber will wie mehr heimkommen und Ihr sollt meinetwegen keine Widerwärtigkeit haben.“ Und weil sie so schön war, weinten die Knechte ein, töteten den Hund, nahmen sein Herz und den kleinen Finger der Kaiserstochter, den sie sich selbst abhieb, und brachten beides dem Kaiser und der Kaiserin. Die Kaiserstochter aber tat Kräuter hinein und machte sich eine Hütte unter einem großen Baum. Und es kam ihre Zeit, und siehe, sie hatte plötzlich einen Knaben in ihren Armen, der war schön und stark wie kein anderes Neugeborenes, wuchs aber fort und fort und sie konnte ihn nicht hüten. Eines Tages kam der Heiland, der wie das Kaiserpaar glaubte, zuweilen auf die Erde herabging und in die Wohnungen der Christen trat, mit Petro durch den Wald. Sieht des Kindes Weinen, sie traten in die Hütte und baten um Nachtherberge. Von dem Augenblick an wuchs der Knabe nicht mehr. Als es Christus gut war, richtete die Kaiserstochter den Mittag und bat sie zugegen. Christus nahm den Kehrbesen und wie er denselben herabsetzte, ward ein Weinfaden daraus wie ein Stamm so groß und wie Trauben so viel. Und sie aßen alle und waren satt. Am Morgen holte die Kaiserstochter Wasser aus der nahen Quelle, und die Gäste wuschen sich, baden und wollten gehen. Da wandte sich Christus um und sprach: „Wie heißt Dein Sohn?“ Die Kaiserstochter erwiederte: „Er ist nicht getauft.“ „So will ich ihn taufen,“ sprach Christus: „Armuje

Wardje soll sein Name sein!" Und Petrus schenkte ihm einen Stab, eine Büchse und ein Schwert, darauf verließen beide die Hütte und verschwanden im Walde. Aus dem Stabe aber wuchs ein Birnbaum vor der Hütte, der goldene Birnen trug; Schwert und Büchse hatten die Eigenschaft, dem der sie trug, den Sieg zu verschaffen über jeglichen Feind. Mit der Büchse erlegte Arnulf Wardje starkes Wild und brachte es seiner Mutter, die daraus Speisen bereitete. Einst fragte er seine Mutter: „Habe ich denn weder Vater noch Großvater?" Und die Mutter erzählte ihm, wie sie von seinem Großvater, der ein mächtiger Natur sei, verstoßen worden, und wie sie in den Wald und so zur Welt gekommen. Da entbrannte Arnulf Wardje von Zorn, nahm Büchse und Schwert und zog aus, um seinen Großvater aufzusuchen. Als er aus dem Walde kam, erblickte er einen hohen Berg, sah um sich und erblickte unten im Thal ein schönes Schloß. Da meinte er, das sei der Großvaters Wohnung, ging darauf zu, und trat, obgleich er durch das Fenster seiner Frauen Zimmer in einem der Gemächer vernommen hatte, ohne Furcht ein. Wie die Frauen ihn erblickten, erzogen sie mit ihm Lee und wollten ihn halten. Er aber zog sein Schwert und hieb sechzig der Köpfe ab, der jüngste flehte um Gnade und versprach ihm alle Schätze des Schlosses zu zeigen, wenn er seines Lebens schone. Arnulf Wardje ließ sich von ihm durch alle Gemächer führen und zeigte sich an der Pracht, die in denselben herrschte. Weil er aber dem Zwerg nicht traute, hieb er ihm den Kopf und warf ihn in eine entlegene Kammer, die Niemand öffnen konnte, der nicht den einzigen dazu passenden Schlüssel besaß. Dann ging er zurück in den Wald, holte seine Mutter und sie bezogen das Schloß, vor welchem er auch den goldenen Birnbaum verpflanzte. Als sie sich nun eingerichtet hatten, übergab Arnulf Wardje der Schlösser aller Gemächer seiner Mutter, ließ ausgenommen, der die Kammer öffnete, in die er den Zwerg gesperrt hatte, und ging aus, um mit den Thieren des Waldes zu kämpfen. Allemal aber wenn er ausging, blühte der Birnbaum und trug Früchte in großer Zahl, die aber nicht eher zu Reife kamen als bis er zurückkehrte. Einst kam es der Mutter in den Sinn, daß ihr Arnulf Wardje den Schlüssel von jener Kammer nicht abgegeben habe, und plötzlich erwachte in ihr die Begierde zu wissen, was die Kammer enthalte. Während nun Arnulf Wardje schlief, schlich sie sich sachte an sein Bett und stahl den Schlüssel. Kaum aber war er am Morgen wieder ausgegangen, so öffnete sie die Kammer, und sofort verwandelte sich der Zwerg in einen schönen Mann und schmeichelte ihr, also daß sie ihm ihr Herz zuwandte. Er aber sprach zu ihr: „Dein Sohn darf mich nicht sehen, darum wenn er zurückkommt, heile Dich

todtkrank und verlange zu ſterben; dann wird er Dir verſprechen alles thun zu wollen was Du wünſchſt; bitte ihn darauf, er möge Dir ein Herzlein der verwunſchenen Sau bringen, damit Du davon eſſeſt — dann wirdeſt Du geneſen." Wie er die Worte geſprochen, wurden die Früchte reif am Birnbaum und Iranſe Würdje kam. Flugs kroch der Sauer in ſeine Kammer zurück, die Mutter aber ſtellte ſich todtkrank und ſprach ihr Verlangen nach einem Herzlein der verwunſchenen Sau aus. Da rief Iranſe Würdje: „Was auf Erden iſt, will ich Dir bringen!" ſchwang ſich auf ſein Pferd und ritt von dannen. Und der Birnbaum blühte. Unterwegs kam Iranſe Würdje zur heiligen Mutter Sonntag. Die ſetzte ihm Speiſe und Trank vor und ſprach: „Ich weiß was Du vorhaſt, Deine Mutter will Dich toddern, ſie liebt den Sauer; aber fürchte nichts, ſondern lege Dich hin und ſchlafe, ich will Dich wecken wenn's Zeit iſt." Und er legte ſich hin und ſchlief bis der Tag graute. Da weckte ihn die heilige Mutter Sonntag und ſprach: „Beſtrige mein Pferd, nimm dieſe Schaufel, dieſe Haue, dieſe Bürſte, dieſe Hanfroſte und dieſen Weckſtein. Das Pferd wird Dich in den Wald tragen, wo die verwunſchene Sau mit ihren Herzlein haust. Da ſollſt Du mit Haue und Schaufel eine Grube graben und Dich hineinſtellen, alſo daß Du nicht gſehen wirſt. Dann werden die Herzlein kommen und um die Grube herumſpielen. Die verwunſchene Sau aber wird nicht bei ihnen ſein, ſondern weit weg im weuten Lande. Sobald ſich Dir nun ein Herzlein nähert, ſuche es zu erhaſchen, damit es laut aufſchreie, dann wird die verwunſchene Sau herbeikommen und ihre Jungen fragen, welches gequickt habe, wird ſie zuſammenbeißen und ihnen verbieten wieder zu ſchreien. Wenn nun die Sau ſich entfernt haben wird, ſauge einen der Herzlein ab, es wird nicht ſchreien aus Furcht vor der Mutter, wenn Du es vorſichtig in ein Tuch wickelſt." Alſo that Iranſe Würdje. Wie er aber das Herzlein einhüllte, merkte er nicht, daß ein kleiner Haarbüſchel von dem Tuche nicht bedeckt ward. Als er nun ſchon eine Strecke zurückgelegt hatte, ſchrie plötzlich der unbedeckte Haarbüſchel ſo laut auf, daß es die verwunſchene Sau im weuten Lande hörte und wütend herbei- und hinter ihm drein kam. Da ſprach das Pferd der heiligen Mutter Sonntag zu Iranſe Würdje: „Wirf die Bürſte hinter Dich!" Er that's, und es wurde ein großer Milchſtrich daraus. Den ſoff die verwunſchene Sau zwar auf, aber Iranſe Würdje gewann mittlerweile einen Vorſprung. Da ſprach das Pferd: „Wirf die Hanfroſte hinter Dich!" Er that's, und es wurde ein dichter Wald daraus. Die Sau biß ſich zwar durch, aber Iranſe Würdje gewann mittlerweile abermals einen Vorſprung. Da ſprach das Pferd: „Wirf den Weckſtein hinter Dich!" Er that's,

und es wurde ein hoher Berg daraus. Während die Sau noch daran wuchs, langte Frunſe Wärdje unverſehrt bei der heiligen Mutter Sonntag an. Die gab ihm Speiſe und Trank und er ſchlief bis an den hellen Morgen. Während der Nacht aber nahm ſie ihm das Ferkel der verwunſchenen Sau weg und legte ein anderes an deſſen Stelle. Am Morgen machte ſich Frunſe Wärdje auf den Heimweg und alsbald wurden daheim die Früchte des Birnbaums reif. Da ſprach die Mutter zum Smeu: „Mein Sohn kommt, ſiehe, die Birnen fallen reif vom Baume.“ Voll Aerger antwortete der Smeu: „Kehrt er unverſehrt zurück, ſo verlange eine Traube aus dem verwunſchenen Weinberg, dann wirſt Du geneſen; unternimmt er's die zu holen, ſo kommt er ſicherlich um.“ Darauf kroch er in ſeine Kammer zurück. Wie nun die Mutter von dem Ferkel genoſſen hatte, ſprach ſie zum Frunſe Wärdje: „Mir iſt jetzt noch übler wie zuvor, ſo ich aber von einer Traube aus dem verwunſchenen Weinberg eſſe, werde ich geneſen.“ „Was auf Erden iſt, will ich Dir bringen,“ erwiederte Frunſe Wärdje, warf ſich auf ſein Pferd und der Birnbaum blühte. Als er wieder zur heiligen Mutter Sonntag kam, ſprach ſie: „Ich weiß was Du vorhaſt, komm, ſtärke Dich mit Speiſe und Trank und ruhe aus, ich will Dich wecken wenn es Zeit iſt.“ Und als die Sonne aufging weckte ſie ihn, gab ihm eines ihrer Pferde und ſprach: „Dies Pferd wird Dich bis gegen Mittag zum verwunſchenen Weinberg tragen; binde es, wenn Du ankommſt, an den Zaun, nimm aber ja nicht mehr als eine Traube.“ Und alſo that er. In dem Weinberg aber waren hundert Reben und jede hatte ihren eigenen Hüter. Alle hielten Mittagsruhe als er kam. Flugs ſprang er vom Pferde und über den Zaun, nahm eine Traube und ſprengte davon. In demſelben Augenblick erwachten die Hüter und ſetzten ihm nach, konnten ihn aber nicht erreichen. Und er übernachtete wieder bei der heiligen Mutter Sonntag; die nahm ihm, während er ſchlief, die Traube weg und legte eine andere an deren Stelle. Wie er nun am andern Morgen heimwärts ritt, wurden die Früchte am Birnbaum reif und die Mutter ſprach zum Smeu: „Mein Sohn kommt, ſiehe, die Birnen fallen reif vom Baum.“ Der Smeu erzürnte gewaltig und ſprach: „Verlange Waſſer aus dem Lebensbrunnen, dann werdeſt Du geneſen; unternimmt er's Dir zu holen, ſo wird er ſicherlich umkommen.“ Mit dieſen Worten verſchwand er in ſeine Kammer. Und als die Mutter von der Traube gegeſſen hatte, ſprach ſie: „Mein Sohn, mir iſt noch übler als zuvor, aber ich werde geneſen, wenn Du mir Waſſer bringſt aus dem Lebensbrunnen.“ „Was auf Erden iſt, will ich Dir bringen,“ erwiederte Frunſe Wärdje, ſprang aufs Pferd und der Birnbaum blühte. Die heilige Mutter Sonntag

gab ihm wieder Speiſe und Trank, weckte ihn als die Sonne aufging und ſprach: „Nimm mein Pferd, es wird Dich zum Brunnen des Lebens tragen, ſei aber vorſichtig und ſchaue Dich nicht um, denn thuſt Du es, ſo ſtürzen die Gebirge über Dir zuſammen.“ Frunſe Wärdje that alſo, ſchöpfte aus dem Lebensbrunnen, wandte ſich aber nicht um und eilte von dannen. Mit fürchterlichem Getöſe ſtürzten hinter ihm die Gebirge zuſammen. Die heilige Mutter Sonntag aber nahm ihm, während er ſchlief, das Waſſer heimlich weg und goß anderes an deſſen Stelle. Wie er nun am andern Morgen heimwärts ritt, wurden die Früchte am Birnbaum reif und die Mutter ſprach zum Smeu: „Mein Sohn kommt, ſiehe, die Birnen fallen reif vom Baum.“ Der Smeu ergrimmte heftig, gab ihr drei Schnüre und ſprach: „Richte ihm ein Bad an, und wenn er ſich entkleidet, und Schwert und Flinte weggelegt hat, ſo reiche ihm drei Schnüre und ſprich alſo zu ihm: „Die weiße Schnure iſt vom weißen Kaiſer, vermagſt Du ſie zu zerreißen, ſo wird er Dir ſeine Tochter zur Frau geben; die rothe iſt vom rothen Kaiſer, vermagſt Du ſie zu zerreißen, ſo wird er Dir ſein ganzes Reich geben; die ſchwarze iſt vom ſchwarzen Kaiſer, vermagſt Du ſie zu zerreißen, ſo wird er Dich zum Herrn der Welt machen.“ Darauf eilte er wieder in ſeine Kammer. Als nun die Mutter von dem Waſſer getrunken hatte, ſprach ſie: „Mein Sohn, nun bin ich geſund; aber weil Du Dich meinetwegen ſo vieler Anſtrengungen unterzogen haſt, will ich Dir ein Bad anrichten.“ Frunſe Wärdje ahnte noch immer nichts Arges, entkleidete ſich und legte Schwert und Büchſe beiſeite. Da trat die Mutter vor ihm, reichte ihm die weiße Schnur und ſprach: „Vermagſt Du die zu zerreißen, ſo wird Dir der weiße Kaiſer ſeine Tochter zur Frau geben.“ Und er zerriß ſie. Darauf reichte ſie ihm die rothe und ſprach: „Vermagſt Du ſie zu zerreißen, ſo wird Dir der rothe Kaiſer ſein ganzes Reich geben.“ Und er zerriß auch dieſe. Zuletzt reichte ſie ihm die ſchwarze mit den Worten: „Vermagſt Du ſie zu zerreißen, ſo wird Dich der ſchwarze Kaiſer zum Herrn der Welt machen.“ Frunſe Wärdje ſtrengte alle ſeine Kräfte an, aber es wollte ihm nicht gelingen die Schnur zu zerreißen, vielmehr ſchnitt ſie ihm alle Finger entzwei. In demſelben Augenblick trat auch der Smeu ein, nahm Büchſe und Schwert und rief: „Jetzt biſt Du in meiner Gewalt! Welchen Tod willſt Du ſterben?“ Frunſe Wärdje erwiederte: „Weil ich Dich nicht tödtete da ich's konnte, verdiene ich nichts anderes, als daß Du meinen Leib zerſtückelſt und in einem Querſack auf den Rücken meines Pferdes ladeſt, damit es mich todt dahin trage wohin es mich lebendig getragen.“ Da zerhieb ihn der Smeu mit dem Schwert in kleine Stücke und erfüllte Frunſe Wärdje's Willen. Und das Pferd

ging grabeswegs zur heiligen Mutter Sonntag, die wußte was geſchehen war, nahm die Gebeine des Frunſe Wärdje aus dem Querſack, fügte ſie aneinander, und wo ſie nicht paßten, legte ſie vom Fleiſch des Ferkels der verwunſchenen Sau zu, leimte alles mit dem Moſt der Traube aus dem verwunſchenen Weinberg zuſammen und übergoß den Leichnam mit Lebenswaſſer. Da ſprang Frunſe Wärdje auf, friſch und geſund, nur die Augen fehlten ihm; die hatte der Smeu zurückbehalten. Die heilige Mutter Sonntag aber ſprach: „Deine Augen will ich Dir auch holen,“ nahm eine Geige, verkleidete ſich als Spielmann und ging vor das Schloß des Smeu. Der hielt eben Hochzeit mit der Mutter und rief den Spielmann, als er ſeiner anſichtig wurde, in das Schloß, damit er zum Feſte aufſpiele. Die heilige Mutter Sonntag ließ ſich nicht zweimal rufen, trat ein und ſpielte wacker auf. Und der Smeu tanzte mit der Mutter. Kaum aber hatten ſie zu tanzen angefangen, ſo riß eine Saite und der Spielmann ſprach: „Nur mit Menſchenaugen kann ich die Saite wieder ganz machen.“ Da flüſterte die Hündin dem Smeu ins Ohr: „Gieb ihm ein Auge meines Sohnes.“ Der Smeu gehorchte. Bald darauf riß die zweite Saite und der Spielmann ſprach: „Nur mit Menſchenaugen kann ich die Saite wieder ganz machen.“ Da raunte die Frau dem Smeu zu: „Gieb ihm auch das andere Auge meines Sohnes.“ Der Smeu gehorchte. Darauf tanzten ſie fort und fort, bis ſie wie todt niederfielen und einſchliefen, die Mutter in den Armen des Smeu. Die heilige Mutter Sonntag kehrte zu Frunſe Wärdje zurück, ſetzte ihm ſeine Augen ein, verwandelte ihn in eine Taube und ſprach: „Fliege zum Schloß und hole Dir Schwert und Büchſe wieder.“ Und Frunſe Wärdje flog dem Schloſſe zu. Da wurden die Früchte am Birnbaum wieder reif, der Smeu nahm Flinte und Schwert und ſtellte ſich vor das Schloß. Wie er aber bemerkte, daß ſich die Taube auf dem Birnbaum niederließ, warf er beides von ſich, um ihr nachzuklettern. Die Taube wich ihm ſo lange aus, bis ſie ihn hoch hinauf gelockt hatte. Dann ſtürzte ſie hinab und plötzlich ſtand Frunſe Wärdje da, nahm Büchſe und Schwert, riß den Smeu vom Baume und zerhieb ihn in tauſend kleine Stücke. Die ſchob er in einen zerriſſenen Querſack, ſtach ſeinem Pferde die Augen aus und befahl ihm, den Querſack in die Wüſte zu tragen. Hier fiel ein Stück aus dem Querſack, dort ein Stück. Zuletzt ſtürzte das Pferd in einen Graben, brach den Hals und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf ſammt den Gebeinen des Smeu. Frunſe Wärdje aber ging zu ſeiner Mutter, band ſie an ein Faß und ſprach: „Mutter, wenn Ihr dieſes Faß voll geweint haben werdet, will ich Euch verzeihen, eher nicht,“ und zog von dannen. Nach ſieben Jahren

kam er zurück und fand daß das Faß bis zwei Finger breit vom Rande voll geweint. Da verzieh er der Mutter. Sie aber sank zusammen und ward zu einem Aschenkuchen. Irunse Wärdje aber ging wieder zur heiligen Mutter Sountag und Niemand hat seit der Zeit etwas von ihm gehört.

XXVI. Indisches Märchen.

Die Schlange von Baihand.

(Ausland. 1857. Nr. 44. S. 1042, 1043.)

Die alten mohamedanischen Ueberlieferungen sprechen viel von einer Stadt Baihand, die — ein zweites Alexandrien — einst in der Nähe von Candahar gestanden haben und durch die Erdbeben plötzlich versteinert worden sein soll, so plötzlich, daß es die Einwohner, gleich denen von Herculanum und Pompeji, inmitten ihrer täglichen Verrichtungen überkommen hatte. So ward ein Jäger zu Stein, indem er auf einen Hirsch anlegte; eine Frau, indem sie ihre Kuh melkte und so fort. Alles dies geschah während der Zeit, daß Hazaret Ali — der moslemitische Riesentödter — noch lebte und wirkte und mit seinem Namen und Andenken steht auch eine seltsame Naturerscheinung in Verbindung, welche man noch heute in dem Hügel erblickt, zu dessen Fuß die versteinerte Stadt liegt: nämlich eine schwarze Ader in dem Felsen, die sich, nachdem sie sich um die Krone des Hügels in sehr vielen Ringeln gewunden hat, auf der östlichen Seite desselben in sieben Enden abzweigt. Diese Ader soll der versteinerte Ueberrest einer fürchterlichen siebenköpfigen Schlange sein, welche neun Jahre lang der Fluch und Schrecken der Gegend um Baihand war, da sie Männer, Frauen, Kinder, Vieh und Korn ohne Unterschied und durch einander verschlang. Das entsetzliche Unthier begann seine Räubereien und Verwüstungen in einiger Entfernung von Baihand, aber nachdem es das Land umher rein abgefressen hatte, kroch es langsam der Stadt näher und näher, bis es endlich die Wälle derselben erreicht hatte. Ein schrecklicher Zustand drohte allen Einwohnern. Keiner wagte sich heraus um das Land zu bebauen und die Vorrathhäuser und Kornkammern waren fast geleert. Aus jedem Gesicht starrte Hunger und Tod. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Da sie außerhalb der Mauer nichts mehr fand, so streckte sie auf einmal ihre sieben Köpfe

in die Stadt und jeder derſelben nahm täglich ein Opfer aus den Straßen. Da dies Unglück nun bis zu einer ſolchen Höhe geſtiegen war, fühlte dann die langgequälte Stadt, daß in irgend einer Weiſe auf Abhülfe geſonnen werden mußte, und endlich drangen ſie in ihren König, daß er Unterhandlungen mit dem Ungeheuer eröffne, deren Reſultat war, daß es der Landbauer und der Stadt unter der Bedingung ſchonen wolle, daß ihm zu ſeinem Unterhalt von der letztern täglich eine Jungfrau, ein Kameel und eine Laſt feines Brod geliefert werde. Nachdem die Schlange alſo für ihres Leibes Nothdurft geſorgt hatte, ſchweifte ſie nicht mehr herum wie ehevor, ſondern bezog eine feſte Wohnung in der Höhle Tſchemſchid, welche ſie nur gegen Abend einmal verließ, um ihr tägliches Mahl, beſtehend aus einer Jungfrau, einem Kameel und einer Laſt feines Brodes, einzunehmen, die jedesmal pünctlich und unfehlbar auf dem Platz vor der Stadt bereit ſtanden. Das Märchen erzählt nicht wie lange der Vorrath an Jungfrauen in der Stadt ausreichte; allein endlich ging es damit auf die Neige. In dieſer äußerſten Noth, als faſt die letzte Jungfrau zum Opfer dargebracht worden war, ereignete es ſich eines Abends, daß der berühmte Hazaret Ali, „der Löwe des Herrn, der Rächer der Unterdrückten, der Schirm der Unſchuld“ über den Platz vor Baihand ritt, um nach Abenteuern zu ſuchen. Er hörte die Klagetöne bitterer Verzweiflung und ſah faſt in demſelben Augenblick ein wunderſchönes Mädchen, an Händen und Füßen gebunden, platt auf dem Boden, von hoffnungsloſem Jammer niedergedrückt liegen. Sogleich begab er ſich zu ihr, löſte ihre Feſſeln und bat ſie ihm zu erzählen, wie ſie in ſolch einen Zuſtand gekommen ſei. Sie hatte ihre traurige Geſchichte bald genug erzählt, aber eben ſo bald war auch des Helden Entſchluß gefaßt: nämlich zu warten bis das Unthier aus ſeiner Höhle herauskäme und es dann zu tödten. Müde jedoch von des Tages Fahrten und Abenteuern, legte ſich Hazaret Ali einſtweilen nieder und das Mädchen ſetzte ſich neben ihn, um zu wachen und ihn beim erſten Anblick der Schlange zu wecken. Dieſe kam zur beſtimmten Zeit herangekrochen, und im Augenblick war ihr Ritter auf den Beinen, ſeinen Bogen in der Hand. Mit äußerſter Aufmerkſamkeit verfolgte er den Weg den die Schlange nahm, bis ſie auf den Hügel angekommen war und ſich anſchickte mit ihren ſieben Köpfen ſich auf die Beute zu ſtürzen. Da flogen einer nach dem andern ſieben Pfeile von dem Bogen, der noch nie einen vergeblichen Pfeil abgeſandt hatte. Jeder Pfeil ſpaltete einen Kopf und mit Ziſchen und Schnauben fiel das Ungethüm todt nieder. Das Mädchen überſchüttete ihren Retter mit ihrer Dankbarkeit und bat ihn, mit ihr in die Stadt und zum König zu gehen, der ihn für ſeine Heldenthat belohnen

werde. Allein er lehnte die Einladung ab. Er hatte noch viele Arbeit — Rieſen, Drachen, Schlangen mußten noch getödtet werden, und er dachte nicht an Lohn. Was er gethan hatte, das hatte er im Namen Allahs, des einzigen Gottes, gethan. Indeſſen verſprach er in einigen Tagen zum König zu gehen. So zog er ſeines Weges weiter und das Mädchen kehrte zur Stadt zurück, der ſie ſchon auf ewig Lebewohl geſagt hatte. Freude und Jubel herrſchte in Vaihands Mauern und der König beſuchte ſelbſt ſogleich den Ort, wo die Schlange ihrer vollen Länge nach todt lag, in jedem der ſieben Köpfe einen Pfeil. Indeſſen zeigte es ſich bald, daß die Leute von Vaihand ſich zu früh gefreut hatten, denn ſchon nach kurzer Zeit war die Wirkung ihrer Verweſung, daß die todte Schlange der Stadt noch viel mehr Unglück brachte als die lebende es gethan hatte. Dieſe hatte doch nur eine Jungfrau, ein Kameel und eine Laſt Brod täglich verlangt, jene aber forderte täglich ein weit größeres Opfer von Menſchen, die an Peſt und Fäulniß ſtarben. Der König in ſeiner Herzensangſt berief die Weiſen ſeines Volks, und dieſe ſchrieben das Unglück natürlich dem Tode der Schlange zu. Darauf aber ward die unſelige Jungfrau vor den König gefordert und zum Tode verurtheilet, weil ſie mit Hülfe eines böſen Geiſtes die Schlange erſchlagen habe. Umſonſt betheuerte ſie daß ihr Retter kein böſer Geiſt, ſondern ein Gottgeſandter geweſen ſei. Sie wurde in die Mitte der Stadt geführet und ſchon war ſie bereit mit Lilien um die Stirn den Scheiterhaufen zu beſteigen, als ſich eine Stimme hören ließ, welche den Henkern Einhalt gebot, — es war Hazaret Ali, der das Mädchen von dem Holzſtoß herunter hob, ſich als denjenigen angab, der die Schlange getödtet habe mit Hülfe Allahs, der ſie geſandt hätte, um die Leute von Vaihand für ihren Ungehorſam zu ſtrafen. Aber Allah ſei gnädig und wenn ſie recht inbrünſtig zu ihm flehten, ſo würde er ſie von ſeinem Strafgericht befreien. Der König und ſein Volk beteten darauf einmüthig zu Allah und er erbarmte ſich; der „Löwe des Herrn“ ſchritt, vom König und allem Volk begleitet, zu der Schlange, zog ſein Schwert Dſchulfekar und ſchlug ſie damit. Sogleich zitterte der Berg, Blitz und Donner folgten ſich raſch und der Körper der Schlange war ein Theil des Felſens geworden.

Wie es geſchah, daß auch Vaihand und ſeine Bevölkerung ſpäterhin daſſelbe Schickſal erlitt, das erzählte die Chronik nicht.

XXVII. Ruſſiſches Märchen.

Das kummerloſe Kloſter.

(Erman's Archiv für Rußland. 1855. Bd. 24. S. 146—148.)

Kaiſer Peter der Erſte, der, wie bekannt alle Einöden und dunklen Wälder des ruſſiſchen Reichs durchwanderte, kam einſt Tages zu einem Kloſter, das ſeitwärts von der Heerſtraße im Walde lag und, wie es einem Kloſter geziemt, von einer Mauer oder einem Zaune umgeben war. Ueber dem Thor deſſelben befand ſich die Inſchrift: kummerloſes Kloſter (bespetschalny monastyr). Peter der Erſte las dieſe Inſchrift und wunderte ſich darüber. „Was bedeutet das: kummerloſes Kloſter? Offenbar leben dort die Mönche ohne etwas zu thun und haben deshalb keinen Kummer. Nun, ich werde ihnen ſchon Kummer machen!“ Er rief den Abt des Kloſters zu ſich und befahl ihm, augenblicklich die drei folgenden Räthſel zu löſen.

Erſtes Räthſel — was er, Peter der Erſte, werth ſei?

Zweites Räthſel — wie viele Sterne ſind am Himmel?

Drittes Räthſel — was er, Peter der Erſte, jetzt denke?

Der Abt ging in ſein Kloſter und Peter der Erſte wartete zu Pferde auf ſeine Rückkehr.

Im Kloſter angekommen, berief der Abt die ganze Brüderſchaft zuſammen um mit vereinten Kräften die Räthſel zu löſen. Man dachte hin und dachte her, konnte aber nichts erdenken, dieweil die Mönche des kummerloſen Kloſters längſt des Nachdenkens entwöhnt waren. Die Räthſel aber nicht zu löſen, fürchteten ſie ſich vor Peter dem Erſten. Das ganze kummerloſe Kloſter war plötzlich voll Kummers und alle Mönche waren ihres Lebens nicht froh. Peter der Erſte aber ſaß zu Pferde und wartete auf den Abt mit den Antworten.

Zu der Zeit war im Kloſter ein Müller, der, als er dieſes Leid der Kloſterbrüder hörte und erfuhr, wovon es ſich handelte, zum Abt ging und ſagte: „Gieb mir raſch Dein Gewand, ich will mich als Abt verkleiden und Antwort auf alle Fragen geben; und Du, ziehe meinen Rock an, damit Peter der Erſte Dich nicht erkenne.“ Der Abt willigte mit Freuden ein, gab dem Müller ſein Gewand und kleidete ſich ſelbſt in das des Müllers.

Der Müller zog die Stola des Abtes an, ſetzte die Mitra auf

Haupt, nahm den Rosenkranz in die Hand — Alles, wie es einem Abte gebühret — und erschien vor Peter dem Ersten.

„Nun, heiliger Vater, hast Du Dich besonnen?“

„Ich habe mich besonnen,“ spricht der Müller.

„So antworte denn: wie theuer bin ich?“

„Christus, der himmlische König, wurde für dreißig Silberlinge verkauft; Du aber, ein irdischer König, mußt gewiß billiger verkauft werden,“ sagte der Müller.

„Wie viel Sterne sind am Himmel?“

„Ich habe sie gezählt, dreiundbreißig Tausend Trillionen Trillionen ein Hundert einundneunzig Sterne zusammen gerechnet. Wenn Du mir nicht glaubst, Zar, so zähle sie selbst nach,“ sagte der Müller, nahm ein Papier aus dem Busen, auf welchem eine Menge Puncte standen, welche die Sterne vorstellten, die der Müller gezählt haben wollte und überreichte es dem Zaren.

„Und woran denke ich jetzt?“

„Du denkst, daß der Abt mit Dir spricht und doch steht vor Dir ein Müller, nur im Abtsgewande,“ und der Müller erzählte Peter dem Ersten die ganze Geschichte mit dem Abte.

Dieser Müller gefiel Peter dem Ersten so gut, daß er ihn zum Abte des Klosters machte und dem Abt befahl, Müller zu werden.

Seit jener Zeit hörte das Kloster auf, ein kummerloses zu heißen.

XXVIII. Finnisches Märchen.

Die vom Bösen geschenkten Instrumente.

(Ermen's Archiv für Rußland. 1854. Band 13. S. 478—483.)

Es war einmal eine Ansiedelung in irgend einem Walde; da wohnte ein Mann, der einen Sohn hatte. Bei der Ansiedlung stand ein Dickicht großer Birken, auf welchen gewöhnlich ganze Schaaren Birkhühner saßen. Der Knabe bat seinen Vater oft um die Erlaubniß, nach ihnen zu schießen; aber der Vater verbot es ihm allemal mit Strenge. Endlich konnte der Sohn dem Verbote nicht länger gehorsamen; er nahm heimlich des Vaters Bogen und schoß eins der Birkhühner; allein er traf nicht

die rechte Lebensstelle, weshalb das Birkhuhn davon flog und erst nach einiger Zeit an die Erde fiel. Der Knabe ging um es aufzunehmen; als er aber dem Birkhuhn nahe kam, flog es wieder auf und veranlaßte so den Knaben immer nachzurennen bis er sich eine Meile weit von Hause entfernt hatte. So gerieth er auf seiner Verfolgung in einen finstern Wald und es war schon spät am Abend; das Birkhuhn aber verschwand in diesem Walde, so daß nichts mehr von ihm zu hören und zu sehen war.

Jetzt wollte der Knabe den Heimweg suchen, wußte aber nicht wohin er sich wenden sollte; er irrte in die Kreuz und Quer, ohne irgendwo eine Menschenwohnung zu entdecken. Die Nacht fiel schon ein und der Knabe gedachte sie im Walde zuzubringen, als er plötzlich den Bösen an sich vorüber laufen sah, dieser floh vor Wölfen, die ihm in die Ferse bissen. Sogleich ergriff der Knabe seinen Bogen und schoß nach den Wölfen, daß einer todt blieb und die übrigen vor Schreck entflohen. Da wurde der Böse guter Laune, weil er aus der Gefahr befreit war; er trat zu dem Knaben hin, dankte ihm für diese Wohlthat und verhieß ihm noch ansehnlichen Lohn, wenn er ihm in sein Haus folgte. Der Knabe antwortete: „Das wäre freilich gut, wenn ich ein Nachtlager bekäme, ich bin hier im Walde herumgeirrt ohne den Heimweg zu finden.“ Der Böse führte ihn also in seine Wohnung. Sobald der Knabe da angekommen war, legte er sich, von vielem Laufen ermüdet, zur Ruhe. Der Herr des Hauses ging aber, Lebensmittel aus dem Walde zu holen, mit denen er seinen Retter belästigen wollte. Unterdessen bemühte sich die Köchin den Knaben zu wecken, sagte ihm, daß er an einem gefahrvollen Orte sei und ermahnte ihn zur Flucht; allein der Knabe öffnete nur zuweilen die Augen ein wenig und schlief dann gleich wieder ein. Bald kam der Herr aus dem Walde heim und hieß die Köchin schnell eine Mahlzeit zurecht machen. Die Mahlzeit war bald fertig und der Knabe wurde aufgefordert zu essen, allein man konnte ihn nicht wach kriegen; der Wirth mußte alles selbst verspeisen. Nun ging er wieder in den Wald und brachte neue Lebensmittel. Allein der Knabe stand auch diesmal nicht zum Essen auf und der Alte ging zum dritten Mal in den Wald.

Endlich erhob sich der Knabe von seinem Lager und begann mit der Magd zu plaudern. Da diese schon erfahren hatte, daß er dem Hausherrn Gutes gethan, wofür er einen schönen Lohn bekommen sollte, ermahnte sie ihn nicht mehr zur Flucht, sondern begann zu überlegen, was er als Lohn fordern konnte, und sagte ihm, er möge den Bösen um dasjenige Pferd bitten, welches im dritten Gehege rechter Hand in seinem

Pferdeſtall ſtände. — Der Alte kam heim, ſah den Knaben wach, ließ ihm gute Speiſe bereiten und beköſtigte ihn zur Genüge. Als der Knabe mit Eſſen fertig war, fragte er ihn: „Was für eine Belohnung willſt Du denn, mein Sohn?“ „Ich will ſonſt nichts,“ antwortete dieſer, „wenn ich nur das Pferd bekomme, das im dritten Gehege zur Rechten in Deinem Stalle ſteht: denn ich habe weit nach Hauſe und wäre nicht im Stande zu Fuße zu wandern.“ „O weh, mein Sohn!“ ſagte der Böſe, „Du verlangſt eine große Belohnung, denn das iſt meine allerbeſte Stute; nimm ſonſt was Dir gefällt, dieſe kann ich Dir durchaus nicht geben.“ Der junge Gaſt aber entgegnete: „um anderen Lohn kümmere er ſich nicht,“ und ſo mußte ihm der Böſe endlich das verlangte Pferd geben. Außerdem ſchenkte er ihm noch eine Cither, eine Geige und eine Pfeife, und ſagte: „Wenn Du irgendwo in Gefahr geräthſt, ſo ſpiele auf dieſer Cither; kommt dann noch keine Hülfe, ſo ſpiele auf der Geige; und bleibt auch dann die Hülfe aus, ſo nimm die Pfeife und blaſe ein wenig, dann iſt Dir die Hülfe gewiß.“ Der Knabe bedankte ſich für die Gaben, nahm ſie an ſich und ritt auf ſeiner Stute davon. Als er eine kurze Strecke geritten war, redete das Pferd ihn an und ſprach: „Du mußt jetzt nicht heimkehren, ſonſt wird Dein Vater Dich als Taugenichts abprügeln, laß uns zuſammen in jene Stadt gehen, da wird man uns beide gut empfangen.“

Der Knabe überlegte die Sache, fand den Rath ſeines Pferdes gut und ritt auf die Stadt los. Dort angekommen, ward er um ſeines ſchönen Pferdes willen bei allen Einwohnern bald bekannt. Selbſt der König erſchien, um das Pferd in Augenſchein zu nehmen und verſprach dem Knaben jeden Preis, wenn er ihm daſſelbe verkaufen wollte. Aber die Stute ſprach zu ihrem jungen Herrn: „Verkaufe mich nicht, ſondern verlange von dem Könige, daß er Dich als Stallknecht annehme und auch mir Futter gebe, dann werden alle ſeine Pferde eben ſo ſchön werden wie ich ſelber bin.“ Der Knabe ſagte dies dem Könige, und dieſer nahm ihn und ſein Pferd in ſeinen eignen Stall; ſeinem alten Stallknecht aber gab er den Abſchied. Dieſer ſuchte ihn auf alle Weiſe beim Könige anzuſchwärzen, aber der König ſchenkte ihm kein Gehör. Endlich log er dem Könige vor, „ſein neuer Stallknecht habe geſagt, er könne Sr. Majeſtät das berühmte Kriegsroß wieder verſchaffen, welches vor mehrern Jahren im Walde ſich verloren hätte.“ Da erwachte im Könige die Sehnſucht nach jenem vortrefflichen Kriegsroſſe und er ließ den Knaben zu ſich kommen und ſagte ihm: „In drei Tagen verſchaffſt Du mir dieſes Roß, oder es wird Dir ſchlecht ergehen!“

In dieſer Nacht ging der Knabe zu ſeiner Stute und fragte um

ihren Rath. „Dabei iſt keine Gefahr," ſagte die Stute, „geh und verlange zuerſt einen Ochſen vom Könige und laß den Ochſen in viele Stücke zerhauen. Dann machen wir uns mit den Stücken Fleiſch auf die Reiſe und wenn wir zu einer gewiſſen Quelle kommen, ſo wird ein Pferd herausſpringen, aber dies nimm nicht; dann ein zweites, auch das laß in Ruhe; erſt wenn das dritte Pferd herausſpringt, verſichere Dich ſeiner und leg ihm meinen Zaum an." Die Stute ſagte weiter: „Wenn wir nun von hier aufbrechen, ſo werden die Raben des Böſen uns freſſen wollen; Du aber nimm die Stückchen Fleiſch, wirf ſie auf den Weg, und eile Dich, ſo entrinnen wir noch den Krallen der Raben." Der Knabe befolgte dieſen Rath und es gelang ihm, dem Könige das verlorne Pferd zu bringen.

Noch aber ließ der alte Stallknecht nicht ab, den Knaben beim Könige zu verläumden. Jetzt ſagte er ihm: „der Burſche habe ſich gerühmt, dem König ſeine Gemahlin zurückbringen zu können, die ſchon lange Zeit verloren war." Der König befahl dem Knaben dies zu thun und ſetzte hinzu, „er würde ihn hinrichten laſſen, wenn es ihm nicht gelänge." Der Knabe ging wieder in den Stall zu ſeiner Stute, klagte ihr ſein Unglück und verlangte ihren Rath. „Das Weib kann noch beſchafft werden," ſagte die Stute, „ſchwing Dich auf meinen Rücken und reite nach derſelben Quelle, aus welcher auch das Pferd gekommen iſt; dann wirf mich in die Quelle und ſogleich werde ich mich in einen Menſchen verwandeln: denn ich ſelbſt bin die Gemahlin des Königs die jetzt geſucht wird, obwohl ich dem Böſen als Pferd habe dienen müſſen." Was hatte der Knabe nun zu befahren da ihm ſolche Kunde ward? Er ritt nach der Quelle und warf die Stute hinein; dieſe verwandelte ſich gleich in ein Weib, wurde ſo ſchön wie ſie anfänglich geweſen und ging mit dem Knaben in die Stadt zurück. Dem König ward es angenehm zu Muthe als er ſein ſchönes Weib wieder hatte; er lobte den Knaben vor den Ohren aller Stadtbewohner und gab ihm ſchöne Belohnung. Allein der Knabe kam noch nicht zur Ruhe; der alte Knecht log dem Könige vor, „daß jener die Abſicht geäußert habe, ſeinen hohen Gebieter zu verderben und ſich ſelbſt auf den Thron zu ſchwingen."

Da warf der König eine blinde Wuth auf den Knaben und gab den Befehl zu ſeiner ſofortigen Hinrichtung. Man ſchleppte ihn zum Galgen an dem er ſterben ſollte. Der Knabe bat den König um die Gnade, noch ein wenig auf ſeiner Cither ſpielen zu dürfen ehe er ſterben müſſe, und als ihm dies verſtattet ward, begann er zu ſpielen ſo gut er konnte. Kaum aber erklang die Cither, als ſämmtliche Henker zu tanzen begannen. Der Knabe ſpielte dieſen ganzen Tag und machte die Henker

ſo müde, daß es ihnen unmöglich war ſich von der Stelle zu rühren, und ſo mußte die Hinrichtung auf morgen verſchoben werden. Am andern Morgen verſammelte ſich das Volk wieder auf dem Richtplatze; aber der Knabe verlangte nun ſeine Geige ſpielen zu dürfen, eh' er für immer von dieſer Welt ſcheide, und der König gewährte ihm auch dieſe Bitte. Kaum begann er die Saiten zu ſtreichen als der König und alles Volk tanzten; ſo ließ der Knabe ſie den ganzen Tag tanzen daß es wieder nicht zur Hinrichtung kam. Am dritten Tage ſchickte man ſich wieder an, den Knaben aufzuknüpfen, und jetzt bat er um Erlaubniß ſeine Pfeife blaſen zu dürfen; aber der König ſchüttelte diesmal den Kopf und ſprach: „Du haſt mich ſchon zwei Tage zum Tanzen gezwungen und gebe ich Dir wieder Erlaubniß, ſo tanze ich mich zu Tode — nein, jetzt iſt keine Zeit mehr zum Spielen, legt ihm den Strick um den Hals!“ Der Knabe bat unterthänigſt und auch die andern Herren ſagten zu Seiner Majeſtät: „Laſſen wir den armen Kerl noch ein wenig muſiciren, da er ſo jung das Leben verlaſſen muß.“ Der König gab noch einmal ſeine Einwilligung dazu, ließ ſich aber an eine große Eiche feſt binden, weil er ſonſt wieder tanzen zu müſſen befürchtete. Sobald der König angebunden war, begann der Knabe auf ſeiner Pfeife zu blaſen ſo gut er konnte und gleich mußte alles wieder tanzen. Der König allein, der am Baume feſtgebunden war, rutſchte an demſelben aufwärts und abwärts, daß ihm die Kleider zerriſſen und die Haut vom Rücken ſich ablöſte. Da kam der alte Böſe ſelber dem Knaben zu Hülfe und frug: „In was für einer Gefahr biſt Du, mein Sohn, da Du jetzt ſo Dich geberdeſt?“ „Hier will man mich aufknüpfen,“ ſagte der Knabe, „und hier iſt der Galgen an den ſie mich knüpfen möchten.“ „Das ſollen ſie wohl bleiben laſſen!“ ſprach der Böſe, riß den Galgen, der ein großer noch wurzelnder Tannenſtumpf war, aus der Erde und ſchleuderte ihn ſo hoch in die Luft, daß man ihn kaum noch ſehen konnte. Darauf frug er den Knaben: „Wer iſt Derjenige, der Dich hängen will?“ Der Knabe deutete auf den König, welcher noch an der Fichte befeſtigt war; und zugleich riß der Alte auch die Fichte aus und ſchleuderte ſie mit ſolcher Kraft empor, daß ſie mit allem was daran ſaß in den Wolken verſchwand. Und ſo ward der Knabe gerettet und das Volk machte ihn an der Stelle ſeines vorigen Herrn zum König.

XXIX. Ehſtniſches Märchen.

Das Märchen vom Weltuntergang.

(Deutſch von Kreutzwald in d. Bulletin de l'acad. imp. des sci. de Pétersbourg 1859. T. XVI. S. 389 u. 449.)

Eines armen Tagelöhners Sohn war nach dem Tode ſeiner Eltern früh als Waiſe hinterblieben, ſo daß er vor fremden Thüren bettelnd ſein kärgliches Brot ſuchen mußte, bis es ihm im zehnten Jahre gelang bei einem wohlhabenden Wirth als Hirtenknabe einen feſten Dienſt zu finden. Hier ging es ihm ſchlecht, wie dies ſchon der Waiſenkinder Loos iſt: reichliche Prügel und knappes Brot. Deſſen ungeachtet hielt der arme Knabe aus, da ihm jede beſſere Ausſicht fehlte. Zum Unglück war ihm eines Tages eine Kuh aus der Heerde entlaufen; vergebens ſuchte er dieſelbe bis zum Sonnenuntergang. Wohl wußte er, wie es ſeinem Rücken ergehen würde, wenn er ohne die verlorene Kuh nach Hauſe käme. Kaum hatte ſich die Sonne hinter dem Walde verſteckt, ſo rief auch ſchon die Wirthin vom Heimwege: „Fauler Hund, wo bleibſt Du mit dem Geſchöpfen?“ Der Hirtenknabe knußte gehorchen; da half kein Zögern und Kopfkratzen mehr. Obgleich der Abend dämmerte, als er ſeine Heerde durch die Hofpforte trieb, hatte doch die Wirthin ſogleich die fehlende Kuh vermißt und den nächſten Zaunpfahl ergreifend ſchlug ſie auf den Jungen los. Sie hätte ihn ſicher todt geſchlagen, wäre nicht der Wirth aus Mitleid dazwiſchen getreten. Dieſer ſprach: „Laß ihn lieber mit unzerſchlagenen Beinen die Kuh ſuchen gehen! Das bringt uns mehr Nutzen als ſein Tod.“ Dies ſah die Wirthin ein und gab ihm nur noch einige Schläge auf den Kopf und ſchickte ihn um die Kuh zu ſuchen, indem ſie ihm die Drohung mitgab: „Kommſt Du ohne Kuh zurück, ſo prügele Dich ich zu Tode.“ Weinend und ſtöhnend ging der arme Junge von dannen und irrte die ganze Nacht im Walde ohne eine Spur von der Kuh zu entdecken. Als die Sonne am folgenden Morgen aufging, war ſein Entſchluß gefaßt. „Werde aus mir was da wolle, nach Hauſe gehe ich nicht mehr.“ Mit dieſen Worten gab er ſeinen Ferſen guten Rath und eilte in einer Richtung fort, die ihn mit jedem Schritt von der Heimath mehr entfernte. Wie lange und wie weit er ſo gegangen war, wußte er ſelbſt nicht, als ihm aber endlich die Kräfte verſagten und er wie todt niederfiel, ſtand die Sonne bald auf Mittag. Endlich erwachte er und fühlte etwas Waſſer in ſeinem Munde. Die

Augen aufſchlagend ſah er einen kleinen alten Mann mit langem grauen Bart vor ſich ſtehen, der eben im Begriff war ſein Trinkgeſchirr zuzuſpinden. „Gieb mir noch zu trinken!“ bat der Junge. „Für heute haſt Du genug,“ entgegnete der Alte, „hätte mich mein Weg nicht zufällig herbeigeführt, ſo wäre es Dein letzter Schlaf geweſen, denn Du warſt ſchon mehr als halbtodt, da ich Dich fand.“ Darauf fragte ihn der Alte, wer er ſei und wohin er wolle. Der Wahrheit gemäß erzählte der Knabe ſeine Lebensſchickſale bis auf die geſtrigen Prügel und die darauf erfolgte Flucht. Still und nachdenkend hatte der Alte ſeine Erzählung angehört, dann ſprach er, als der Junge ſchon eine Weile geſchwiegen hatte, alſo: „Liebes Waiſenkind! Dir iſt es gerade nicht beſſer und nicht ſchlechter ergangen als den andern, deren Verzärteler und Thränentrockner des Grabes Erde zudeckt. Zurückkehren kannſt Du nicht mehr. Biſt Du einmal fortgelaufen, ſo mußt Du Dir in der Welt ein neues Glück ſuchen. Da ich ſelbſt weder Haus noch Hof, weder Weib noch Kind habe, kann ich auch für Dich nicht ſorgen; aber einen guten Rath will ich Dir ohne Bezahlung geben. Schlaf die Nacht hier ruhig; am Morgen wenn die Sonne aufgeht, merke Dir die Gegend, wo ſie aufſteigt. In dieſer Richtung mußt Du wandern, ſo daß Du jeden Morgen die Sonne vor den Augen und jeden Abend beim Untergange im Rücken haſt. Der Weg iſt ein wenig lang, laß Dich dieß aber nicht verdrießen. Die Kräfte werden Dir täglich wachſen. Nach ſieben Jahren wird ein hoher Berg vor Dir ſtehen, deſſen Kamm faſt die Wolken erreicht; dort wird Dein künftiges Glück blühen. Nimm meinen Brodſack und mein Trinkgeſchirr; in ihnen wirſt Du täglich ſoviel Speiſe und Trank finden als Du gerade brauchſt. Hüte Dich nur eine Brotkrume oder einen Tropfen des Tranks unnütz zu vergeuden, es könnte dann Deine Nahrungsquelle leicht verſiegen. Einem hungernden Vogel und einen dürſtenden Thiere darfſt Du von Deinem Ueberfluß mittheilen. Gott ſieht es gern, wenn ein Geſchöpf dem andern Wohlthaten erweiſt. Im Boden des Brodſacks wirſt Du ein zuſammengerolltes welkes Kleeblatt finden. Dies mußt Du ſorgfältig bewahren. Kommt Dir unterwegs ein Fluß oder See entgegen, ſo breite das Kleeblatt auf dem Waſſer aus, es wird ſich in ein Boot verwandeln und Dich hinübertragen. Dann falte es wieder als Blatt zuſammen, und ſtecke es in den Brotſack.“ Nach dieſer Weiſung gab er dem Jungen ſeinen Brotſack und ſein Trinkgefäß, rief: „Mit Gott!“ und war im nächſten Augenblick verſchwunden.

Der Knabe hätte das Ganze für einen Traum gehalten, wenn nicht das handgreifliche Geſchenk das Gegentheil bewieſen hätte. Er unter-

ſuchte ſeinen Brodſack, fand in demſelben ein halbes Brot, eine Schachtel mit Strömlingen, eine andere mit Butter und noch ein gutes Stück Schweineſpeck. Solche Leckerbiſſen hatte er lange nicht genoſſen. Im Trinkgefäß war eine Flüſſigkeit, die halb wie ſüße Milch, halb wie Meth ſchmeckte und gar lieblich mundete. Als der Knabe ſeinen Magen gefüllt hatte, legte er ſich ſchlafen, mit dem Brodſack und dem Trinkgeſchirr unter dem Kopf, damit ſie ihm nicht geſtohlen würden. Am andern Morgen erwachte er mit der Sonne, ſtärkte wieder ſeine Glieder und begann die Wanderſchaft. Wunderbarer Weiſe fühlte er in ſeinen Füßen keine Müdigkeit; erſt der Hunger erinnerte ihn daran, daß die Mittagszeit gekommen ſei. Er ließ ſichs gut ſchmecken, ſchlief eine gute Weile und ging dann weiter. Daß er richtig gewandert war, zeigte die untergehende Sonne; ſie ſtand ihm gerade im Nacken. So war er mehrere Tage gegangen, als er einen kleinen See vor ſich erblickte. Hier konnte er ſein Kleeblatt verſuchen. Wie der Alte geſagt hatte, ſo geſchah es: ein kleines Boot mit Rudern ſtand da. Er ſtieg hinein und war nach wenigen Ruderſchlägen am jenſeitigen Ufer. Dort wurde aus dem Boot wiederum ein Kleeblatt.

Auf dieſe Weiſe war der Knabe mehrere Jahre gewandert, wobei die Vorräthe ſeines Brotſack und Trinkgeſchirrs nicht abnahmen. Es mochten nun wohl ſchon die ſieben Jahr verfloſſen ſein; denn er war zu einem kräftigen Jüngling herangewachſen, als er eines Tages in der Ferne einen hohen Berg erblickte, der mindeſtens bis in die Wolken zu reichen ſchien. Doch verging noch eine Woche, bevor er den Berg erreichte. Endlich angelangt, ſetzte er ſich am Fuße deſſelben nieder, um auszuruhen und zugleich zu ſehen, wie des alten Mannes Verheißung in Erfüllung gehen würde. Er hatte noch nicht lange geſeſſen, als er ein eigenthümliches Ziſchen aus der Ferne vernahm und bald darauf eine große Schlange, die mindeſtens zwanzig Klafter maaß, in Bogenwindungen unweit ſeines Ruheplatzes vorüberzog. Der Schreck lähmte ſeine Glieder, ſo daß er nicht fortlaufen konnte, aber eben ſo ſchnell war auch die Schlange vorübergezogen. Eine Weile blieb alles ruhig. Dann kam es ihm vor, als käme aus der Ferne ein ſchwerer Körper hopp, hopp ſpringend ihm immer näher. Es war ein großer Froſch von der Höhe eines zweijährigen Füllens. Auch dieſes ſchauerliche Geſchöpf zog an dem Knaben vorüber ohne ihn zu bemerken. Neu vernahm er über ſich ein Sauſen wie von einer herannahenden Gewitterwolke. Als er ſeine Augen aufſchlug, flog hoch über ſeinem Haupte ein großer Adler in derſelben Richtung, welche die Schlange und der Froſch eingeſchlagen hatten. „Das ſind wunderliche Dinge, die mein Glück

machen ſollen!“ dachte der Jüngling. Da ſieht er plötzlich einen Mann auf ſchwarzen Roß auf ſich zueilen. Das Roß ſchien Flügel an ſeinen Füßen zu haben, denn es flog wie der Wind. Als der Fremde den ſitzenden Jüngling am Berge gewahrte, hielt er ſein Roß an und fragte: „Wer iſt hier vorübergegangen?“ Der Jüngling antwortete: „Zuerſt eine große Schlange, wohl zwanzig Klafter lang, dann ein großer Froſch wie ein zweijähriges Füllen und endlich hoch über meinem Haupte ein großer Adler. Wie groß er war, konnte ich nicht unterſcheiden, aber das Sauſen ſeiner Flügel war gewaltig, gleich einer Gewitterwolke.“ — „Du haſt richtig geſehen,“ ſprach der Fremde, „es waren meine größten Feinde, denen ich eben nachſetze. Dich könnte ich in meinem Dienſte brauchen, wenn Du nichts beſſeres vor haſt. Steige über den Berg; dann kommſt Du gerade in meine Wohnung. Ich werde, wenn nicht früher, mit Dir gleichzeitig dort anlangen.“ Der Jüngling verſprach zu kommen, worauf der Fremde wie der Wind weiter ritt.

Der Weg über den Berg war nicht leicht. Unſer Wanderer brauchte drei Tage, bevor er den Kamm erreichte, dann noch zwei Tage, bevor er wieder auf der andern Seite hinabgelangte. Angekommen fand er den Wirth bereits vor. Dieſer erzählte ihm wie er die Schlange und den Froſch glücklich getödtet, aber den Adler nicht habe habhaft werden können. Dann fragte er den Jüngling, ob er geſonnen ſei ſich bei ihm als Jahresknecht zu verdingen. „Gutes Eſſen ſollſt Du alle Tage ſoviel haben, als Du verlangſt, auch mit dem Lohn werde ich nicht geizen, wenn Du Dein Amt getreulich verwalten wirſt.“ Nachdem der Handel zur Zufriedenheit beider Theile abgeſchloſſen war, führte der Wirth ſeinen neuen Knecht überall im Hauſe herum und zeigte ihm, was er zu thun hatte. Da war eine Höhle im Felſen mit dreifachen Eiſenthüren verſchloſſen. „In der Höhle ſind meine böſen Hunde angekettet,“ ſagte der Wirth, „Du haſt dafür zu ſorgen, daß ſie nicht unter der Thür durchgraben. Denn wiſſe; wenn nur einer von dieſen Hunden loskommen ſollte, dann ſind die andern nicht mehr zu halten, ſie würden ihrem Vordermann bald folgen und alles Lebende in der Welt vernichten. Wenn endlich der letzte Hund loskommt, dann iſt das Ende der Welt da und die Sonne hätte dann zum letztenmal geſchienen.“ Hierauf führte er den Knecht zu einem Berge, der nicht von Gott geſchaffen war, ſondern von ſehr großen aufeinander gehäuften Granitblöcken durch Menſchenhände gemacht ſchien. „Dieſe Steine,“ ſagte der Wirth, „ſind dazu zuſammengetragen, daß wenn die Hunde unter der Thür ein Loch gegraben haben, ſogleich ein neuer Stein vorgewälzt werde. Die Ochſen, die den Stein ſchleppen ſollen, will ich Dir in meinem Stalle

zeigen, Dich auch weiter darüber belehren, was Du zu beobachten haſt."

Im Stall fanden ſich wohl hundert große ſchwarze Ochſen, jeglicher mit ſieben Hörnern; die Ochſen waren reichlich zweimal ſo hoch als der größte Ukräner. „Sechs Paar von dieſen Ochſen, vor den Steinwagen geſpannt, ſchleppen den Stein mit Leichtigkeit fort. Eine eiſerne Stange werde ich Dir geben, mit der Du nur den Stein zu berühren brauchſt, dann rollt er von ſelbſt auf den Wagen. Du ſiehſt Deine Mühe iſt nicht groß, aber deſto größer ſoll Deine Aufmerkſamkeit ſein. Dreimal des Tages ſollſt Du die Thür beſichtigen und einmal in der Nacht, damit kein Unglück geſchehe."

Bald hatte unſer Freund ſein neues Amt gelernt, das gefiel ihm gar wohl: alle Tage das beſte Eſſen und Trinken, wie es ein Menſchenherz nur begehren kann. Nach zwei, drei Monaten hatten die Hunde eine Oeffnung unter die Thürſchwelle gegraben, durch die ſie die Schnauze durchſtecken konnten; aber ſogleich ward ein neuer Stein eingeſetzt, und ſie mußten ihre Arbeit von vorn beginnen.

So waren Jahre vergangen; unſer Knecht hatte ſich ein hübſches Stück Geld vom erſparten Jahreslohn zuſammen geſchlagen. Da erwachte in ihm die Sehnſucht wieder einmal zu andern Menſchen zurückzukehren, da er in den vielen Jahren außer ſeinem Wirth kein menſchliches Angeſicht geſehen hatte. Der Wirth war zwar immer gegen ihn gut, aber die Langeweile war ſchrecklich, zumal wenn der Wirth ſeine lange Schlafzeit bekam, während welcher er immer ſieben Wochen ununterbrochen ſchlief und gar nicht zum Vorſchein kam.

Nun war wieder einmal eine ſolche Schlafperiode eingetreten, als eines Tages der große Adler ſich plötzlich auf dem Felſenberge niederließ und alſo ſeine Rede begann: „Biſt Du nicht ein großer Thor, daß Du Dein ſchönes Leben für gutes Eſſen und Trinken hingiebſt. Das erſparte Geld nützt Dir nichts, denn hier ſind keine Menſchen, die deſſelben bedürfen. Nimm Deines Wirthes windfüßiges Roß aus dem Stall, binde ihm Deinen Geldſack auf den Rücken, ſetze Dich ſelbſt darauf und reite immer nach der Seite, wo die Sonne Abends untergeht; dann kommſt Du in wenig Wochen wieder unter Menſchen. Das Roß mußt Du aber mit eiſerner Kette anbinden, damit es nicht entlaufe. Sonſt geht es in die alte Heimath zurück und der Wirth kann Dich leicht verfolgen. Hat er aber kein Roß, ſo ſind ihm die Füße gebunden." — „Wer ſoll denn die Hunde hier bewachen, wenn ich fortziehe, während der Wirth ſchläft?" fragte der Knecht. „Haſt Du denn das auch nicht begriffen, daß der liebe Schöpfer ihn dazu erſchaffen hat um dieſe Höllenhunde zu

bewachen. Es iſt nur Faulheit, wenn er ſieben Wochen ſchläft. Hat er keinen Knecht, ſo wird er das lange Schlafen verlernen und ſeines Amtes pflegen."

Der Rath gefiel dem Knecht. Er that wie der Adler geſagt hatte, nahm das Roß, band ſeinen Geldſack auf, ſetzte ſich ſelbſt auf den Sack und ritt von dannen. Noch war er nicht weit vom hohen Berge; als er den Wirth hinter ſich rufen hört: „Halt an, halt an, geh in Gottes Namen mit Deinem Gelde, nur laſſe mir mein Roß." Der Knecht hörte nicht darauf, ſondern ritt ruhig weiter bis er nach einigen Wochen wieder unter ſterbliche Menſchen kam. Dort baute er ein ſchönes Haus, freite ein junges Weib und lebte als reicher Mann glücklich. Wenn er nicht geſtorben iſt, muß er noch heute leben; aber das windfüßige Roß ſoll längſt umgekommen ſein.

XXX. Nordamerikaniſches Märchen.

Eine algonquiniſche Legende.

(Eroueniera oder Beſuch eines Indianers bei dem großen Geiſte. Ausland, 1857. Nr. 2. Seite 25 und 26.)

Ein Delaware-Indianer, mit Namen Eroueniera, der den Wunſch hegte den „Herrn des Lebens" kennen zu lernen, beſchloß, ohne jemand von ſeiner Abſicht etwas zu ſagen, eine Reiſe ins Paradies zu unternehmen, das ihm als der Wohnſitz Gottes bekannt war. Um aber dieſen Plan glücklich auszuführen, war es nothwendig für ihn den Weg in den himmliſchen Regionen kennen zu lernen. Da ihm niemand bekannt war, der, als ſelbſt dort geweſen, ihm behülflich zu ſein vermochte den Weg zu finden, ſo fing er an durch allerlei Gaukelkünſte ſich in den Schlaf einzulullen, in der Hoffnung ein gutes Wahrzeichen aus einem Traume zu ſchöpfen. In ſeinem Traume nun gewann der Indianer die Vorſtellung er dürfe ſeine Reiſe nur antreten und fort und fort gehen, um zu der Himmelswohnung zu gelangen. Am nächſten Morgen in aller Frühe legte er daher ſeine Jagdkleidung an, nahm ein Gewehr, Pulverhorn und Schießbedarf, ſowie einen Keſſel um ſeine Lebensmittel zu kochen. Der erſte Theil ſeiner Reiſe ging ziemlich gut von Statten, er zog lange Zeit fort ohne entmuthigt zu werden, und hatte ſtets die feſte Ueberzeugung, er werde bald ſein Ziel erreichen. Acht Tage waren

bereits verfloſſen, ohne daß er [illegible]en, der ſeinem Wunſch Widerſtand geleiſtet, getroffen hätte. Am Abend des achten Tages machte er bei Sonnenuntergang wie gewöhnlich an dem Ufer eines Baches, an dem Eingang in eine kleine Prairie, an einem für ſeine Nachtlager, wie ihm dünkte, günſtig gelegenen Platze, Halt. Als er ſeine Lagerſtätte herrichtete, bemerkte er am andern Ende der Prairie drei ſehr weite und gutbegangene Pfade. Dieß fiel ihm zwar einigermaßen auf, allein er ſetzte ſeine Arbeiten an dem Wigwam, der ihm Schutz gegen das Wetter bieten ſollte, dennoch fort. Er zündete auch ein Feuer an. Während des Kochens ſah er daß, je dunkler es wurde, jene drei Pfade um ſo deutlicher ſich hervorhoben. Dieß überraſchte, ja erſchreckte ihn ſogar. Er wurde einige Augenblicke bedenklich, und fragte ſich, was beſſer für ihn ſei: in ſeinem Lagerplatze zu verbleiben, oder in einiger Entfernung einen andern zu ſuchen? In dieſer Ungewißheit erinnerte er ſich ſeiner Gaukelkünſte oder vielmehr ſeines Traums. Er dachte ſein einziges Ziel bei Unternehmung dieſer Reiſe ſei geweſen den „Herrn des Lebens" zu ſehen. Dies brachte ihn wieder zur Beſinnung. Es dünkte ihm wahrſcheinlich, daß einer der drei Wege zu dem Platze führe, den er zu beſuchen wünſche. Er beſchloß daher in ſeinem Lager zu bleiben bis zum andern Tage und dann auf gut Glück einen der Pfade einzuſchlagen. Seine Neugier ließ ihm indeß kaum Zeit ſein Mahl einzunehmen; er brach von ſeinem Lagerplatz und von ſeinem Feuer auf und ſchlug den breiteſten Pfad ein. Er folgte ihm bis um die Mitte des Tages, ohne auf etwas zu ſtoßen, das ſein Weitergehen gehindert hätte; als er aber ein wenig ausruhte, um Athem zu ſchöpfen, ſah er ein großes Feuer aus dem Boden hervorbrechen. Es erregte ſeine Neugier; er ging darauf zu, um zu unterſuchen, was es wohl ſein möge. Als jedoch das Feuer zu wachſen ſchien, je näher er ihm kam, ſo wurde er von ſolcher Furcht befallen, daß er umkehrte und den breiteſten der beiden andern Pfade einſchlug. Nachdem er dieſem eben ſo lange nachgegangen war wie dem erſten, nahm er ein ähnliches Schauſpiel wahr. Seine Furcht, die ſich durch den Wechſel ſeiner Straße gelegt hatte, erwachte wieder, und er ſah ſich genöthigt den dritten Pfad einzuſchlagen, auf welchem er einen ganzen Tag dahinzog, ohne etwas zu ſehen. Plötzlich fiel ihm ein Berg von wunderbarer Geſtalt ins Auge, was ihn in großes Staunen verſetzte. Deſſen ungeachtet faßte er Muth und ging weiter, um ihn näher zu unterſuchen. Nachdem er am Fuße deſſelben angekommen, verloren ſich die Wegſpuren völlig. Dieß ſtimmte ihn ſehr traurig, denn er wußte nun nicht wie er ſeine Wanderung weiter fortſetzen ſollte. In dieſer Ungewißheit warf er ſeine Blicke ringsumher, und ſiehe, da zeigte ſich

plötzlich ein auf dem Berge ſitzendes weibliches Weſen, ihre Schönheit war blendend und die Weiße ihres Gewandes übertraf weit die des Schnees. Das Weib redete ihn in ſeiner eigenen Sprache an: „Du erſcheinſt erſtaunt, daß Du keinen Pfad mehr ſieheſt, der Dich Deinen Wünſchen entgegenführt. Ich weiß, daß Du Dich ſchon lange geſehnt haſt den „Herrn des Lebens“ zu ſehen und zu ſprechen, und daß Du dieſe Reiſe eigens unternommen, um ihn mit Deinen Augen zu ſchauen. Der Weg, welcher zu ſeiner Wohnung führt, iſt auf dieſem Berge. Um ihn zu beſteigen, mußt Du Dich vollſtändig entkleiden und all Dein Rüſtzeug und Deine Kleidung am Fuße deſſelben zurücklaſſen. Niemand wird ſie beſchädigen. Dann wirſt Du gehen und Dich in dem Fluſſe baden, den ich Dir zeigen will. Haſt Du dieß gethan, ſo beſteige wohlgemuth den Berg.“

Der Indianer gehorchte pünktlich den Worten des Weibes; allein eine Schwierigkeit blieb noch übrig. Wie konnte er auf den Gipfel des Berges gelangen, der ſteil, pfadlos und ſo glatt war wie Glas? Er fragte das Weib wie er es anfangen müſſe, um dieß zu vollbringen? Sie erwiederte: „wenn er wirklich den „Herrn des Lebens“ zu ſehen wünſche, ſo müſſe er beim Erſteigen nur ſeine linke Hand und ſeinen linken Fuß gebrauchen.“ Dies ſchien dem Indianer faſt unmöglich. Ermuthigt indeß von dem weiblichen Weſen, fing er an bergauf zu klettern und nach vielen Mühſal gelang es ihm. Als er ſich auf dem Gipfel befand, ſah er zu ſeinen Erſtaunen niemanden, auch das Weib war verſchwunden. Er fand ſich allein und ohne Führer. Drei unbekannte Dörfer lagen vor ihm; ſie waren nach einem ganz andern Plan gebaut als ſeine eigenen, viel ſchöner und regelmäßiger. Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, richtete er ſeine Schritte dem ſchönſten zu. Halbwegs vom Gipfel des Berges herab erinnerte er ſich, daß er nackend war und ſcheute ſich weiter zu gehen, eine Stimme rief ihm zu, ſeines Weges fortzuwandeln und keinen Befürchtungen in ſeinen Herzen Raum zu geben, da er ſich gebadet, könne er vertrauungsvoll weiter ſchreiten. Er ging nun unbedenklich auf die Stelle zu, welche ihm das Thor des Dorfes zu ſein ſchien und blieb dann ſtehen, bis Jemand kam, um es zu öffnen. Während er das Aeußere des Dorfes betrachtete, that ſich das Thor auf und der Indianer ſah einen ſchönen ganz weiß gekleideten Mann auf ſich zukommen, der ihn bei der Hand nahm und ihm ſagte, er wolle ſeine Wünſche befriedigen und ihn vor den „Herrn des Lebens“ führen.

Der Indianer folgte ſeinen Führer und ſie gelangten an einen Platz von unvergleichlicher Schönheit. Der Indianer verſank in Bewunderung.

Er ſah da den „Herrn des Lebens“, der ihn bei der Hand nahm und ihm zum Sitz einen mit Gold eingefaßten Hut gab. Der Indianer fürchtend er möchte den Hut verderben, trug Bedenken ſich nieder zu ſetzen; allein da ihm aufs neue geheißen wurde es zu thun, ſo gehorchte er ohne weitere Widerrede.

Nachdem er ſich geſetzt, ſagte Gott zu ihm: „Ich bin der „Herr des Lebens“, den Du zu ſehen und mit dem Du zu ſprechen wünſchteſt. Höre auf das, was ich Dir für Dich und für alle Indianer ſage. Ich bin der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Bäume, der Seen, der Flüſſe, der Menſchen, und alles deſſen, was Du ſieheſt oder geſehen haſt auf der Erde oder in den Himmeln; und weil ich Euch liebe, ſo müßt Ihr meinen Willen thun; Ihr müßt das auch meiden, was ich haſſe; ich haſſe, wenn Ihr trinket, wie Ihr thut, bis Ihr Euren Verſtand verliert; ich wünſche, daß Ihr nicht Krieg führet wider einander, Ihr nehmt zwei Weiber oder laufet den Weibern anderer Leute nach; Ihr thut unrecht; ich haſſe ein ſolches Betragen; Ihr ſollt nur ein Weib haben und ſie behalten bis zum Tode. Wenn Ihr in den Krieg zieht, macht Ihr Gaukelkünſte, Ihr ſingt den Medicingeſang und glaubet Ihr ſprächet mit mir, Ihr täuſcht Euch; Ihr ſprecht mit dem Manito; er iſt ein böſer Geiſt, der Euch verleitet Uebles zu thun und weil Ihr mich nicht kennt, hört Ihr auf ihn. Das Land, in welchem Ihr wohnt, habe ich für Euch gemacht, nicht für andere; warum duldet Ihr alſo, daß die Weißen auf Eueren Ländereien wohnen? Könnt Ihr nichts thun ohne ſie? Ich weiß, daß diejenigen, welche Ihr die Kinder Eures großen Vaters nennt, für Eure Bedürfniſſe ſorgen. Wenn Ihr aber nicht ſo böſe wäret wie Ihr ſeid, würdet Ihr ſie nicht gebrauchen. Ihr könntet leben wie Ihr gelebt, ehe Ihr ſie gekannt habt. Hat denn, bevor diejenigen, welche Ihr Euere Brüder nennt, zu Euch gekommen, Euer Bogen und Pfeil Euch nicht zum Schutz und Schirm gedient? Ihr brauchtet weder Gewehr noch Pulver noch irgend einen andern Gegenſtand. Das Fleiſch der Thiere war Euere Nahrung, ihre Felle Euere Kleidung. Als ich aber Euch zum Böſen geneigt ſah, entfernte ich die Thiere in die Tiefen der Wälder, auf daß Ihr für die Bedürfniſſe Euerer Kleidung abhängen möchtet von Euren Brüdern. Werdet wieder gut und thut meinen Willen, dann will ich Euch Thiere ſchicken für Euren Lebensunterhalt. Ich verbiete Euch indeß nicht Eures Vaters Kinder unter Euch zu dulden; ich liebe ſie, ſie kennen mich, ſie beten zu mir; ich ſorge für ihre Bedürfniſſe und gebe ihnen das, was ſie Euch bringen. Nicht ſo aber verhält es ſich mit denen, welche kommen, um Euere Beſitzthümer zu ſtören. Treibt ſie hinweg, führet Krieg wider ſie. Ich liebe ſie nicht.

Sie kennen mich nicht. Sie ſind meine Feinde, ſie ſind Eurer Brüder Feinde. Schickt ſie zurück in die Länder, welche ich für ſie gemacht habe. Dort ſollen ſie bleiben.

Hier iſt ein geſchriebenes Gebet, das ich Dir gebe; lern' es auswendig und lehr' es beten allen Indianern und allen Kindern. (Als der Indianer bemerkte, er könne nicht leſen, ſagte der „Herr des Lebens" zu ihm, er ſolle es bei ſeiner Rückkehr auf die Erde dem Häuptling ſeines Dorfes geben, der es leſen und auch ihn ſowie alle Indianer darin unterweiſen werde.) Es muß, ſagte der „Herr des Lebens", Morgens und Abends gebetet werden. Thu alles, was ich Dir geſagt habe und verkündige allen Indianern, daß es vom „Herrn des Lebens" kommt. Sie ſollen an Einem Tag nur Einen Trank zu ſich nehmen oder höchſtens zwei. Sie ſollen nur ein Weib nehmen und aufhören den Weibern und Töchtern anderer Leute nachzulaufen. Sie ſollen keinen Krieg gegen einander führen. Sie ſollen den Medicingeſang nicht ſingen, denn beim Singen des Medicingeſangs ſprechen ſie zu dem böſen Geiſte. Treibt aus Euren Ländern, ſprach der „Herr des Lebens" weiter, jene Hunde aus in rothen Kleidern, ſie ſind nur ein Schaden für Euch. Wenn Ihr etwas bedürfet, ſo wendet Euch an mich, wie Euere Brüder thun und ich will beiden geben. Verkaufet Euren Brüdern nicht das, was ich als Nahrung auf die Erde geſetzt habe. Kurz, werdet gut, und es wird Euch nichts fehlen. Wenn Ihr einander begegnet, ſo verbeugt Euch und gebt einander die . . . . Hand des Herzens. Vor allem empfehle ich Dir, Morgens und Abends das Gebet herzuſagen, das ich Dir gegeben habe."

Der Indianer verſprach den Willen des „Herrn des Lebens" zu thun und ihn auch ſtreng den Indianern zu empfehlen und fügte bei: der „Herr des Lebens" werde mit ihnen zufrieden ſein.

Nun kam ſein Führer wieder und führte ihn an den Fuß des Berges, hieß ihn ſeine Kleider nehmen und in ſein Dorf zurückkehren, was der Indianer augenblicklich that.

Seine Rückkehr ſetzte die Bewohner des Dorfes, welche nicht wußten, was aus ihm geworden war, in großes Erſtaunen. Sie fragten ihn, wo er herkomme; allein, da ihm anbefohlen worden mit Niemand zu ſprechen, ehe denn er den Häuptling des Dorfes geſehen, gab er ihnen ein Zeichen mit der Hand, andeutend, daß er von oben komme. Nachdem er in das Dorf eingetreten, begab er ſich ſogleich in den Wigwam des Häuptlings und händigte ihm das Gebet und die Geſetze ein, welche der „Herr des Lebens" ſeiner Obhut anvertraut hatte.

XXXI. Ruſſiſches Märchen.

Sadko, der reiche Kaufherr.

(Nowgorodiſche Sage b. Erman, Archiv für Rußland 1864. Band XXIII. Seite 376—381.)

In Nowgorod, der altberühmten Stadt, lebte Sadko der Kaufmann, der reiche Hausbeſitzer. Doch war er nicht immer reich geweſen; im Anfang hatte er nichts als ſein Gusli (Laute). Damit ging er und ſpielte bei den Gelagen der Reichen.

Einmal lud man ihn drei Tage nicht zu einem Feſtſchmauſe. Da wurde Sadko ſchwermüthig, ging an den Ilmen-See, ſetzte ſich auf einen weißglühenden Stein und begann die Saiten ſeines Gusli zu rühren.

Da wurden die Waſſer des See's unruhig und der Meerkönig erhob ſich über die Wellen und ſprach:

„Sadko von Nowgorod! Ich weiß nicht wie ich Dich begnaden ſoll um des großen Genuſſes willen, den mir bereitet hat Dein liebliches Spiel. Geh zurück nach Nowgorod und ſchlage den Kaufleuten eine große Wette vor. Verpfände Du Dein Haupt und laß ſie ihre Waarenlager verpfänden und behaupte, daß es im Ilmen-See Fiſche gebe mit goldnen Floſſen. Dann gehe, ſtrick' ein ſeidnes Netz und wirf es aus in den See. Du wirſt drei Fiſche mit goldnen Floſſen fangen und in Folge dieſes Fanges glücklich werden."

Als Sadko heimgekehrt war nach Nowgorod, lud man ihn zu einem Ehrenſchmauſe.

Und Sadko ſpielte und ſie tranken ihm zu. Da berühmte ſich Sadko und ſprach: „O ihr Kaufherren von Nowgorod! Ich kenne ein großes Wunder im Ilmen-See, es giebt Fiſche darinnen mit goldenen Floſſen." Da ſagten die Kaufleute: „Ein ſolches Wunder kennſt Du nicht; es kann im Ilmen-See nicht Fiſche geben mit goldenen Floſſen." — „Nun wohlan, ihr Kaufherren von Nowgorod! laßt uns eine große Wette machen: ich ſetze meinen Kopf ein, Ihr Eure Waarenlager."

Drei Kaufleute nahmen die Wette an und jeder von ihnen ſetzte ſein Waarenlager zum Pfande. Dann flochten ſie ein ſeidenes Netz, warfen es dreimal aus in den See und jedesmal fing ſich ein Fiſch mit Goldfloſſen darinnen. Darauf gaben ihm die Kaufleute ihre drei verwetteten Waarenlager.

Jetzt begann Sadko seinerseits Handel zu treiben und hatte großen Gewinn. Darauf lud er zum Ehrengelage alle angesehenen Männer der Stadt in sein prächtiges Haus. Sie Alle kamen, aßen und tranken sich satt und jeder von ihnen that sich groß mit etwas. Der Eine pries seine unermeßliche Habe, der Andere seine Stärke und ritterlichen Leistungen, ein Dritter sein edles Roß. Ein Verständiger rühmte sich seines alten Vaters, ein Unverständiger seines jungen Weibes. Sadko, der zuletzt gefragt wurde, sagte: „Mit meinem Gelde will ich alle Waaren in Nowgorod kaufen, die schlechten sammt den guten."

Da kam es zu einer zweiten Wette mit den Herren von Nowgorod. Sadko aber stand drei Tage nach einander auf am Frühmorgen, weckte seine wackeren Leute, gab ihnen ungezähltes Geld aus seinem Schatze und schickte sie in die Straßen, wo man Handel trieb, den Einen dahin, den Andern dorthin. Er selber begab sich nach den Waarenlagern. Am zweiten Tage wurde das Doppelte, am dritten das Dreifache an Waaren ausgelegt. — Alles kam in Sadko's Besitz.

Für sein ungezähltes Geld ließ Sadko dreißig Schiffe zimmern, die er mit Nowgoroder Waaren befrachtete. Dann fuhr er durch den Wolchow in den Ladoga, durch den Ladoga in die Newa, durch die Newa ins blaue Meer. Das blaue Meer durchfuhr er bis zur goldnen Orda, verkaufte da seine Waaren mit großem Gewinne, füllte in zwei Tonnen das rothe Gold und das reine Silber und begab sich auf die Rückfahrt nach Nowgorod.

Da brach ein heftiger Sturm los; die Wogen zerschlugen Sadko's Schiffe und zerrissen ihre Segel; die Schiffe aber standen wie festgebannt. Da sprach Sadko zu seinen Leuten: „So lange schon fahren wir im Meere und haben dem Meerkönig noch keinen Zoll entrichtet. Jetzt mahnt er uns offenbar. Brüder, nehmet die Tonne mit reinem Silber und laßt sie ins Meer hinab."

Und sie thaten wie er geheißen, aber es war umsonst. Jetzt nahm die Mannschaft auf des Herrn Geheiß die Tonne mit rothem Gold und warf sie ins Meer; aber die Schiffe blieben unbeweglich.

Da sprach Sadko: „Ich sehe, Brüder, der Meerkönig verlangt ein lebendiges Haupt. Machet Loose aus rothem Golde; ich selbst will eines aus Eichenholz machen; schreibe jeder seinen Namen auf ein Loos und werft sie alle ins Meer; wessen Loos auf den Grund sinkt, der werde des Meerkönigs Opfer."

Und sie thaten wie er geheißen, da schwammen alle goldenen Loose der Mannschaften wie Enten auf dem Wasser, das hölzerne Loos des Sadko aber sank unter.

Sprach Sadko: „Lieben Brüder, der Seekonig will mich ſelbſt ins Meer haben. So bringet mir Tinte, eine Schwanfeder und ein Blatt geſtempeltes Papier!“

Sie brachten ihm das Verlangte. Da verſchrieb er einen Theil ſeiner Habe den Kirchen, ein anderes Theil den Armen, ein drittes Theil ſeiner jungen Frau und das vierte ſeiner wackeren Mannſchaft. Und er ſprach weiter: „Reichet mir mein Gusli, daß ich ein letztes Mal ſpiele. Oder ſoll ich es mitnehmen ins blaue Meer?“

Er nahm ſein Gusli und ſagte weiter: „Werfet ein eichenes Brett ins Waſſer; wenn ich auf dem Brett treibe, iſt der Tod mir weniger ſchrecklich im blauen Meere.“

Sie warfen das Brettlein ins Waſſer. Da ſetzten die Schiffe ſich in Bewegung und flogen dahin wie ſchwarze Raben. Sadko aber blieb im Meere zurück; er ſchlief ein auf ſeinem Brett und erwachte auf des Meeres Grund. Durchs Waſſer erblickte er die glühende Sonne, das Abendroth und das Morgenroth. Im Meere aber ſtand aus Marmor ein Palaſt und in dem Palaſt ſaß der Meerkönig mit einem Kopfe wie ein Heuſchober.

Und ſo ſprach der König: „Willkommen, Kaufherr Sadko! Lange ſchon biſt Du auf der See und und haſt mir noch keinen Zoll entrichtet. Wohlan, man ſagt, Du ſeiſt ein Meiſter im Gusli-Spiel; ſo ſpiele mir etwas vor!“

Da begann der König zu tanzen; Sadko ſpielte drei Tage und drei Nächte ohne Unterbrechung und immer tanzte der König dazu. Das Waſſer im Meere wogte gewaltig, trübte ſich mit dem gelben Sande; viele Schiffe wurden zertrümmert, viel wackere Leute verloren Habe und Leben.

Da flehte das Volk zum heiligen Nikolai von Moſaisk. Und es fühlte Sadko ſeine Schulter berührt und er hörte die Worte: „Sadko von Nowgorod, Du haſt genug geſpielt!“

Sadko ſah um ſich: ein grauer Alter ſtand hinter ihm. Sadko ſagte: „Ich habe nicht meinen eigenen Willen im blauen Meere.“ Der Greis erwiderte: „Zerreiße die Saiten, zerbrich die Zäpfchen und ſag' Du könnteſt nicht weiter ſpielen. Der König wird Dich fragen, ob Du im Meere ein ſchönes Mägdlein heirathen willſt und Dich früh aufſtehen heißen, um Dir Eine auszuſuchen. Laß dreimal dreihundert Jungfrauen an Dir vorübergehen. Hinter Alle wird Tſchernawuſchka kommen, die nimm zur Ehe.“

Sadko zerriß die Saiten ſeines Gusli und zerbrach die Zäpflein. Da frug ihn der Meerkönig: „Sadko von Nowgorod, was ſpielſt Du

nicht weiter?“ — „Die Saiten ſind mir geſprungen, die Zapfen zerbrochen und ich habe keine mehr in Vorrath.“ Sprach der König: „Willſt Du im blauen Meere nicht ein ſchönes Mädchen Dir zur Gattin nehmen?“ — Sprach Sadko: „Ich habe keinen eigenen Willen im blauen Meer.“ — „Nun, Sadko, ſtehe auf am frühen Morgen und wähle Dir ein ſchönes Mädchen aus.“

Sadko erhob ſich in der Frühe und ſah alsbald drei Haufen Mädchen, jeder zu dreihundert, an ſich vorüber ziehen. Zu allerletzt kam die ſchöne Tſchernawa und dieſe nahm er zur Ehe. Da gab es einen feſtlichen Schmaus; nach dem Schmauſe legte Sadko ſich ſchlafen und erwachte — in Nowgorod, am ſteilen Ufer des Fluſſes Tſchernawa. Er blickte auf und ſah ſeine ſchwarzen Schiffe den Wolchow hinausſegeln.

Sadko's Weib gedachte mit Betrübniß ihres Gatten und ſeiner Leute: „Nicht kehrt er wieder aus dem blauen Meere!“ Aber die Mannſchaft gedachte Sadko's allein: „Geblieben iſt er im blauen Meere!“

Vom ſteilen Ufer her begrüßte Sadko ſeine ankommenden Leute. Sie folgten ihm ſtaunend in ſeinen Marmorpalaſt. Da bewillkommte ihn ſein Weib, drückte ihm die weißen Hände, küßte ſeinen ſüßen Mund.

Und er entfrachtete die ſchwarzen Schiffe und baute von dem Gewinn eine Domkirche dem heiligen Nicolai von Moſaiek. Und Sadko fuhr nicht mehr aufs blaue Meer hinaus, ſondern lebte fürder zufrieden in Nowgorod.

XXXII. Rumäniſches Märchen aus Siebenbürgen.

Von der Tochter des blauen und von dem Sohne des weißen Kaiſers.

(Ausland, 1856. Nr. 45. Seite 1076, 1077.)

Dem blauen Kaiſer, der ein ſehr großes Reich hatte, ward einſt eine Tochter geboren. Die ließ er in eine abgelegene Kammer bringen und daſelbſt bewachen, daß ſie von niemand geſehen wurde; nur die Amme durfte zu ihr. Das Mädchen aber wuchs heran zu einer ſchönen Jungfrau. Da kam eines Tages ein Vögelein an ihr Fenſter und pickte fort und fort an den Scheiben, bis die Kaiſertochter das Fenſter öffnete. Sogleich huſchte das Vögelein in die Kammer und ſetzte ſich in eine Ecke. Das Mädchen freute ſich über die Maßen, gewann das Vögelein lieb und fütterte es mit dem beſten Biſſen, die ihm die Amme brachte.

Einſt als es einen tiefen Schnee geſchneit hatte, ſtand die Kaiſertochter am Fenſter und ſah hinaus auf den Hof, wo, während ſie noch ſchlief, Schweine geſchlachtet worden waren. Da ſprach ſie: „Giebt es wohl in der Welt einen Menſchen der ſo weiß wäre wie Schnee und ſo roth wie Blut?“ Kaum aber hatte ſie ausgeredet, ſo rief das Vöglein; „So roth wie Blut und ſo weiß wie Schnee iſt des weißen Kaiſers Sohn.“ „Ach könnt' ich ihn nur einmal ſehen“, erwiederte die Kaiſertochter, „ich würde ihn lieben wie mein eigen Herz.“ Da rief das Vögelein: „Du ſollſt ihn ſehen, wenn Du mir folgen willſt. Drehe eine ſeidne Schnur und binde ſie an meinen rechten Fuß; heute Abend iſt beim rothen Kaiſer ein großes Feſt, dahin wollen wir ſobald die Sonne untergegangen iſt.“ Und die Kaiſertochter drehte eine ſeidne Schnur, die hatte die Eigenſchaft unſichtbar zu ſeyn und unſichtbar zu machen wer ſie berührte. Und ſie machten ſich auf den Weg. Als ſie vor dem Palaſt des rothen Kaiſers ankamen, ſprach das Vögelein: „Sobald ich an der Schnur zupfe, ſollſt Du ſogleich kommen, ſonſt wird es übel ſein.“ Die Kaiſertochter verſprachs. Wie ſie nun bei dem Feſt erſchien, wandten ſich ihr alle Blicke zu, und der Sohn des weißen Kaiſers ſprach und tanzte mit ihr und ſie gewannen einander ſehr lieb. Als ſie eben wieder tanzen wollten, zupfte das Vögelein an der unſichtbaren Schnur, und flugs verließ die Kaiſertochter das Feſt und eilte nach Hauſe.

Am Morgen als ſie das Vögelein fütterte, ſprach ſie: „Könnte ich ihn nur noch einmal ſehen.“ Da antwortete das Vögelein: „Du ſollſt ihn ſehen nach Sonnenuntergang.“ Da war beim ſchwarzen Kaiſer ein noch größeres Feſt und herrſchte große Freude. Nur der Sohn des weißen Kaiſers ſaß traurig in einer Ecke. Wie aber die Kaiſertochter eintrat und er ſie erblickte, ward er munter, ſprach und tanzte mit ihr, bis das Vögelein zupfte. Da wollte ſie ſich losreißen. Er aber hielt ſie feſt und wollte ſie nicht laſſen. Da zupfte das Vögelein zum zweiten Mal, und weinend eilte die Kaiſertochter hinweg und nach Hauſe.

Am Morgen als ſie das Vögelein fütterte, ſprach ſie wieder: „Könnte ich ihn nur noch einmal ſehen.“ Und das Vögelein antwortete: „Du ſollſt ihn ſehen nach Sonnenuntergang.“ Es war aber Abends ein noch größeres Feſt beim weißen Kaiſer und herrſchte wieder große Freude. Nur der Sohn des weißen Kaiſers ſaß traurig in einer Ecke. Wie aber die Kaiſertochter eintrat und er ſie erblickte, ward er munter, ſprach und tanzte mit ihr, bis das Vögelein zupfte. Da wollte ſie ſich losreißen, er aber hielt ſie noch feſter, bis ſie, als das Vögelein zum dritten Mal zupfte, endlich los kam. Da zürnte ihr das Vögelein, ſchalt ſie und führte ſie nicht nach Hauſe, ſondern weit weg in die Wüſte.

Da ließ es sie allein, und die Kaisertochter wußte nicht wie sie sich nach Hause finden sollte. Als sie lange, lange umhergeirrt war, traf sie eines Tages einen Schweinehirten; bei dem wollte sie dienen, aber er mochte sie nicht weil sie so schön und herrisch aussah und gab ihr nur sehr wenig von seinem Aschenkuchen. Als er aber sah mit welcher Gier sie den Kuchen verschlang, erbarmte er sich ihrer, nahm sie als Magd an und ließ sie die Schweine hüten, während er daheim lag und schlief.

Eines Abends als sie nach Hause kam, sprach sie zur Schweinehirtin: „Richte mir ein Bad an, Mutter, damit ich meinen Leib wasche.“ Und die Hirtin, der sie lieb war wie ihr eigen Kind, thats und stellte zwei große Mulden neben einander, in der einen kaltes, in der andern warmes Wasser. Wie sich nun die Kaisertochter gewaschen hatte und anfing ihr goldenes Haare zu kämmen, fiel von ihrem Haupte links Gold und rechts Silber in die Mulden bis sie voll waren. Da nahm sie von dem Gold, kaufte Wagen und Kleider und fuhr nach der Stadt wo der weiße Kaiser wohnte. Da erfuhr sie, wie der Sohn des Kaisers seit Jahr und Tag krank darnieder liege und keinen Menschen vor sich lasse, also daß seine Eltern große Trauer trügen. Als sie das hörte, verkleidete sie sich als eine alte Frau, ließ sich vor den Kaiser führen und bat um die Erlaubniß zu dem Kranken zu gehen und mit ihm allein zu reden, das werde ihn gesund machen. Gern willigte der Kaiser ein. Als aber die Kaisertochter in das Zimmer trat, lag der Kranke mit dem Angesicht gegen die Wand gekehrt, regungslos im Bett als ob er todt wäre. Sie schloß die Thüre hinter sich ab, warf die häßlichen Kleider von sich und rief: „Könnte ich Dich nur noch einmal sehen.“ Sogleich erkannte sie der Kranke und genas zur Stunde, rief Vater und Mutter und das ganze Hofgesinde herbei, und sprach: „Um ihretwillen ward ich krank und wäre gestorben, hätte ich sie nicht wieder gefunden. Von nun an aber wird mein Herz nie mehr traurig sein.“ Und er nahm sie zum Weib und sie lebten glücklich bis an ihr Ende.

XXXIII. Finnisches Märchen.

Die Weissagungen.

(Erman's Archiv für Rußland. 1856. Bd. 17. S. 14—20.)

Zwei kundige Männer kamen einst auf ihrer Wanderung zu einem Bauernhofe und übernachteten auf demselben. Da war eben eines der

Schafe im Lammen begriffen. Der Jüngere von den beiden Wanderern sprach zu seinem Geführten, welcher Oberkundiger war: „Man sollte doch diesem Schafe beistehen!“ — „Freilich sollte man dies“, versetzte der Andere, „aber es wird nichts Gutes daraus, denn das zu gebärende Lamm wird ein Wolf unfehlbar fressen.“ — „Leider wohl,“ sagte der Jüngere; „dennoch sei dem armen Schafe unser Beistand nicht entzogen!“ — „Wohlan denn es werde seiner Qualen ledig!“ sprach jetzt der Oberkundige und sogleich ging die Entbindung von Statten. Dies war nun gut, aber gleich nach dem Schafe wurde auch die Frau des Hauses von Wehen befallen, was ihr klägliches Geschrei den beiden Gästen kund gab. Von Mitleid ergriffen, bat der jüngere Kundige den älteren, nun auch dem Weibe seinen Beistand nicht zu versagen. „Wohl, ich will dir helfen,“ sagte dieser, „es entsteht aber nichts Gutes daraus, denn sie wird einen Sohn zur Welt bringen, der seinen Vater tödtet und seine Mutter heirathet.“ Darauf sprach er: „Es weiche der Schmerz von dem Weibe!“ und sogleich genas sie eines Sohnes.

Am andern Morgen setzten die beiden Kundigen ihre Reise fort; aber der Herr des Hauses hatte ihre Reden gehört; er ging mit kummervollem Gemüthe zu seiner Frau und berichtete ihr, was die Männer geweissagt. Die Frau erschrack darob, und Beide überlegten nun mit einander, was zu thun sei. Anfangs wollten sie ihr Söhnlein tödten, aber die Ausführung dieses Entschlusses brachten sie nicht übers Herz, und so beschlossen sie, es heranwachsen zu lassen und den Erfolg ruhig abzuwarten, denn jene Prophezeihung konnte ja auch falsch sein.

Nun kam der Herbst und das Fest Keyri. Da schlachtete man das Lamm und kochte, nach alten Herkommen eine Suppe daraus. Als die Suppe fertig war, öffnete man ein Fenster und legte das Fleisch darauf, damit es kalt würde, die Suppe aber wurde in Schüsseln auf den Tisch getragen und von der ganzen Familie gegessen. Da gedachte der Hausherr jener Prophezeihung und sagte: „Unsere Gäste waren doch Lügner, daß sie geweissagt haben, ein Wolf würde dies Lamm fressen, es steht ja nun als Suppe vor uns!“ Bald war die Suppe verzehrt, und nun sollte auch das ausgekochte Fleisch an die Reihe kommen, allein dies war vom Fenster verschwunden und an die Erde gefallen und siehe da — ein Wolf verschlang eben die letzten Bissen! Da überfiel alle ein großer Schrecken; sie sahen den ersten Theil der Weissagung erfüllt, und befürchteten nun ganz natürlich, daß auch der zweite in Erfüllung gehen würde. In seiner Verzweiflung riß der Vater das Knäblein aus der Wiege und wollte ihm die Kehle durchschneiden; aber die Mutter kam schnell dazwischen und sagte: „Tödte unser Kind nicht, wir wollen es

lieber auf ein Brett gebunden ins Meer werfen, dann mag es treiben, wohin es will." Nun gut, der Vater stand von seinem Vorsatze ab, allein er hatte schon mit dem Messer eine kleine Wunde in des Knaben Brust geschnitten. Die Mutter nahm das Kind in ihre Arme, wickelte es sorgfältig ein, band es auf eine Planke und gab es so den Wellen preis.

Das arme Knäblein wurde von den Wellen fortgetragen, bis es endlich bei einem Kloster, das auf einer Insel lag, anlangte. Am Strande befanden sich Arbeiter: diese nahmen das Kind und brachten es dem Abte. Der war ein sehr wackerer Mann; er behielt den Knaben bei sich und erzog ihn. Die Zeit verging, ein Jahr folgte aufs andere und aus dem Knaben wurde ein tüchtiger junger Bursche. Als er aber herangewachsen war, befriedigte ihn sein einsamer Aufenthalt nicht mehr, und er sehnte sich nach dem Festlande um die Welt kennen zu lernen. Einstmals äußerte er diesen Wunsch gegen seinen Pflegevater: der sagte: „Nun, wenn Du hier Langeweile empfindest, so geh nur, mein Söhnlein." Der Jüngling wurde also von der Insel auf das Festland hinüber gerudert, damit er ginge, wohin es ihm gefiele. Er machte sich auch gleich ans Wandern und wanderte lange vorwärts, um an einen Ort zu kommen wo er Arbeit und Unterhalt fände. Endlich erblickte er einen Bauernhof und kehrte da ein. Der Hausherr war gerade im Walde und nur die Frau anwesend, sie frug den Reisenden woher er sei und welches Gewerbe er treibe. „Ich bin ein unbeschäftigter Mann", gab er zur Antwort; „ich komme hierher, um zu erfahren, wo ich Arbeit und Brod finden kann." „Nun, Arbeit giebts schon bei uns", sagte die Frau; „geh' unser Rübenfeld zu hüten, dahin kommen öfter Diebe und stehlen sich was; nimm diese Armbrust mit, und erschieße jeden, der in die Hütung steigt." Der Bursche war das zufrieden, und begab sich mit der Schießwaffe an den erwähnten Ort. Auf dem Rübenfelde lag ein großer hoher Stein; in den Schatten desselben setzte er sich und spähte nach Dieben.

Es währte nicht lange, da ließ ein Geräusch aus dem Walde sich hören; der alte Hausherr kam, stieg über den Zaun in die Hütung, brach sich eine Schürze voll Rüben und wollte damit weiter nach Hause schleudern. Aber der Hüter, dem dies nicht entgangen war, schoß nach ihm und traf den Alten so gut, daß er auf der Stelle todt blieb. Dann ging der Jüngling auf den Bauernhof zurück und erzählte, daß er wirklich einen Dieb niedergeschossen habe. Nun, dies war der Hausfrau schon ganz lieb, allein sie hatte für den Jüngling keine Arbeit mehr, da ihr Mann noch nicht zurückgekehrt war. Unterdeß kam die Mittagszeit heran und die Frau bereitete ein Mahl und gab dem Jüngling zu essen. Er

aß ſich ſatt und ruhte aus, die Heimkehr des Herrn erwartend. Die Zeit verging, es begann ſchon zu dunkeln, aber von dem Alten ſah man noch keine Spur. Da kam ſeiner Frau etwas in den Sinn, und ſie ſagte zu ſich ſelber: „Sollte mein Mann vielleicht gar der Erſchoſſene ſein? Ich muß ſchnell gehen und zuſehen!“ Sie eilte in dieſen Gedanken nach der Hütung, und der Jüngling begleitete ſie, um ihr die Stelle zu zeigen, wo er den Dieb getödtet habe. Als die Frau den Leichnam erkannte, rief ſie: „Unglückſeliger Fremdling, Du haſt meinen Mann erſchoſſen!“ — „Allein ich habe ihn ja nicht gekannt, liebe Gebieterin“, verſetzte der junge Burſche, „wie ſoll ich einen Unbekannten kennen! Ich mußte ihn ja für einen Dieb halten!“ — Was blieb zu thun? Die Frau konnte, wenn ſie die Sache recht erwog niemand beſchuldigen; denn ſie ſelbſt hatte ja befohlen, Jeden nieder zu ſchießen, der in die Hütung käme. Da nichts mehr zu ändern war, ſo wurde der Alte begraben; der Jüngling aber blieb nach dem Wunſche der Wittwe auf dem Gute, damit ſie einen Menſchen hätte, der die männlichen Arbeiten thäte. Einige Zeit darauf nahm die Wittwe den Fremden zum Ehegatten, da er ein lediger Menſch und alſo nichts im Wege war. — So lebten ſie denn zuſammen und eines Tages traf ſich, daß ſie gemeinſchaftlich badeten. Da wurde an der Bruſt des jungen Mannes die Narbe von jener Meſſerwunde ſichtbar, die er als kleines Knäblein erhalten, und ſeine Frau frug ihn gleich: „Was für eine Narbe iſt dies?“ Er antwortete: „Ich weiß nicht, ob ich ſie mit auf die Welt gebracht, oder ob ſie von einer Wunde herrührt, die ich vielleicht als Kind bekommen habe! — „Nun, wo biſt du denn geboren?“ fragte die Frau. — „Das weiß ich auch nicht“, gab er zur Antwort; „in einem Kloſter bin ich aufgewachſen, und dahin wurde ich einſt, auf einem Brette, von den Meereswellen getragen.“ — „Wehe mir, wehe!“ rief da die Frau, „Du biſt mein Sohn, den ich ſchon für todt gehalten hatte! Ach, das Wort jener zwei Fremdlinge iſt doch wahr geworden: Der Wolf hat das Lamm gefreſſen, und wir ſind nun verheirathet, nachdem du vorher Deinen Vater getödtet haſt!“ — Da entſetzte ſich auch der junge Mann, als er ſolches hörte, und Beiden ward ſchrecklich zu Muthe. — Was wollen wir nun anfangen, da wir ſolche Dinge gethan?“ fragte der Sohn ſeine Mutter. — „Gehe,“ antwortete ſie, „reiſe ſogleich ab, und laß gelehrte Schriftkundige dir ſagen, womit unſer Verbrechen geſühnt werden kann.“

Der Sohn folgte ihrem Rathe, begab ſich auf die Reiſe und wanderte mit kummervollem Herzen eine lange Strecke, ſich immer vorhaltend, wie ſchauderhaft er geſündigt. Da begegnete ihm ein alter Mönch, der

ein Buch unterm Arme hielt. Der junge Mann trug diesem seine Sache vor. Gleich öffnete der Alte sein Buch, blätterte überall herum, und sprach endlich: „Was du gethan, Elender, kann mit nichts gesühnt werden, es ist zu grausenhaft.“ Dieser Bescheid wirkte auf den unglücklichen Mann so übel, daß er seine Wuth nicht bemeistern konnte und den Mönch mit einem Faustschlage todt zu Boden streckte. Darauf ging er weiter und immer weiter, bis ihm ein anderer noch älterer Mönch entgegen kam; diesem erzählte er auch, wie er an seinen Eltern gethan und daß er zuletzt noch den Greis erschlagen habe. Der Angeredete sah in sein Buch und gab ihm denselben Bescheid, wie jener. Als der junge Mann dies hörte, wurde er von Neuem wüthend, erschlug auch diesen Mönch und setzte seine Wanderung fort. — Nicht lange nachher kam ihm ein dritter Klosterbruder mit Büchern unterm Arm entgegen, und der junge Mann erzählte auch diesem seine Verbrechen, indem er sagte: „Meinen Vater habe ich umgebracht, meine Mutter geheirathet, und dazu noch auf dieser Wanderung zwei Greise erschlagen, weil sie mir sagten, daß es für solche Thaten keine Sühne gäbe, was sagt Ihr nun?“

Der Greis sah in seine Bücher, überlegte ein Weilchen, und sprach dann zu dem Wanderer: „Kein Verbrechen ist so groß, daß es nicht gesühnt werden könnte, wenn nur die Reue aufrichtig ist. Ihr Beide müßt auf einen Felsen gehen, in den Felsen mußt Du einen Brunnen hauen, bis endlich Wasser herauskommt, und Deine Mutter muß, ein schwarzes Schaf auf dem Arme haltend, so lange am Rande stehen, bis die Farbe des Schafes weiß wird.“

Als der junge Mann dies gehört hatte, dankte er für den Rath, ging wieder nach Hause zurück und berichtete seiner Mutter, was der Mönch gesagt. Dann stiegen sie selbstander auf den Felsen, der Sohn mit einem Haueisen, um den Brunnen auszuhauen, und die Mutter mit einem schwarzen Schafe auf dem Arm. Es verging viele Zeit, und der junge Mann arbeitete beständig, aber wie sehr er sich auch plagte, es fruchtete nichts. Nun befand sich der Felsen dicht an der Landstraße, und es wanderten gute und schlechte Leute vorüber. Eines Tages kam auch ein sehr wohlgemuth aussehender feiner Herr, und fragte den Mann, was er da thue. Dieser erklärte ihm die Sache, gestand, daß er Uebelthaten zu sühnen habe, und frug den Herrn seinerseits, wer er sei und was er treibe. „Ich bin,“ sagte der Herr, „ein so geschickter Mann, daß ich krumme Dinge gerade und gerade Dinge krumm zu machen verstehe; eben geh' ich auf das Landgericht; auch Dir kann ich wohl helfen, wenn Du nur dafür zahlest.“ Da ergrimmte der junge Mann sehr, daß er so harte Bußarbeit thun mußte, dieweil Jener von

ſchlechtern Streichen lebte; ſeine vorige Wuth brach wieder aus, und er ſchlug den Herrn mit ſeiner Hacke auf den Kopf, daß er todt niederſank. Kaum hatte er dies gethan, als es Wunder zu ſchauen gab: der Aetien öffnete ſich von ſelbſt zu einem Brunnen mit Waſſer, und das ſchwarze Lamm in den Armen ſeiner Mutter wurde weiß! Beide ſtaunten ſehr, aber in dem jungen Manne ſtieg jetzt eine neue Sorge auf, indem er bedachte, wie er den neuen Todtſchlag ſühnen ſollte. Was war zu thun? er begab ſich zu demſelben Mönche, von dem er vorher den Rath empfangen, und erzählte, was er gethan. Zuerſt ſagte er nur: „Der Brunnen iſt fertig und das Lamm iſt weiß geworden.“ „Ei, wie kommt dies?“ frug der Greis, „Ihr hättet eigentlich erſt noch ſechs Wochen mit Eurer Arbeit fertig werden müſſen.“ Jetzt fuhr der junge Mann fort: „Ein Herr, der ſich ſo und ſo gehabte, kam zu mir, und den hab ich todtgeſchlagen.“ — „Nun, um ſo beſſer,“ entgegnete der Alte, „es iſt gut, daß Du ihn getödtet haſt; denn er hat Gott mehr beleidigt, als Du, darum iſt Eurer Bußzeit abgekürzt worden — jetzt könnt Ihr ruhig leben.“

Auf dieſe Weiſe wurde das ſündhafte Paar ſeiner Uebelthaten ledig, und ſie lebten ſeitdem glücklich zuſammen: die Frau als Mutter, und der Mann als Sohn.

XXXIV. Rumäniſches Märchen aus Siebenbürgen.

Der Fiſcherknabe.

(Ausland, 1856. Nr. 48. S. 1060—1061.)

Ein mächtiger Kaiſer hatte nur einen Sohn, dem verſprach er einſt, wenn er werde herangewachſen ſein, Alles zu geben wornach er Verlangen trage. Der Kaiſer hatte aber in ſeinem Reiche unter anderem eine große, überaus ſchöne Wieſe. Als nun der Knabe ins Jünglingsalter trat, bat er ſich vom Vater dieſe Wieſe aus. Und der Vater gab ſie ihm. Der Kaiſerſohn aber ließ auf dieſe Wieſe eine Stadt bauen und zog in dieſelbe allerlei Volk: Ackerbauer, Jäger und Handwerker aller Art. Ein Haus aber blieb unbeſetzt und der Kaiſerſohn wußte nicht, wenn er es übergehe, bis er endlich inne wurde, daß er noch keinen Fiſcher in der Stadt habe. Da ſchickte er ſeine Diener aus, einen Fiſcher zu

ein Buch unterm Arme hielt. Der junge Mann trug diesem seine Sache vor. Gleich öffnete der Alte sein Buch, blätterte überall herum, und sprach endlich: „Was du gethan, Elender, kann mit nichts gesühnt werden, es ist zu grauenhaft.“ Dieser Bescheid wirkte auf den unglücklichen Mann so übel, daß er seine Wuth nicht bemeistern konnte und den Mönch mit einem Faustschlage todt zu Boden streckte. Darauf ging er weiter und immer weiter, bis ihm ein anderer noch älterer Mönch entgegen kam; diesem erzählte er auch, wie er an seinen Eltern gethan und daß er zuletzt noch den Greis erschlagen habe. Der Angeredete sah in sein Buch und gab ihm denselben Bescheid, wie jener. Als der junge Mann dies hörte, wurde er von Neuem wüthend, erschlug auch diesen Mönch und setzte seine Wanderung fort. — Nicht lange nachher kam ihm ein dritter Klosterbruder mit Büchern unterm Arm entgegen, und der junge Mann erzählte auch diesem seine Verbrechen, indem er sagte: „Meinen Vater habe ich umgebracht, meine Mutter geheirathet, und dazu noch auf dieser Wanderung zwei Greise erschlagen, weil sie mir sagten, daß es für solche Thaten keine Sühne gäbe, was sagt Ihr nun?“

Der Greis sah in seine Bücher, überlegte ein Weilchen, und sprach dann zu dem Wanderer: „Kein Verbrechen ist so groß, daß es nicht gesühnt werden könnte, wenn nur die Reue aufrichtig ist. Ihr Beide müßt auf einen Felsen gehen, in den Felsen mußt Du einen Brunnen hauen, bis endlich Wasser herauskommt, und Deine Mutter muß, ein schwarzes Schaf auf dem Arme haltend, so lange am Rande stehen, bis die Farbe des Schafes weiß wird.“

Als der junge Mann dies gehört hatte, dankte er für den Rath, ging wieder nach Hause zurück und berichtete seiner Mutter, was der Mönch gesagt. Dann stiegen sie selbstander auf den Felsen, der Sohn mit einem Hauen, um den Brunnen auszuhauen, und die Mutter mit einem schwarzen Schafe auf dem Arm. Es verging viele Zeit, und der junge Mann arbeitete beständig, aber wie sehr er sich auch plagte, es fruchtete nichts. Nun befand sich der Felsen dicht an der Landstraße, und es wanderten gute und schlechte Leute vorüber. Eines Tages kam auch ein sehr wohlgemuth aussehender seiner Herr, und fragte den Mann, was er da thue. Dieser erklärte ihm die Sache, gestand, daß er Uebelthaten zu sühnen habe, und frug den Herrn seinerseits, wer er sei und was er treibe. „Ich bin,“ sagte der Herr, „ein so gescheidter Mann, daß ich krumme Dinge gerade und gerade Dinge krumm zu machen verstehe; eben geh' ich auf das Landgericht; auch Dir kann ich wohl helfen, wenn Du nur dafür zahlest.“ Da ergrimmte der junge Mann sehr, daß er so harte Bußarbeit thun mußte, dieweil Andere von

schlechtern Streichen lebte; seine wenige Wuth brach wieder aus, und er schlug den Herrn mit seiner Hacke auf den Kopf, daß er todt niedersank. Kaum hatte er dies gethan, als es Wunder zu schauen gab: der Todte eilerte sich von selbst zu einem Brunnen mit Wasser, und das schwarze Lamm in den Armen seiner Mutter wurde weiß! Beide staunten sehr, aber in dem jungen Manne stieg jetzt eine neue Sorge auf, indem er bedachte, wie er den neuen Todtschlag sühnen sollte. Was war zu thun? er begab sich zu demselben Mönche, von dem er vorher den Rath empfangen, und erzählte, was er gethan. Zuerst sagte er nur: „Der Brunnen ist fertig und das Lamm ist weiß geworden.“ „Ei, wie kommt dies?“ frug der Greis, „Ihr hättet eigentlich erst nach sechs Wochen mit Eurer Arbeit fertig werden müssen.“ — Jetzt fuhr der junge Mann fort: „Ein Herr, der sich so und so gebahrte, kam zu mir, und den hab ich todtgeschlagen.“ — „Nun, um so besser,“ entgegnete der Alte, „es ist gut, daß Du ihn getödtet hast; denn er hat Gott mehr beleidigt, als Du, darum ist Eurer Bußzeit abgekürzt worden — jetzt könnt Ihr ruhig leben.“

Auf diese Weise wurde das sündhafte Paar seiner Uebelthaten ledig, und sie lebten seitdem glücklich zusammen: die Frau als Mutter, und der Mann als Sohn.

XXXIV. Rumänisches Märchen aus Siebenbürgen.

Der Fischerknabe.

(Kuhlmann, 1856. Nr. 12. S. 2889—2901.)

Ein mächtiger Kaiser hatte nur einen Sohn, dem versprach er einst, wenn er werde herangewachsen sein, Alles zu geben wornach er Verlangen trage. Der Kaiser hatte aber in seinem Reiche unter anderem eine große, überaus schöne Wiese. Als nun der Knabe ins Jünglingsalter trat, bat er sich vom Vater diese Wiese aus. Und der Vater gab sie ihm. Der Kaisersohn aber ließ auf diese Wiese eine Stadt bauen und zog in dieselbe allerlei Volks: Ackerbauer, Jäger und Handwerker aller Art. Ein Haus aber blieb unbesetzt und der Kaisersohn wußte nicht, wem er es übergebe, bis er endlich inne wurde, daß er noch keinen Fischer in der Stadt habe. Da schickte er seine Diener aus, einen Fischer zu

ſuchen. Und ſie ſandten einen und brachten ihn mit ſich vor den Kaiſerſohn. Der verſprach ihm das Haus, wenn er ſich verpflichten wolle für ihn Fiſche zu fangen, wie er ſie wünſchen werde. Der Fiſcher ſagte zu, und bezog das ſchöne Haus. Es traf ſich aber, daß der junge Kaiſer eine Frau nahm, die ſehr bald in geſegnete Umſtände kam, und nach grünen Fiſchen ein glühendes Verlangen trug. Da ließ der Kaiſer den Fiſcher vor ſich rufen und trug ihm auf, für die Kaiſerin grüne Fiſche zu fangen. Der ging ſogleich daran, fiſchte viele Tage und Nächte lang, bekam aber keinen grünen Fiſch zu Geſicht. Eines Tages, als er wieder fiſchte, kam der Teufel zu ihm und ſprach: „Wenn Du mir aus Deiner Herberge das zu geben verſprichſt, von deſſen Daſein Du ſelbſt nichts weißt, ſo ſollſt Du grüne Fiſche haben, ſo viel Du deren magſt.“ Der Fiſcher ahnte nichts arges, und verſprach was der Teufel verlangte. Darauf warf er das Netz aus und ſofort füllte es ſich mit grünen Fiſchen. Wie nun der Fiſcher nach Hauſe kam und ſeiner Frau erzählte, wie er zu den grünen Fiſchen gekommen, brach ſie in heftiges Weinen aus, und rief: „Du haſt Dein eigen noch ungebornes Kind dem Teufel verſprochen!“ Bald darauf brachte die Kaiſerin einen Knaben zur Welt und um dieſelbe Stunde auch die Fiſcherin. Der Kaiſer aber nahm den Fiſcherknaben zu ſich und ließ ihn mit dem jungen Prinzen erziehen. Nur von Zeit zu Zeit kam der Fiſcherknabe in ſeiner Eltern Haus. So oft ihn aber Vater und Mutter ſahen, weinten ſie. Eines Tages als ſie wieder weinten, drang der Knabe ſo heftig in ſie, ihm die Urſache ihres Kummers anzugeben, daß die Mutter ſich nicht mehr halten konnte, und in die Worte ausbrach: „Dein Vater hat dich dem Teufel verſprochen, noch ehe Du geboren warſt.“ Der Knabe erſchrak zwar heftig, tröſtete aber doch die Eltern, ſo gut er konnte, indem er die eigene Angſt verbarg. Kaum aber war er in das Schloß zurückgekehrt, ſo lief er zu ſeinem Lehrer, theilte ihm alles mit und fragte, wie er ſich wohl aus der Gewalt des Teufels befreien könne. Der Lehrer ſchenkte ihm ein Büchlein, und ſo ſprach: „Wenn Dich Dein Vater dem Teufel übergeben wird, ſo ſtelle Dich hin und bete fleißig aus dem Büchlein, und ſo lange Du betеſt, hat der Teufel keine Gewalt über Dich; deß kannſt Du gewiß ſein.“ Als nun die Zeit kam daß der Knabe dem Teufel ausgeliefert werden ſollte, ſteckte er das Büchlein zu ſich und folgte ſeinem Vater. Der bot ihm alle ſeine Schätze, wenn er das Büchlein von ſich werfe. Aber der Knabe achtete ſeiner Worte nicht und betete fort und fort. Zuletzt aber ward er doch müde und ſchloß das Buch; und ſogleich faßte ihn der Teufel und ſchleppte ihn mit ſich fort. In demſelben Augenblick aber öffnete der Knabe das Buch und ſofort ließ ihn der Teufel wieder

los und machte ſich davon. Der Knabe ſuchte ſich aus dem Wald herauszufinden, gerieth aber immer tiefer hinein und irrte mehrere Jahre umher. Mittlerweile war er ein Jüngling geworden. Eines Abends kam er an eine tiefe Schlucht. Daraus ſtieg eine Ziege hervor mit prächtigen Hörnern und glatter Wolle, redete ihn an und erzählte ihm daß ſie eine verzauberte Kaiſertochter ſei, und wer ſie erlöſe, werde das Reich ihres Vaters erben. „Du allein“, fuhr ſie fort, „biſt im Stande mich zu erlöſen; folge mir in meines Vaters Stadt, es ſoll Dich nicht gereuen.“ Der Jüngling that's. Die Stadt aber wurde von neun Teufeln beherrſcht, welche in des Kaiſers Schloß wohnten. Als dieſe des Jünglings anſichtig wurden, fragten ſie ihn: „Was ſuchſt Du hier?“ und wollten ihn packen. Er aber gab ihnen keine Antwort, ſondern öffnete ſein Buch und betete ohne Unterlaß die ganze Nacht hindurch. Am Morgen kam die verzauberte Prinzeſſin, die nun ſchon nicht mehr einen Ziegen-, ſondern einen Menſchenkopf hatte, und ſprach: „Ich danke Dir, daß Du in dieſer Nacht die Teufel bekämpfteſt; thue es noch zwei Nächte hindurch, dann bin ich erlöſt und das Kaiſerreich iſt dein Eigenthum.“ Und der Jüngling betete fort und fort auch die zweite Nacht hindurch, und gab den Teufeln keine Antwort. Da kam die Prinzeſſin, an Kopf und Bruſt Menſch geworden, und ſprach: „Wenn Du noch dieſe Nacht hindurch betet, ſo bin ich ganz entzaubert, und Du wirſt herrſchen über das Reich meines Vaters.“ Der Jüngling that's. Und wie die Nacht um war, wichen die Teufel. Da kam die Prinzeſſin, ganz Menſch geworden, dankte und reichte ihm Waſſer in einem goldenen Becher, davon er trank und ſich wuſch. Und nach und nach ward die verzauberte Stadt lebendig und die Prinzeſſin zeigte ihm alle ihre Schätze, und die Stadt und das ganze Kaiſerreich, und ſchenkte ihm alles. Er aber wollte es nicht annehmen, wenn ſie nicht obendrein ſeine Frau werden wolle. Da ſie mit Vergnügen einwilligte, war er überaus glücklich, und herrſchte weiſe und verſtändig über das große Reich.

XXXV. Norwegiſches Märchen.

Der Schiffer und der Teufel.

Mitgetheilt von P. Chr. Asbjörnſen.*)

Es war einmal in Norwegen in alten Zeiten ein Schiffer, der in allen ſeinen Unternehmungen ganz beſonderes Glück hatte. Niemand konnte ſolche Geſchäfte machen und Niemand ſo vieles Geld nach Hauſe bringen als er, Keiner auch konnte ſo ſchnell Reiſen machen als er. Seine Reiſen waren wahrhafte Wunderfahrten, denn wenn er nur ſeinen Hut drehte, ſo wehte der Wind auch nach der Gegend, wohin er es wünſchte.

So fuhr er viele Jahre lang über alle Meere und hatte ſchon einen tüchtigen Haufen ſchönes rothes Gold zuſammengeſcharrt. Da trug es ſich zu, daß er eines ſchönen Tages über die Nordſee von dem Winde mit gefüllten Segeln der Heimath zuſteuerte. Nun hatte er aber, wie man wohl ſchon errathen hat, mit dem Böſen ein Bündniß eingegangen, und dieſes war jetzt abgelaufen. Es war ſo eben der letzte Tag angebrochen und er konnte jeden Augenblick den Böſen erwarten, der ihm das Genick brechen würde.

Mittlerweile ſtieg er aus der Kajüte auf das Verdeck und rief: „Holloi, Ihr Männer!“ Dann befahl er dem Zimmermann und einigen Matroſen, ſie ſollten ſogleich in den Schiffsraum hinabgehen und zwei Löcher in den Boden aushauen, dann ſollten ſie die Pumpen aus den Pumpenſooden herausheben und feſt in die ausgehauenen Löcher eintreiben, ſo daß die Röhren bis in die See hinabgingen und dort ausmündeten. Die Leute machten ſich ſofort an dieſe ſonderbare Arbeit und kaum geſagt war es auch gethan. Der Schiffsboden wurde durchgehauen und die Pumpen ſo dicht und feſt eingefügt, daß kein Tropfen Seewaſſer ins Schiff zwiſchen den Bohlen hinein konnte, in den Pumpen dagegen ſtand das Waſſer der Nordſee ſieben Fuß hoch.

Die Späne von dem ausgehauenen Boden waren kaum über Bord gefegt und die Spuren der Arbeit beſeitigt, als der Böſe**) in einem Wirbelwind***) dahergeflogen kam und den Schiffer beim Genick faſſen

*) Hr Asbjörnſen vergleicht mit Recht dieſes Märchen mit der nordiſchen Sage von Gott Thor's Beſuch in Jotunheim, wo er von den Jotunen oder Bergtrollen geſoppt wurde, indem ſie ihm ein Trinkhorn gaben, welches mit ſeiner Spitze in die See auslief.

**) Im Norwegiſchen: der Bundes-Vater.

***) Im Norweg.: Sturmwolke oder Windwurf.

wollte. „Wart' einmal Väterchen, Eile mit Weile!“ rief der Schiffer, indem er den Griff der Teufelskrallen mit einem Marlpfriem abzuwehren ſuchte. „Wie ſchlecht haſt Du Dein Verſprechen, mein Schiff immer dicht und trocken halten zu wollen, erfüllt! Sieh Dir einmal die Pumpen an, das Waſſer ſteht ja ſieben Fuß hoch im Schiffe! Pumpe einmal, Mann, und pumpe erſt mein Schiff leer, dann kannſt Du mich holen!“

Der arme Teufel machte ſich ſofort an die Arbeit, er pumpte und ſchwitzte, und ſchwitzte und pumpte, und der Schweiß lief ihm wie Gießbäche den Rücken herunter, ſo daß wenn Jemand ſeinen Hintertheil mit einer Bachmuhle*), wie ſie in Norwegen an den Bauerhäuſern in Gebirgen zu ſein pflegen, in Verbindung gebracht hätte, er dieſe hätte treiben können. Er pumpte nämlich aus der Nordſee in die Nordſee, und da er natürlich in ſolcher Weiſe das Meer nicht ausleeren konnte, ließ er zuletzt todtmüde den Schiffer Schiffer ſein und fuhr wüthend nach Hauſe um bei ſeiner Großmutter**) auszuruhen. Und wenn der Schiffer nicht mittlerweile geſtorben iſt, ſo regelt er noch mit ſeinem Hute den Zug der Wolken und ſegelt immer dahin wohin der Wind weht.

XXXVI. Franzöſiſches Märchen.

Fräulein Aſchenbrödel oder das Glas-Pantöffelchen.

(Nach Perrault's Cendrillon.) Blaue Bibliothek 1790. Bd. 1. S. 47

Es war einmal ein Edelmann, dem ſtarb ſeine Frau und er heirathete eine andere, die hochmüthig und eitel war. Sie hatte zwei Töchter, die waren eben ſo und glichen ihr auch ſonſt in allen Stücken. Der Mann hatte ſeiner Seits auch eine Tochter, die war aber ein gar ſanftes und gutes Kind. Sie hatte dieſes Temperament von ihrer Mutter geerbt, die auch eine gar gute Frau geweſen war. Kaum war die Hochzeit vorbei, ſo ließ die Mutter ihre üble Laune an ihrer Stieftochter aus. Die guten Eigenſchaften dieſes Kindes waren ihr unausſtehlich, weil der bos-

*) Kvernfall genannt. In den Norwegiſchen Gebirgsgegenden giebt es ſolche bei vielen Höfen, wenn nun die Bäche an den Thalwänden oder Böſchungen durch Regengüſſe anſchwellen, ſchnurren die Kvernfalle überall. Die Welle ſteht perpendiculär und das Rad an dem Unterrande, ſo daß der Rinnſal einen ſehr ſtarken Fall haben muß und darum laſſe im Märchen die Mühle an des Teufels Hintertheil geſtellt werden.

**) Im Norweg. Mukone.

haſte Character ihrer eigenen Tochter ſo ſehr davon abſtach. Sie ließ ſie alſo die niedrigſten Geſchäfte im Hauſe thun; ſie mußte aufwaſchen, die Treppe ſcheuern und die Zimmer der gnädigen Mama und ihrer Fräulein Schweſtern fegen. Sie ſchlief auf dem Oberboden, auf einem elenden Strohſacke, während ihre Schweſtern in tapezirten Kammern ſchliefen, wo ſie die ſchönſten modiſchen Betten und die prächtigſten Spiegel hatten. Das arme Mädchen trug dieß alles mit einer unbeſchreiblichen Geduld, und wagte es nicht, ſich bei ihrem Vater zu beklagen, wo ſie doch nur von neuem Geſchmähltes bekommen hätte; denn die böſe Frau vermochte alles über ihn. Wenn ſie mit ihrer Arbeit fertig war, ſetzte ſie ſich in den Winkel des Kamins, in die Aſche; darum nannte man ſie im ganzen Hauſe nur Aſchenbrödel. Indeſſen war Aſchenbrödel in ihren ſchlechten Kleidern dennoch hundertmal ſchöner als ihre Schweſtern, wenn ſie auch noch ſo prächtig angezogen waren.

Eines Tags gab der Sohn des Königs einen Ball und lud alle Leute von Stande dazu ein. Die beiden Fräulein wurden auch gebeten, denn ſie machten große Figur in der Gegend. Man kann leicht denken, daß ſie eine große Freude darüber hatten, und an nichts anderes dachten, als was ſie für Kleider anziehen und wie ſie ſich aufputzen wollten, um recht ſchön zu ſeyn. Für Aſchenbrödel gab es dabei auch etwas zu thun, denn ſie mußte ihren Schweſtern die Wäſche plätten und ihre Manſchetten in Falten legen. Man ſprach die ganze Zeit über von nichts als von dem bevorſtehenden Balle. „Ich," ſagte die älteſte, „ziehe mein rothſammtnes Kleid mit der engliſchen Garnirung an." „Und ich," ſagte die jüngſte, „ziehe meinen Alltagsrock an, aber dafür thu' ich den Mantel mit den goldnen Blumen um, und binde mein Steinband in die Haare, das auch nicht ſchlecht iſt." Man ſchickte nach der beſten Putzmacherin, um ihnen die neumodiſchſten Hüte zu bringen, und ſie ſuchten die ſchönſten Bänder und Spitzen aus. Dabei frugen ſie immer Aſchenbrödel um Rath; denn ſie hatte einen ſehr guten Geſchmack. Aſchenbrödel rieth ihnen auf das Beſte, und bot ihnen an ſie ſelbſt anzuputzen, was ſie mit vielem Vergnügen annahmen. Während ſie nun damit beſchäftigt waren ſie anzuziehen, ſagten ſie zu ihr: „Aſchenbrödel, möchteſt Du wohl mit auf dem Balle ſein?" — „Ach! gnädige Fräulein, Sie ſcherzen!" erwiderte Aſchenbrödel; „ich darf daran nicht denken." — „Du haſt recht," antworteten ſie, „man ſollte ſchon lachen, wenn eine Aſchenbrödel auf den Ball käme." — Jede andere würde ſie krumm und ſchief angezogen haben; aber Aſchenbrödel hatte ein viel zu gutes Herz und machte ſie recht ſchön zu recht. — Sie hatten vor großer Freude beinahe in zwei Tagen keinen Biſſen gegeſſen, und hatten faſt ein

Dutzend Schnürbänder zerriſſen, weil ſie ſich eine rechte ſchmale Taille machen wollten; vom Morgen bis in die Nacht ſtanden ſie vor dem Spiegel. Endlich kam der glückliche Tag; ſie fuhren fort und Aſchenbrödel ſah ihnen ſo weit nach als ſie konnte. Da ſie ſie nun nicht mehr ſahe, fing ſie an zu weinen. Ihre Pathe, die ſie weinen ſah, frug, was ſie vor hätte..... „Ich möchte gern .... Ach! ich möchte gern“ ... Sie konnte es vor Weinen nicht ausſagen. Da ſagte ihre Pathe, die eine Fee war: „Du möchteſt wohl gerne mit auf den Ball gehen? nicht wahr?“ ... „Ach ja!“ antwortete Aſchenbrödel mit einem tiefen Seufzer. — „Nun wohl,“ ſagte die Pathe, „weil Du eine ſo gute Tochter biſt, ſollſt Du hingehen.“ — Sie führte ſie hinauf in ihre Kammer und ſagte zu ihr: „Gehe in den Garten und hole mir eine Melone herauf.“ Aſchenbrödel ging ſogleich in den Garten und holte die ſchönſte, die ſie finden konnte, und brachte ſie ihrer Pathe. Aber ſie konnte gar nicht rathen, wie die Melone machen ſollte, daß ſie auf den Ball käme. Aber ihre Pathe ſchnitt ſie auf und höhlte die Schale ganz aus, berührte ſie dann mit ihrem Zauberſtabe und augenblicklich war die Melone in einen ſchönen, vergoldeten Wagen verwandelt. Dann ſuchte ſie die Mäuſefalle und fand ſechs lebendige Mäuſe darin. Sie befahl Aſchenbrödeln das Thürchen aufzuziehen, und jeder Maus, die herauslief, gab ſie einen Schlag mit dem Zauberſtabe und augenblicklich war jede Maus in einen ſchönen Apfelſchimmel verwandelt. Nun wußten ſie aber nicht, wo ſie einen Kutſcher herbekommen wollten. „Ich will ſehen,“ ſagte Aſchenbrödel, „ob ſich etwa eine Ratte in der Rattenfalle gefangen hat; da wollen wir einen Kutſcher daraus machen.“ — „Du haſt Recht,“ ſagte die Pathe, „geh' hin, ſieh' zu“.... Aſchenbrödel brachte ihr die Rattenfalle, und es waren drei große Ratten drinn. Die Fee nahm die mit dem größten Barte, und nachdem ſie dieſelbe berührt hatte, ward ein dicker Kutſcher daraus, der einen ſchönen großen Schnurrbart hatte..... Ferner ſagte die Pathe: „Geh noch einmal in den Garten; da wirſt Du hinter der Gießkanne ſechs Eidexen finden, die bringe heran. Sie brachte ſie und ihre Pathe verwandelte ſie in ſechs Laquaien, die mit ihren ſchönen beſetzten Röcken hinten auf den Wagen traten, als wenn ſie Zeit ihres Lebens nichts anderes gethan hätten. Nun ſagte die Fee zu Aſchenbrödel: „Sieh, nun haſt Du alles was Du brauchſt, um zum Balle zu fahren.“ — „Ja,“ ſagte ſie, „aber kann ich denn ſo in dieſem Petermann-Kittel hingehen?“ Ihre Pathe rührte ſie nur mit ihrem Zauberſtabe an, und augenblicklich wurden die koſtbarſten Kleider daraus, mit Golde durchwirkt und mit Edelſteinen beſetzt. Endlich gab ſie ihr auch ein Paar allerliebſte Glas-Pantöffelchen. So ausſtaffirt ſtieg ſie in den

Wagen; aber ihre Pathe gab ihr noch die gute Lehre, ja nicht über Mitternacht auf dem Balle zu bleiben; denn wenn ſie einen Augenblick länger bliebe, ſo würde ihr Wagen wieder zur Melone, ihre Pferde zu Mäuſen, ihre Laquaien zu Eidexen und ihre ſchönen Kleider zu einem Petermanns Kittel werden. Sie verſprach ihrer Pathe, vor Mitternacht gewiß weg zu gehen. Die Kutſche fuhr fort und Aſchenbrödel konnte ſich nicht vor Vergnügen. Als ſie an das Schloß kam, meldete man dem Prinzen, es halte unten eine vornehme Dame, die Niemand kenne. Der Prinz ging ſelbſt hinab, hob ſie aus dem Wagen und führte ſie in den Tanzſaal. Alles ſchwieg, da ſie hineintrat; die Tanzer hörten auf zu tanzen und die Muſikanten zu ſpielen; denn Aller Augen waren auf die ſchöne Unbekannte gerichtet. Ein dumpfes Gemurmel erhob ſich im ganzen Saal: „Ach! wie ſchön ſie iſt! wie ſchön ſie iſt!“ Selbſt der König, der doch ſchon ſehr alt war, betrachtete ſie durch die Lorgnette und ſagte leiſe zur Königin, er habe in langer Zeit keine ſo ſchöne und ſo liebenswürdige Perſon geſehn. Die Damen betrachteten mit großer Aufmerkſamkeit ihre Coiffüre und ihre Kleider, um ſich den andern Tag eben ſo anzuziehen, wobei ſie nur beſorgt waren, keinen ſo ſchönen Stoff und ſo geſchickte Schneider zu finden, die das machen könnten. Der Prinz ſetzte ſie zu oberſt und dann tanzte er ſelbſt mit ihr vor. Sie tanzte mit ſo vielem Anſtande, daß man ſie nur noch mehr bewunderte. Man ging hierauf zur Tafel, welche prächtig ſervirt war; aber der Prinz aß keinen Biſſen; denn er betrachtete die ſchöne Unbekannte ohne Unterlaß. Sie ſetzte ſich neben ihre Schweſtern und ſagte ihnen die ſchönſten und höflichſten Sachen von der Welt: ſie gab ihnen von den Citronen und Orangen, die ſie von dem Prinzen bekommen hatte, und ſetzte ſie dadurch in große Verwunderung, denn ſie kannten ſie nicht. Mitten in ihrem Geſpräche hörte Aſchenbrödel drei Viertel auf Zwölf ſchlagen, ſie ſtund auf, machte der Geſellſchaft eine Verbeugung und eilte davon. Als ſie nach Hauſe gekommen war, ging ſie gleich zu ihrer Pathe, dankte ihr und äußerte zugleich den Wunſch, morgen wieder auf den Ball zu gehen, weil der Prinz ſie dazu eingeladen hätte. Während ſie ihrer Pathe erzählte, was auf dem Balle vorgegangen war, klopften ihre beiden Schweſtern an die Thüre und Aſchenbrödel machte ihnen auf. — „Sie ſind lange ausgeblieben“ ſagte ſie, und gähnte dabei und rieb ſich die Augen und dehnte ſich, als wenn ſie eben erſt aufgewacht wäre. — „Ja,“ ſagte die eine von ihnen, „wenn Du mit auf dem Balle geweſen wärſt, Du würdeſt wahrlich keine Langeweile gehabt haben. Es kam eine ſchöne Prinzeſſin hin; die war erſtaunlich höflich gegen uns und hat uns Orangen und Citronen gegeben.“ Aſchenbrödel konnte ſich nicht vor Vergnügen.

Sie frug, wie denn die Prinzeſſin heiße: aber ſie ſagten, man wiſſe es nicht, und der Sohn des Königs wäre darüber in Verlegenheit, und würde alles in der Welt darum geben, zu erfahren, wer ſie wäre. Aſchenbrödel frug lächelnd: „War ſie denn gar ſo ſchön? Wie glücklich ſind Sie nicht, daß Sie ſie geſehen haben! Ach! Fräulein Adelheid, borgen Sie mir doch morgen Ihr gelbes Kleid, das Sie auf Alltag anziehn.“ . . . „A nun ja,“ ſagte Adelheid, das ſtünde mir an, Dir meine Kleider zu borgen! Ich glaube Du biſt nicht wohl geſcheit!“ Aſchenbrödel erwartete dies, und war ſehr froh darüber; denn ſie würde in große Verlegenheit gerathen ſein, wenn ihr ihre Schweſter das Kleid hätte borgen wollen. Den andern Tag fuhren die beiden Fräulein wieder zum Balle und Aſchenbrödel auch, und dieſe war noch ſchöner geputzt als das erſtemal. Der königliche Prinz war ihr immer zur Seite und ſagte ihr eine Menge ſchöner Sachen, wobei Aſchenbrödel keine Langeweile hatte. Sie hätte darüber beinahe die Warnung ihrer Pathe vergeſſen; denn der erſte Schlag von zwölf Uhr ſchlug, da ſie glaubte es wäre erſt eilf Uhr. Sie ſtund auf und eilte davon, flüchtiger als ein Reh. Der Prinz folgte ihr nach: aber er konnte ſie nicht einholen; aber da ſie einen von ihren Glas-Pantöffelchen verlor, ſo hob er ihn ſorgfältig auf. Aſchenbrödel kam ganz außer Athem nach Hauſe, ohne Wagen, ohne Laquaien, mit ihren alten Kleidern, und von ihrer ganzen Herrlichkeit war ihr nichts geblieben als der eine Pantoffel. Man hielt Nachfrage bei der Thorwache, ob ſie nicht eine Prinzeſſin hätte aus dem Schloſſe gehen ſehen? Sie ſagte aber, es ſei niemand herausgegangen, als ein Mädchen in ſchlechter Kleidung, die eher wie eine Bäuerin als eine Prinzeſſin ausgeſehen hätte. Als die beiden Schweſtern vom Balle nach Hauſe kamen, frug ſie Aſchenbrödel, ob ſie ſich heute wieder ſo gut amüſirt hätten, und ob die ſchöne Dame auch dagewesen wäre. Sie ſagten ja, aber ſie wäre mit dem Glockenſchlag Zwölfe fortgegangen, und wäre ſo eilfertig geweſen, daß ſie einen allerliebſten kleinen Pantoffel von Glaſe verloren hätte. Der Prinz hätte ihn aufgehoben und ihn den ganzen Ball über betrachtet; es wäre nichts gewiſſer, als daß er in die ſchöne Dame, welcher der Pantoffel gehörte, verliebt ſein müſſe. Daran ſagten ſie nun keine Unwahrheit; denn wenige Tage darauf ließ der Prinz unter Trompeten und Paukenſchalle bekannt machen, daß er die Perſon heirathen wolle, deren Fuß in dieſen Pantoffel paſſe. Man probirte ihn zuerſt den königlichen Prinzeſſinnen an, dann den Herzoginnen, dann dem ganzen Hofe, aber das war alles umſonſt. Man brachte ihn endlich auch den beiden Schweſtern, die ſich alle mögliche Mühe gaben, um den Fuß hineinzubringen, aber kaum die große Zehe hineinbrachten.

Aſchenbrödel die ihnen zuſah und den Pantoffel erkannte, ſagte endlich lachelnd: „Ich will doch ſehen, ob er mir etwa paßt.“ Ihre Schweſtern lachten ſie aus; aber der Cavalier, der die Proben anſtellte und das Mädchen ſehr ſchön fand, ſagte: es ſei nicht mehr als billig, daß ſie den Verſuch auch anſtelle, da er Befehl habe, allen Frauenzimmern das Pantoffelchen anzuprobiren. Er ließ Aſchenbrödel niederſetzen und ſiehe da, ihr Fußchen glitt ohne Mühe hinein und der Schuh ſaß ihr wie angegoſſen. Man denke ſich das Erſtaunen der beiden Schweſtern und was ſie vollends für Augen machten, da Aſchenbrödel das andere Pantoffelchen aus der Taſche nahm und es anzog. In dieſem Augenblick trat die Fee ins Zimmer, die mit einem Schlage auf Aſchenbrödels Kleider ſie vollkommen eben ſo ſchön machte, als die, in welchen ſie auf dem Balle erſchienen war.

Jetzt erkannten ſie die beiden Schweſtern für Jene des Balls. Sie warfen ſich zu ihren Füßen und baten ſie tauſendmal wegen der ihr zugefügten Beleidigungen um Verzeihung. Aſchenbrödel hob ſie auf, umarmte ſie und verzieh ihnen von ganzem Herzen. Ja ſie bat ſie ſogar um ihre Freundſchaft und Liebe. Man brachte ſie hierauf zu dem Prinzen, der ſie ſchöner als jemals fand, und ſie wenige Tage darauf heirathete. Aſchenbrödel, welche eben ſo gut wie ſchön war, gab ihren Schweſtern eine Wohnung im Schloſſe und verheirathete ſie an demſelben Tage an zwei vornehme Herren vom Hofe.

XXXVII. Finniſches Märchen.

Lippo und der Tapio (Waldgott).

(Erman's Archiv für Ruſſland. 1854. Band 13. S. 489—491.)

Lippo ein liſtiger Mann, ein Jäger, zog einſt mit zwei Kameraden aus, um Rennthiere zu jagen. Den ganzen Tag trieben ſie ſich im Walde umher, und als die Nacht kam, fanden ſie in einer Waldhütte Obdach. Als es Morgen ward, machten ſie ſich wieder auf; Lippo aber ſchüttelte ſeine Schneeſchuhe und ſagte: „Heute ſoll Beute kommen zu einem Schneeſchuh, Beute zum andern und Beute zum Stabe.“ Kaum hatten ſie ihren Lauf angetreten, als ſie drei Rennthierſpuren bemerkten; ſie verfolgten dieſe Spuren und trafen drei Rennthiere, von denen das

eine entfernter war. Da ſagte Lippo zu den Anderen: „Langt ihr dieſe beiden, ſie ſind für euch beſtimmt, ich werde dem dritten nachjagen.“ — Er ging, jagte, lief dieſen Tag bis zum Abend und konnte ſich des Rennthieres doch nicht bemeiſtern, obſchon er ein liſtiger Jäger war. Endlich kam er vor ein Gehöft im Walde. Das Rennthier lief in den eingezäunten Hof und Lippo eilte hinter her. Im Hofe aber ſtand der Wirth, ein alter Greis mit Bart und Kopfhaar aus Fichtenflechten. „Hohe,“ ſprach er, „was für ein Scheim hat meinen Hengſt in Schweiß getrieben?“ Lippo trat hinzu, grüßte den Alten und ſagte: „Ich habe ihn gejagt und doch nicht eingeholt, er iſt da in den Hof entkommen.“ Der Greis, welcher Tapio ſelbſt war, ſprach weiter: „Nun, da Du meinen Hengſt bis zum ſpäten Abend gejagt, ſo komme für die Nacht in meine Stube.“ Lippo folgte der Einladung und ſah ſich um; da gab es Rennthiere und Hirſche, Barrn, Füchſe und Wölfe und alles Wild was nur zu bekommen war. Der Tapio bewirthete ihn zum Abend und nahm ihn gut auf. Am andern Morgen wollte Lippo wieder gehen, fand aber ſeine Schneeſchuhe nicht. Er verlangte ſie vom Tapio; der aber ſagte: „Möchteſt Du nicht als mein Eidam hier bleiben, ich habe nur eine Tochter?“ Lippo entgegnete: „Ich bliebe recht gern, allein ich bin nur ein armer Mann.“ — „O deshalb mach Dir keine Sorge,“ ſagte der Tapio, „Armuth iſt kein Laſter; Du erhalſt von uns was Dir gefällt.“ Da gab er ihm ſeine Tochter zur Ehe, und Lippo der liſtige Mann, der Waldgänger, blieb als Tapio's Eidam.

Drei Jahre darauf bekam des Tapio Tochter einen Sohn. Jetzt ſehnte ſich Lippo nach ſeinem Hauſe zurück und erſuchte ſeinen Schwiegervater ihn dahin zu führen. Tapio ſagte: „Wenn Du mir Schneeſchuhe nach meinem Sinn anfertigen kannſt, ſo laſſe ich Dich ziehen.“ Lippo ging ſogleich in den Wald und machte ſich ans Werk. Da ſaß eine Meiſe auf einem Zweige und rief ihm zu: „Setze Aeſte an die Kerben.“ Aber Lippo verachtete dieſe Mahnung; er fertigte die Schneeſchuhe ſo gut er konnte und brachte ſie dem Tapio. Allein dieſer ſagte: „Die paſſen mir nicht.“ Lippo ging des anderen Tages, um andere Schneeſchuhe zu machen; derſelbe Vogel rief von neuen: „Setze Aeſte an die Kerben;“ allein Lippo that wieder nicht alſo; er fertigte gewöhnliche Schneeſchuhe, und als er ſie ſeinem Schwiegervater reichte, bekannte ſich dieſer wieder nicht zufrieden. Als er nun am dritten Tage in den Wald ging und das Vöglein dieſelben Worte wiederholte, da beſchloß Lippo zu thun wie es ihm anrieth; er befeſtigte einen tüchtigen gabelförmigen Aſt an der Kerbe jedes Schuhs und brachte ſein Werk dem Tapio. „So, dieſe ſind meine Schneeſchuhe,“ ſagte der Tapio; „jetzt kannſt Du nach Hauſe

kommen." Er ſchickte ſich an den Lippo zu begleiten und ſprach: „Wenn ich nun voran laufe, ſo folge meinen Spuren und übernachte immer da, wo Du einen runden Platz erblickſt; aber baue die Nachthütte ſo dicht, daß die Sterne nicht hineinſcheinen." Als nun der Tapio voranlief, da ließen die Aeſte unten an ſeinen Schneeſchuhen Spuren zurück und in dieſe Spuren tretend lief Lippo von Weib und Kind begleitet hinterher. Gegen Abend kamen ſie auf den erſten runden Platz und da lag ſchon ein zum Abendeſſen gebratener Hirſch. Sie bauten eine Hütte aus Reiſern, auf deren Dach ſie beſonderen Fleiß verwendeten, und ſtellten den kleinen Schlitten, in welchem das Kind lag, hinein. Hier ruhten ſie die Nacht; am andern Morgen ſetzten ſie ihre Wanderung fort und nahmen vom Fleiſche des Hirſches mit auf den Weg. Am Abend erreichten ſie wieder einen runden Platz, und auf dieſem lag ein gebratenes Rennthier. Wieder bauten ſie mit vieler Sorgfalt eine Hütte aus Reiſern und brachten den Schlitten mit dem Kinde hinein. Nachdem ſie hier übernachtet, gingen ſie am Morgen wieder fürbaß und kamen des Abends zu einem dritten runden Platz, wo ſie einen zur Abendkoſt gebratenen Auerhahn vorfanden. — „Jetzt kann unſere Wohnung nicht mehr fern ſein, da nur ein Auerhahn gebraten iſt," ſagte Lippo. Sie bauten die Hütte dieſesmal nur undicht, und als der Himmel in der Nacht ſich aufklärte, fiel das Licht der Sterne auf die Schlafenden. Lippo erhob ſich des Morgens, da war ſein Weib verſchwunden; er ging hinaus und ſah auch keine Spuren der Schneeſchuhe mehr. Jetzt wußte er nicht, wohin er ſich wenden ſollte; er ſtand mit ſeinem Kinde vor der Hütte, da lief ein Hirſch an ihnen vorüber. Es kam der Abend heran und Lippo mußte wieder die Nacht hier bleiben. Am Morgen lag abermals ein gebratener Auerhahn da, und ein Hirſch lief abermals vorüber. Lippo lebte nun viele Jahre mit ſeinem Sohne in der Reiſerhütte; an jedem Morgen fanden ſie einen gebratenen Auerhahn und ein Hirſch lief alle Tage vorüber. Der Knabe wuchs unterdeſſen heran und wurde ſehr klug. Eines Tages hieß er ſeinen Vater ein Sehrohr anfertigen, mit deſſen Hülfe ſie vermitteln konnten, ob ihre Wohnung noch fern ſei. Lippo machte ſeinem Sohne mit Vergnügen ein ſolches Rohr, und als dieſer durch das Rohr geſehen, ſagte er: „Wir mögen wohl nicht weit vom Hauſe ſein, jedenfalls ſind wir an der Zaun-Seite eines Ackers." Nun brachen ſie auf und kamen wirklich nach Hauſe. Von dieſem Sohne Lippo's den er mit der Tochter des Tapio erzeugt, ſollen die Lappen abſtammen.

XXXVIII. Rumäniſches Märchen aus Siebenbürgen.

Iliane Koſtindane.

(Ausland. 1856. Nr. 51. S. 2123.)

Es war einmal ein Kaiſer, der hatte einen goldenen Apfelbaum vor ſeinem Schloß, deſſen Aeſte bis in den Himmel reichten. Und der Kaiſer ließ bekannt machen in ſeinem Reich: „Wer es unternehmen werde, ihm zwei Blätter aus der Krone des Baumes zu holen, dem wolle er Reich und Tochter geben.“ Bald darauf kamen aus allen Weltgegenden Kaiſer und Könige herbei, verſuchten, konnten es aber nicht, und mußten alle elendiglich ſterben, indem ſie der Kaiſer enthaupten ließ und ihre Köpfe auf Pflöcken ausſtellte. Eines Tages meldete ſich ein Schäfer, legte ſeine Kleider unter den wunderbaren Baum, ſtieg und ſtieg, und erreichte glücklich die höchſte Spitze. Wie er ſich da oben umſah, erblickte er vor ſich einen Fußweg, der zu einem Schloße führte. Sogleich ſprang er vom Baum und ging den Pfad entlang bis vor das Schloß. Darinnen wohnte die ſchönſte Jungfrau unter der Sonne, die hieß Iliane Koſtindane. Er öffnete die Pforte und trat ein. Da lag die Jungfrau in einem prächtigen Gemach und ſchlief in einem goldenen Bett. Und er näherte ſich ihr und küßte ſie von einer Wange zur anderen. Da ſchlug ſie die Augen auf und ſprach: „Wenn Du mir verſprichſt, Niemanden zu ſagen daß Du mich geſehen, ſo will ich nach zwei Jahren Deine Frau werden.“ Der Schäfer verſprach's und ſtieg wieder auf den Baum, nahm aus deſſen Krone zwei goldene Blätter, und brachte ſie dem Kaiſer. Der war bereit ihm Reich und Tochter zu geben. Er aber ſchlug beides aus, indem er ſagte: „Ich habe eine ſchönere Jungfrau geſehen als Deine Tochter.“ Da ward der Kaiſer zornig und verlangte zu wiſſen, wer dieſe Jungfrau ſei, und wenn er's nicht ſage, ſo werde er ihn enthaupten laſſen. Der Jüngling dachte nicht lange nach und nannte den Namen der Iliane Koſtindane. Kaum hatte er den Namen ausgeſprochen, ſo erſchien ſie, verſchwand aber ſogleich wieder. Da bereute der Jüngling daß er ſein Verſprechen gebrochen, kam und ſtieg wieder am Baum hinauf, um die Jungfrau zu verſöhnen. Aber erſt in ſieben Jahren langte er oben an und ging in das Schloß. Die Jungfrau ſah ihn ſchon von ferne kommen. Da widerſtand ſie nicht ſeiner Schönheit, und nahm ihn zum Mann.

kommen." Er ſchickte ſich an den Lippo zu begleiten und ſprach: „Wenn ich nun voran laufe, ſo folge meinen Spuren und übernachte immer da, wo Du einen runden Platz erblickſt; aber baue die Nachthütte ſo dicht, daß die Sterne nicht hineinſcheinen." Als nun der Tapio voranlief, da ließen die Aeſte unten an ſeinen Schneeſchuhen Spuren zurück und in dieſe Spuren tretend lief Lippo von Weib und Kind begleitet hinterher. Gegen Abend kamen ſie auf den erſten runden Platz und da lag ſchon ein zum Abendeſſen gebratener Hirſch. Sie bauten eine Hütte aus Reiſern, auf deren Dach ſie beſonderen Fleiß verwendeten, und ſtellten den kleinen Schlitten, in welchem das Kind lag, hinein. Hier ruhten ſie die Nacht; am andern Morgen ſetzten ſie ihre Wanderung fort und nahmen vom Fleiſche des Hirſches mit auf den Weg. Am Abend erreichten ſie wieder einen runden Platz, und auf dieſem lag ein gebratenes Rennthier. Wieder bauten ſie mit vieler Sorgfalt eine Hütte aus Reiſern und brachten den Schlitten mit dem Kinde hinein. Nachdem ſie hier übernachtet, gingen ſie am Morgen wieder fürbaß und kamen des Abends zu einem dritten runden Platz, wo ſie einen zur Abendkoſt gebratenen Auerhahn vorfanden. — „Jetzt kann unſere Wohnung nicht mehr fern ſein, da nur ein Auerhahn gebraten iſt," ſagte Lippo. Sie bauten die Hütte dieſesmal nur undicht, und als der Himmel in der Nacht ſich aufklärte, fiel das Licht der Sterne auf die Schlafenden. Lippo erhob ſich des Morgens, da war ſein Weib verſchwunden; er ging hinaus und ſah auch keine Spuren der Schneeſchuhe mehr. Jetzt wußte er nicht, wohin er ſich wenden ſollte; er ſtand mit ſeinem Kinde vor der Hütte, da lief ein Hirſch an ihnen vorüber. Es kam der Abend heran und Lippo mußte wieder die Nacht hier bleiben. Am Morgen lag abermals ein gebratener Auerhahn da, und ein Hirſch lief abermals vorüber. Lippo lebte nun viele Jahre mit ſeinem Sohne in der Reiſerhütte; an jedem Morgen fanden ſie einen gebratenen Auerhahn und ein Hirſch lief alle Tage vorüber. Der Knabe wuchs unterdeſſen heran und wurde ſehr klug. Eines Tages hieß er ſeinen Vater ein Sehrohr anfertigen, mit deſſen Hülfe ſie vermitteln konnten, ob ihre Wohnung noch fern ſei. Lippo machte ſeinem Sohne mit Vergnügen ein ſolches Rohr, und als dieſer durch das Rohr geſehen, ſagte er: „Wir mögen wohl nicht weit vom Hauſe ſein, jedenfalls ſind wir an der Zaun-Seite eines Ackers." Nun brachen ſie auf und kamen wirklich nach Hauſe. Von dieſem Sohne Lippo's den er mit der Tochter des Tapio erzeugt, ſollen die Lappen abſtammen.

XXXVIII. Rumäniſches Märchen aus Siebenbürgen.

Iliane Koſtindane.

(Ausland. 1856. Nr. 51. S. 2123.)

Es war einmal ein Kaiſer, der hatte einen goldenen Apfelbaum vor ſeinem Schloß, deſſen Aeſte bis in den Himmel reichten. Und der Kaiſer ließ bekannt machen in ſeinem Reich: „Wer es unternehmen werde, ihm zwei Blätter aus der Krone des Baumes zu holen, dem wolle er Reich und Tochter geben.“ Bald darauf kamen aus allen Weltgegenden Kaiſer und Könige herbei, verſuchten, konnten es aber nicht, und mußten alle elendiglich ſterben, indem ſie der Kaiſer enthaupten ließ und ihre Köpfe auf Pflöcken ausſtellte. Eines Tages meldete ſich ein Schäfer, legte ſeine Kleider unter den wunderbaren Baum, ſtieg und ſtieg, und erreichte glücklich die höchſte Spitze. Wie er ſich da oben umſah, erblickte er vor ſich einen Fußweg, der zu einem Schloße führte. Sogleich ſprang er vom Baum und ging den Pfad entlang bis vor das Schloß. Darinnen wohnte die ſchönſte Jungfrau unter der Sonne, die hieß Iliane Koſtindane. Er öffnete die Pforte und trat ein. Da lag die Jungfrau in einem prächtigen Gemach und ſchlief in einem goldenen Bett. Und er näherte ſich ihr und küßte ſie von einer Wange zur anderen. Da ſchlug ſie die Augen auf und ſprach: „Wenn Du mir verſprichſt, Niemanden zu ſagen daß Du mich geſehen, ſo will ich nach zwei Jahren Deine Frau werden.“ Der Schäfer verſprach's und ſtieg wieder auf den Baum, nahm aus deſſen Krone zwei goldene Blätter, und brachte ſie dem Kaiſer. Der war bereit ihm Reich und Tochter zu geben. Er aber ſchlug beides aus, indem er ſagte: „Ich habe eine ſchönere Jungfrau geſehen als Deine Tochter.“ Da ward der Kaiſer zornig und verlangte zu wiſſen, wer dieſe Jungfrau ſei, und wenn er's nicht ſage, ſo werde er ihn enthaupten laſſen. Der Jüngling dachte nicht lange nach und nannte den Namen der Iliane Koſtindane. Kaum hatte er den Namen ausgeſprochen, ſo erſchien ſie, verſchwand aber ſogleich wieder. Da bereute der Jüngling daß er ſein Verſprechen gebrochen, kam und ſtieg wieder am Baum hinauf, um die Jungfrau zu verſöhnen. Aber erſt in ſieben Jahren langte er oben an und ging in das Schloß. Die Jungfrau ſah ihn ſchon von ferne kommen. Da widerſtand ſie nicht ſeiner Schönheit, und nahm ihn zum Mann.

XXXIX. Finniſches Märchen.

Das Mädchen im dritten Stockwerke der Hofburg.

(Erman's Archiv für Rußland. 1854. Bd. 13. S. 483—489.)

Es waren drei Brüder; zwei von ihnen waren Kaufleute, der dritte und jüngſte, welcher Tuhkimo (Aſchenbrödel) hieß, that nichts und verbrachte ſeine Zeit nur am Ofen. Es ſtarb ihr Vater und ſagte im Sterben: „Wenn ich todt bin, ſo ſollt ihr um die Reihe eine Nacht auf meinem Grabe zubringen!“ — Als nun der Vater ſchon im Schoße der Erde ruhte, ging Tuhkimo zuerſt an das Grab, um da zu übernachten. Er weinte hier und betete lange; da begann der Vater aus dem Grabe herauszuſprechen und fragte: „Wer betet hier?“ — „Wer anders Vater als Dein jüngſter Sohn!“ — „Der Aelteſte von Euch hätte zuerſt kommen ſollen,“ ſagte der Vater, „weil Du aber gekommen biſt, ſo gebe ich Dir Deinen Antheil.“ Er erhob ſich aus dem Grabe, reichte dem Tuhkimo einen rothen Stab, deutete auf einen Felſen und ſagte: „Wenn Du mit dem Stabe auf jenen Felſen ſchlägſt, ſo öffnet er ſich; in ihm findeſt Du ein rothes Pferd mit einer Sternbläſſe und alle Güter deren Du je bedürfen könnteſt.“ — Am Morgen kam Tuhkimo nach Hauſe; die Brüder frugen ihn, was der Vater geſagt habe. — „Er hatte Hunger,“ antwortete Tuhkimo, „er holt ſich das Eſſen aus dem Hauſe, wenn Ihr nicht geht und am Grabe ſchlafet.“ — Die Brüder fürchteten ſich, und der mittlere verſprach dem Tuhkimo dreihundert Geldſtücke, wenn er die nächſte Nacht ſtatt ſeiner am Grabe zubringen wolle, Tuhkimo ging. „An einem Menſchen wie ich,“ ſagte er, „iſt nicht viel verloren, wenn er mich verzehren will, ſo mag er es thun!“ — Er kam zum Grabe. Wieder frug der Vater: „Warum iſt Dein Bruder nicht gekommen?“ — „Es hat ihm der Muth dazu gefehlt.“ — „Wohlan, ſo empfange auch ſeinen Antheil.“ Und er gab dem Tuhkimo einen grauen Stab, und ſagte: „An dieſem und jenem Orte iſt ein Felſen, ſchlag mit dieſem Stabe daran, ſo öffnet er ſich; darinnen iſt ein graues Pferd mit einer Mondbläſſe und zweimal ſo viel Gut als in Deinem eignen Felſen.“ — Die Nacht verſtrich, der Morgen kam und Tuhkimo ging nach Hauſe. Da wurde wieder gefragt, was der Vater geſagt habe. „Er hatte Hunger,“ ſprach Tuhkimo, „er war noch zorniger als in der vorigen Nacht, und drohte, er müſſe ſich Speiſen aus dem Hauſe holen, wenn Du nicht

kämeſt." — Da bot ihm der Aelteſte einen guten Lohn, wenn er ſtatt ſeiner hinginge. — „Wenn Du mir ſechshundert Geldſtücke giebſt, ſo geh' ich," ſagte Tuhkimo. Der Andere zählte ihm ſechshundert in die Hand und Tuhkimo ging, um in der dritten Nacht am Grabe zu ſchlafen. Da erhob ſich der Alte aus ſeinem Grabe und ſprach: „Warum iſt Dein älteſter Bruder nicht gekommen? Da er nicht gekommen iſt, ſo ſollſt Du auch ſeinen Theil haben." Er gab ihm einen ſchwarzen Stab und ſagte: „Schlage mit ihm dort an den ſchwarzen Felſen, ſo öffnet er ſich und Du findeſt ein ſchwarzes Pferd mit einer Sonnenbläſſe, dazu ſo viel Gut, daß Kindeskinder davon zehren können." Wieder kam Tuhkimo des Morgens vom Grabe heim, und als ſeine Brüder ihn wieder frugen was der Vater geſagt, gab er ihnen die Antwort: „Er war zornig und wollte durchaus eſſen; mit Mühe entkam ich ihm durch die Flucht."

Es verging einige Zeit. Die zwei älteren Brüder trieben ihren Handel, Tuhkimo aber verweilte am Ofen, denn dies war ſein Geſchäft. Nun war in der benachbarten Stadt ein König, der nur eine Tochter hatte. Er brachte ſie ins dritte Stockwerk des Palaſtes und ſagte: „Nur Derjenige ſoll meine Tochter haben, der ſein Pferd bis an's dritte Stockwerk ſpringen laſſen und ihr einen Kuß geben kann." Er richtete ein großes Gaſtmahl an und lud viele Gäſte. Das Schickſal der Königstochter kam auch dem Tuhkimo zu Ohren und er bekam Luſt dahin zu gehen. Die älteren Brüder begaben ſich mit den Uebrigen nach dem Palaſte, ihre Pferde zu erproben. Tuhkimo ſagte: „Ich will mitgehen." — „Wie, einen Menſchen von Deiner Figur ſollten wir mitnehmen! Giebt es dort nicht für beſſere Leute was zu thun? Bleibe Du nur hinterm Ofen liegen und rühre Dich nicht, Taugenichts!" ſo ſagten die Brüder und ritten ab. Als die Beiden fort waren, ſagte Tuhkimo zu den Weibern ſeiner Brüder: „Gebet mir einen Waſſergaul, auch ich will nach der Burg reiten." — Er bekam eine alte Mähre von ihnen und ritt mit dieſer zuvörderſt nach ſeinem eignen Felſen, den der Vater ihm bezeichnet hatte. Hier ließ er den Waſſergaul den Raben und Krähen zum Fraße, öffnete mit ſeinem rothen Stabe den Felſen, holte das rothe ſternbläſſige Pferd heraus, zog koſtbare Gewänder an, und ritt nach der Hofburg. Als dort die Reihe an ihn kam, ſein Pferd ſpringen zu laſſen, kam er auf demſelben bis zum erſten Stockwerk, mußte aber dann umwenden und zurückreiten. Kein Menſch erkannte ihn auf einem ſolchen Pferd und in ſo prächtiger Kleidung. Tuhkimo brachte ſein Thier und ſeine Prachtgewänder in den Felſen zurück, und war vor den andern Brüdern zu Hauſe. Darauf kamen auch dieſe von der Burg heim und Tuhkimo fragte ſie: „Iſt Einer dort bis zur Tochter des Königs

gekommen?“ Sie ſagten: „Keiner; es war da ein Menſch auf einem ſternbläſſigen Fuchſe, der bis zum erſten Stock gelangte und dann wieder abzog, Niemand kannte ihn.“ — „Bin ich es vielleicht geweſen?“ — „Ja, es war Dein Ebenbild,“ ſagten die Brüder mit ſpöttiſcher Miene. Es kam der andere Tag. Der König verſammelte wieder Gäſte zum Mahle, und Tuhkimo's Brüder gingen auch dahin. Tuhkimo äußerte wieder Luſt mitzugehen. — „Einen Menſchen wie Dich ſollten wir mitnehmen? Da giebt es doch beſſere Leute,“ antworteten die Brüder. Als ſie fort waren, verlangte Tuhkimo von ihren Weibern einen zweiten Waſſergaul und ritt auf demſelben zum Felſen ſeines mittleren Bruders. Er ließ die Mähre den Vögeln des Himmels zum Fraße, nahm aus dem Felſen das graue mondbläſſige Pferd, legte Prachtkleider an und ſprengte nach dem Orte des Gaſtmahls, vor die Königsburg. Hier erprobten ſeine Brüder und Herren von jedem Rang ihre Pferde, erreichten aber gar nichts. Auch Tuhkimo ſpornte das ſeinige und dieſes kam ſchon bis zum zweiten Stockwerk; dann ſprengte er wieder fort — Niemand kannte ihn — er legte ſeine Kleider im Felſen wieder ab und ging an den Ofen zurück. Als die Brüder heim kamen, fragte er: „Nun, was habt Ihr dort geſehen?“ — Sie ſagten: „Wir ſahen einen Menſchen auf mondbläſſigem Pferde; doch kam er nicht bis zur Tochter des Königs.“ — „Und das bin ich geweſen,“ ſagte Tuhkimo. — „Schweige Du und bleib am Ofen liegen!“ ſagten die Brüder und verhohnten ihn. Tuhkimo ſprach nichts weiter, ſondern erwartete den folgenden Tag. — Auch am dritten Tage wurde in der Königsburg nach voriger Weiſe ein Mahl bereitet. Die älteren Brüder ſchickten ſich wieder an, dahin zu gehen, und Tuhkimo bat wieder, daß ſie ihn mitnehmen möchten. — „Ja, Du würdeſt ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung ſein!“ ſagten jene und verboten ihm den Ofen zu verlaſſen. Auch blieb er daſelbſt bis die Brüder fort waren, und ſagte dann wieder zu den Weibern: „Gebt mir den dritten Waſſergaul, daß auch ich nach der Hofburg komme.“ — „Wie ſollen wir denn Waſſer bekommen?“ entgegneten die Weiber und ſchlugen ihm diesmal ſein Geſuch ab. — „Hiiſi mag es Euch bringen,“ antwortete Tuhkimo, nahm ihnen auch den letzten Gaul und ritt zum dritten Felſen, daſelbſt ließ er die Kracke den Vögeln zur Speiſe, nahm aus dem Felſen das von ſeinem Vater ihm geſchenkte ſonnenbläſſige Pferd, zog den prächtigen Schmuck an und ritt nach der Hofburg. Wieder erprobten Alle die Springkraft ihrer Pferde, aber keinem wollte es gelingen. Endlich kam Tuhkimo an die Reihe; ſein Pferd ſchwang ſich bis zum dritten Stockwerk, wo die Königstochter ihn empfing; er raubte ihr einen Kuß und warb dann um ſie. Darauf drückte ſie ihm, ohne

daß er es merkte, mit ihrem Fingerring ein Zeichen auf die Stirn und dachte: „dies ſchützt ihn vielleicht davor, in Anderer Hände zu kommen.“ — Allein Tuhkimo wendete ſein Pferd und ritt nach Hauſe. Zu ihrer Zeit kamen die anderen Brüder, und Tuhkimo, der ſchon wieder am Ofen lag, frug ſie, „was ſie diesmal für Kunde brächten.“ Die Brüder waren in ſehr übler Laune und ſagten klagend: „Irgend ein Geck, den kein Menſch kannte, kam auf ſonnenblänſigem Pferde, ließ es bis zum dritten Stockwerk ſpringen, und gab daſelbſt der Königstochter einen Kuß.“ — „Der könnt' ich wohl geweſen ſein,“ ſagte Tuhkimo. — „Schweig, Taugenichts,“ riefen die Anderen, „oder wir ſagen es dem Könige und der wird Dir für ſolche Reden den Kopf abſchlagen laſſen.“ — Tuhkimo blieb hinter dem Ofen und ſprach von der ganzen Sache nicht mehr.

Unterdeß erwartete man in der Hofburg den Bräutigam; von dieſem wurde aber nichts gehört und nichts geſehen. Der König ließ im ganzen Lande ausrufen, „daß Derjenige, der um ſeine Tochter geworben, nun zur Hochzeit ſich einfinden ſolle.“ Die Sache kam auch Tuhkimo zu Ohren, allein er rührte ſich nicht von der Stelle. Endlich ſagte die Tochter zum Könige: „Ich würde jenen Mann wieder erkennen, wenn ich ihn zu ſehen kriegte.“ Da ließ der König durchs ganze Land den Befehl ergehen, „daß Alle kommen und durch ſeine Pforte gehen ſollten, wer aber nicht käme, der ſollte am Leben geſtraft werden.“ Da kam das Volk von allen Seiten zum Schloſſe, nur Tuhkimo rührte ſich nicht. Der König ſaß mit ſeiner Tochter an der Pforte. Jeder von den Herren die hindurchgingen ſagten: „Ich bins“; allein das Mädchen ſah ihnen in die Augen, ſtieß ſie von ſich und ſprach: „Nein, Du biſt's nicht!“ — Sechs Wochen vergingen über den Durchzug des Volkes; die Königstochter ſtrich Jedem das Stirnhaar zurück, um zu ſehen, ob ihr Ring auf der Stirn abgedrückt ſei, allein es war nichts zu finden. — Als Tuhkimo hörte, daß bald Niemand mehr nachblieb, hielt er es für gerathen, nun ſelber nach der Burg zu gehen. Er ſteckte ſich in rußige, zerlumpte Kleider, nahm einen hinkenden Gang an und kam ſo zur Pforte. Die Königstochter ſtand noch da. Sie blickte Tuhkimo in die Augen, ſah das Merkmal auf ſeiner Stirn und flog ihm gleich an den Hals: „Hier dieſer iſt der meinige!“ — „Dieſer da?“ frug der König. — „Ja gewiß.“ — „Wie! irrſt Du Dich nicht? Doch an wen Du auch gerathen ſeiſt, meine Tochter, nimm ihn gut auf!“ — Es blieb nun nichts übrig, als die Hochzeit zu feiern; der König rüſtete ein Gelage und lud vieles Volk dazu. Tuhkimo ſagte: „Es wäre doch unverſchämt in dieſer Kleidung zu heirathen; erlaube daß auch ich meine Hoch-

zeitskleider anlege." Er ging nach dem schwarzen Felsen, legte die besten Gewänder an und kehrte zum Orte der Hochzeit zurück. Als der König seinen Schwiegersohn in dem prachtigen Aufzuge sah, verwunderte er sich und sagte: „Nun das nenne ich mir einen Schwiegersohn! Der ist kein Taugenichts, da er solchen Putz trägt." — Er gab dem Tuhkimo seine Tochter und sein halbes Reich; die Hochzeit ward gefeiert, man aß, trank und lebte vergnügt, wie man jetzt noch leben mag.

XL. Französisches Märchen.

Die weiße Katze.

(Blaue Bibliothek 1791. Bd. 9. S. 191—244. Nach dem Franzöſ. Märchen der Mad. d'Aulnoy: La chatte blanche.)

Es war einmal ein König, welcher drei schöne und muthige Prinzen hatte, von denen das Gerücht ging, sie suchten sich Anhänger zu machen, um das Königreich an sich zu ziehen. Der König war alt, aber seine Lebensgeister waren noch munter und sein Verstand noch ungeschwächt; auch hatte er noch gar keine Lust einen Thron zu verlassen, auf dem er sein Ansehn noch immer behauptete. Die Ansichten seiner Söhne waren ihm indeß nicht unbekannt und er glaubte, das beste Mittel, sein Leben in Ruhe zu endigen, sei, sie mit leeren Versprechungen hinzuhalten.

Er ließ sie also eines Tages in sein Zimmer kommen und nachdem er sich sehr gnädig mit ihnen unterhalten hatte, sagte er: „Ihr werdet selbst sehen, meine lieben Kinder, daß mir mein hohes Alter nicht mehr erlaubt, die Angelegenheiten des Staates mit dem Eifer und der Thatigkeit zu verwalten, die ich ehemals hatte. Ich wünsche das Glück meiner Unterthanen und ich glaube, ich werde besser thun meine Krone einem von Euch aufzusetzen. Indessen ist es billig, daß Ihr Euch für dies Geschenk dankbar gegen mich bezeugt und mir meine Entfernung aus dem Geräusche der Welt zu erleichtern sucht. Ich glaube, daß mir ein artiger und treuer Hund gute Gesellschaft leisten würde. Meine Meinung geht also dahin, Denjenigen von Euch zu meinem Thronerben zu erklären, der mir den schönsten kleinen Hund bringt." Die jungen Prinzen hörten diesen Vorschlag mit Vergnügen, und der älteste wagte es nicht, Vor-

ſtellungen dagegen zu thun. Sie empfahlen ſich alſo dem Könige, der ſie mit Geld und Edelſteinen verſah, und ihnen befahl, ſich nach Verlauf eines Jahres, zu der nämlichen Stunde und an dem nämlichen Tage, mit ihrem Hunde bei ihm einzufinden.

Ehe ſie abreiſten, verſprachen ſich die drei Brüder ewige Freundſchaft, der Erfolg ihrer Nachforſchungen möchte ſein, welcher er wollte, und machten aus, nach Verlauf des Jahres in einem Schloſſe zuſammen zu kommen, welches eine Stunde von der Stadt lag, und von wo aus ſie ihre Reiſe antraten. Sie machten ſich hierauf auf den Weg, der eine da-, der andere dorthin, ohne Begleiter, und mit veränderten Namen.

Ich werde mich nur bei den Abenteuern des jüngſten Bruders verweilen. Dieſer war ſchön, groß, wohlgemacht, munter, voll Witz und Laune, in allen Leibesübungen geſchickt. Er hatte eine angenehme Stimme und ſpielte die Laute und Theorbe mit eben ſo viel Anſtande als Geſchicklichkeit. Er zeichnete und malte; er beſaß Gegenwart des Geiſtes und Muth; mit einem Worte, er war ein vollkommener Mann.

Kein Tag verging, wo er nicht einen Hund kaufte. Wenn er glaubte, einen recht ſchönen zu haben, ſo fand er bald einen noch ſchöneren. So reiſte er eine geraume Zeit, als er eines Tages gegen Einbruch der Nacht in einem Walde von einem Ungewitter überraſcht wurde.

Er ſah weder Weg noch Steg und ſo blieb ihm nichts übrig, als auf Geradewohl durch die Büſche durchzubrechen. Er war lange Zeit gegangen, als er endlich ein Licht in der Ferne ſchimmern ſah. Er ging darauf los und kam an das Thor eines Schloſſes, das mit Karfunkel gedeckt war, und ein helles reines Licht auf die ganze Gegend umherwarf. Die Mauern waren von durchſichtigen Porzellan und mit den ſchönſten Gemälden geziert, welche die Begebenheiten der Feen darſtellten. Der Prinz hatte keine Luſt, ſich lange mit Betrachtungen dieſer Wunder aufzuhalten; denn der Regen hatte ihn bis auf die Knochen durchnäßt und er ſehnte ſich nach einem Obdache, wo er dem Ungewitter entgehen könnte. Er ſah an dem Thore einen Rehfuß, der an einer diamantenen Kette hing; hieran zog er und hörte den Klang einer ſilbernen Schelle, die mit dem Rehfuße zuſammenhing. In dem Augenblicke öffnete ſich das Thor. Ein Dutzend Hände erſchienen in der Luft, davon jede eine Fackel hielt, dieſes Schauſpiel ſetzte den Prinzen in Erſtaunen. Er bedachte ſich einen Augenblick ob er hineingehen ſollte, als ihn andere Hände mit Gewalt hinein ſtießen. Er ging nun auf gut Glück weiter und kam bald in ein Vorhaus, das mit Porphyr und Lapis-Lazuli bekleidet war. Hier hörte er zwei reizende Stimmen, welche folgende Worte ſangen:

Der Zauber, der o! Prinz, mit Staunen Dich erfüllet,
Droht keinem Helden-Herzen Gefahr;
Doch hüte Dich vor einem Augenpaar,
In welchen ſich der liebe Gott verhüllet.

Wenn es weiter nichts iſt, dachte der Prinz und folgte nun unbeſorgt den ſanften Stoßen, die er von Zeit zu Zeit von den geiſtigen Händen in den Rücken bekam. Dieſe trieben ihn zunächſt an ein großes Portal von Corallen, das ſich bei ſeiner Annäherung ſogleich öffnete und in einen Saal führte, der mit Perlmutter bekleidet war. Von hier ging es durch mehrere Zimmer, alle mit den herrlichſten Gemälden ausgeſchmückt, der Prinz glaubte bezaubert zu ſein. Unzählige Lichter bedeckten die Wände und das Gewölbe der Säle, und verbreiteten einen Glanz, der den Glanz der Sonne übertraf.

Sechszig Zimmer war der Prinz durchwandert, als die Hände ihn aufhielten. Er ſah umher und erblickte einen Lehnſtuhl, der ſich von ſelbſt dem Camin näherte, ſo wie ſich in dem Camin das Feuer voſelbſt entzündete. Eine Menge weiße kleine und niedliche Hände waren nun beſchäftiget den Prinzen auszukleiden, denn er war wie geſagt, durch und durch naß. Man brachte ihm ein feines Spitzenhemd, einen ſeidenen Schlafrock mit Chiffern von kleinen Smaragden geſtickt. Eine Toilette wurde vor ihn gerückt und die Hände kämmten ihn mit einer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit von der man keine Vorſtellung hat. Als man damit fertig war, erſchien ein anderer koſtbarer Anzug, den man ihm anlegte und in Kurzem war er vollkommen gekleidet und ſo ſchön wie ein Adonis.

Nun ging die Reiſe weiter. Die Hände führten ihn in einen großen Saal der auf das Schönſte decorirt und möblirt war. An allen Wänden ſah man die Begebenheiten der berühmteſten Katzen, welche jemals in der Geſchichte aufgetreten ſind; Rodillardus, auf Angeben der Ratten an den Beinen aufgehängt; die geſtiefelte Katze des Marquis von Carabas*); die Katze welche zur Frau wird und der Zauberer welcher zur Katze wird; alles auf das Schönſte und Natürlichſte abgebildet.

In dieſem Saale ſtand eine Tafel mit zwei Couverts, einem Buffet, mit den ſchönſten Gefäßen von Bergkryſtall aufgeputzt, und außerdem noch eine Menge goldene und ſilberne Becher und Vaſen. Er war kaum hineingetreten, als ein ganzer Zug Katzen erſchien, und ſeinen Platz auf dem Orcheſter nahm. Sie bemächtigten ſich der Inſtrumente, legten Noten auf und fingen eine Muſik an, über die ſich der Prinz beinah todt lachte. Etwas Närriſcheres als ihre Grimaſſen kann man unmöglich ſehen, ſo man auch wohl unmöglich eine abſcheulichere Muſik wird hören können.

*) Beziehungen auf andere Franzöſiſche Volkslagen.

Der Prinz war ganz mit Betrachtung der Wunder beſchäftigt, die ihm in dieſen Palaſte aufgeſtoßen waren, als eine Figur hereintrat, die nicht größer als eine Elle war. Dieſe Marionette war in einen langen ſchwarzen Schleier eingehüllt. Zwei Katzen führten ſie. Sie waren ebenfalls in Trauer und ſchwarzen Mänteln. Ihnen folgte ein anſehnlicher Zug von Katzen, die zum Theil Ratten- und Mauſefallen trugen.

Der Prinz wußte nicht, was er von dieſem närriſchen Aufzuge denken ſollte, als die Hauptperſon ſich ihm näherte, den Schleier aufhob und ihm das niedlichſte Katzen-Geſichtchen zeigte, das jemals mit grünen Augen geboren worden iſt. Sie war ganz weiß und dem Anſcheine nach noch ſehr jung, aber in ihren Mienen war ein unverkennbarer Zug von Melancholie. Sie fing an zu miauen, und ihre Töne waren ſo rührend, ſo einſchmeichelnd, daß ſie gerade zum Herzen gingen. „Sei mir gegrüßt, Königs-Sohn," ſagte ſie zu ihm, „ich ſehe Dich mit Vergnügen bei mir." „Sie ſind ſehr gnädig, Madame," antwortete der Prinz, „mich auf dieſe Art aufzunehmen. Sie ſcheinen mir gar keine Katze von gewöhnlichem Schlage. Das Talent zu ſprechen, mit welchem Sie begabt ſind, und das herrliche Schloß das Sie bewohnen, ſpricht für außerordentliche vornehme Geburt." — „Du biſt ein Schmeichler," antwortete die Katze. „Ich bin nicht gewohnt mir Complimente ſagen zu laſſen, oder ſie zu erwiedern; ich liebe Simplicität und Herzlichkeit. — Man laſſe auftragen," fuhr ſie fort und die Muſik ſoll aufhören; der Prinz verſteht doch nicht, was geſungen wird." — „Geſungen?" fragte der Prinz ganz erſtaunt. — „Allerdings," antwortete die Katze. „Wir haben hier Dichter von ſehr vielem Geiſt und wenn Sie länger bei uns bleiben, ſo werden Sie ſelbſt Gelegenheit finden, die Wahrheit meines Urtheils einzuſehen."

Man trug das Eſſen auf und unſichtbare Hände bedienten ſie. Zuerſt erſchienen zwei Paſteten, die eine von Tauben, die andere von Mäuſen. Bei dieſem Anblicke verging dem Prinzen aller Appetit. „Sie dürfen ſich nicht ſcheuen," ſagte die Katze, „von dieſer Paſtete zu genießen. Ihre Küche iſt apart und Sie können verſichert ſein, daß nichts von meiner Koſt unter die Ihrige gekommen iſt."

Der Prinz ließ ſich nicht zweimal ſagen und es gereute ihn nicht, dem Rath der ſchönen Katze gefolgt zu haben, die ihm gegenüber ſaß. Er bemerkte, wenn ſie ihre kleinen Pfötchen auf den Tiſch brachte, daß ſie ein Portrait an einer derſelben trug; dies wunderte ihn und da er vollends ſahe, daß es nicht das Portrait eines Katers, ſondern eines ſchönen jungen Mannes war, ſo wunderte ihn das noch weit mehr. Aber das Allerſonderbarſte war, daß ihm dieſes Bildniß glich. Die Sache kam ihm außerordentlich vor; indeß da er ſah, daß die Katze tiefſinnig

wurde und einigemal ganz vernehmlich ſeufzte, ſo wagte er es nicht weiter nachzuforſchen. Er unterhielt ſie vielmehr von allen möglichen Neuigkeiten, die er wußte und fand, daß ſie mit allen Welthändeln ſehr genau bekannt war.

Nach der Tafel bat die weiße Katze ihren Gaſt, ſich mit ihr in einen Saal zu begeben, wo er ein Theater fand, auf welchem ein Dutzend Katzen und Affen ein Ballet tanzten. Einige von ihnen trugen mauriſche, andere chineſiſche Kleidung, alle aber machten die wunderlichſten Sprünge, mit einem ſichtbaren Beſtreben ihre Gebieterin aufzuheitern. Als auch dies vorbei war, wünſchte die weiße Katze dem Prinzen gute Nacht und die ſchönen Hände führten ihn fort in ein Appartement, welches dem erſten gerade gegenüber lag. Es war nicht ſo prächtig, aber ſehr elegant. Die Tapeten beſtanden aus Schmetterlingsflügeln, welche die niedlichſten Figuren bildeten. Die Betten waren von Flor mit ſchönen Bändern geſchmückt und große Spiegel hingen ihnen gegenüber, in denen man ſich vom Kopf bis auf die Füße beſehen konnte.

Der Prinz legte ſich nieder ohne ein Wort zu reden, denn mit den Händen die ihn bedienten, war wenig anzufangen. Man ließ ihn nicht lange ſchlafen. Ein dumpfes Geräuſch weckte ihn auf, und als er die Augen öffnete, hoben ihn die Hände aus dem Bette und zogen ihm ein Jagdkleid an. Nun ſah er zum Fenſter hinaus auf den Schloßhof, wo er eine Menge Katzen erblickte, welche zum Theil ins Horn ſtießen, zum Theil Jagdhunde an der Leine führten. Die weiße Katze wollte auf die Jagd gehen und den Prinzen zur Geſellſchaft haben. Man präſentirte ihm ein hölzernes Pferd, das mit unglaublicher Schnelligkeit lief. Er machte zwar einige Umſtände es zu beſteigen, aber es half nichts; er wurde hinauf gehoben. Die weiße Katze ritt einen ſchönen Affen von ungemeiner Größe. Zur heute hatte ſie ihren Schleier abgelegt und einen Hut aufgeſetzt, der ihr ein ſehr entſchloſſenes Anſehn gab. Die Jagd fiel reichlich aus, die Katzen fingen die Haſen mit einer Geſchicklichkeit, die ihres Gleichen ſuchte; und ſelbſt die Vögel waren nicht ſicher vor ihnen. Der Affe trug die weiße Katze bis hinauf zu den Neſtern der Adler, die ſie ausnahm. Die andern Katzen machten es ebenſo, der Prinz hatte ſich nicht leicht auf einer Jagd ſo vergnügt.

Als ſie zu Ende war, nahm die weiße Katze ein kleines Horn und ſtieß hinein. Es gab einen durchdringenden Schall von ſich, den man auf zehn Stunden im Umkreiſe hörte. Die Wirkung davon fiel bald in die Augen. Alle Katzen aus dem ganzen Lande eilten herbei; die einen kamen auf Wagen durch die Luft, die andern auf kleinen Barken zu Waſſer. Sie waren alle verſchieden gekleidet und machten der weißen

Katze ihre Verbeugung. Dieſe kehrte mit der ganzen anſehnlichen Geſellſchaft nach ihrem Schloſſe zurück und bat den Prinzen auch mit ihr umzukehren.

So wie ſie in ihr Zimmer trat, hing man ihr den ſchwarzen Schleier wieder um. Sie ſpeiſte mit dem Prinzen und dieſer vergaß in ihrer Geſellſchaft den Zweck ſeiner Reiſe ſo ganz und gar, daß er kein größeres Vergnügen kannte als der weißen Katze Geſellſchaft zu leiſten. Alle Tage waren neue Feſte. Aber nichts ergötzte ihn ſo ſehr, als die Unterhaltung ſeiner Wirthin, mit der er zu ganzen Tagen plauderte. „Ach!“ ſagte er bisweilen, „nie werde ich mich entſchließen können, Sie zu verlaſſen; ich liebe Sie ſo zärtlich. Sie haben mir ſo angenehme Tage verſchafft. O! daß ich Sie zum Weibe hätte, oder ich zur Katze würde, um mein ganzes Leben mit Ihnen zuzubringen.“ — Auf dieſe Reden antwortete ſie nie anders als in dunklen Ausdrücken, deren Sinn er nie ganz begriff.

Ein Jahr vergeht geſchwind, wenn man weder Kummer noch Sorgen hat und ſich ſo gut amüſirt. Die weiße Katze wußte die Zeit, in der er zurückkehren ſollte und da er ſelbſt nicht daran dachte, nahm ſie es auf ſich ihn daran zu erinnern. „Weißt Du wohl,“ ſagte ſie eines Tages, „daß Du nur noch drei Tage übrig haſt, um den Hund zu ſuchen, den Dein Vater zu haben wünſcht? Weißt Du auch, daß Deine Brüder ſehr ſchöne Hunde gefunden haben?“ — Bei dieſen Worten kam der Prinz wieder zu ſich ſelbſt. „Mein Gott,“ ſagte er, „wie iſt es möglich, daß ich eine Sache habe vergeſſen können, die mir ſo unendlich wichtig iſt! Mein Glück und meine Ehre hangen davon ab. Wo ſoll ich nun einen ſolchen Hund herbekommen? Und wo ſoll ich ein Pferd hernehmen, das ſo weiten Weg in drei Tagen zurücklegt?“

„Ich will mich Deiner annehmen,“ ſagte die Katze. „Du kannſt noch einen ganzen Tag hier bleiben und das hölzerne Pferd wird Dich doch zur rechten Zeit an Ort und Stelle bringen.“ — „Das iſt recht gut,“ antwortete der Prinz; „aber was hilft es mir, wenn ich mit leeren Händen ankomme?“ — „Auch dafür habe ich geſorgt,“ verſetzte jene. „In dieſer Eichel ſteckt ein ſo niedlicher Hund, daß Deine Brüder ſchwerlich einen ähnlichen aufzeigen werden.“ — „Sie ſcherzen,“ erwiederte der Prinz. — „Ich ſcherze nicht,“ war die Antwort; „halte nur die Eichel an's Ohr und Du wirſt ihn bellen hören.“ — Der Prinz hielt die Eichel an's Ohr und der Hund bellte. Wie freute ſich der Prinz. Er wollte die Eichel öffnen, aber die Katze hielt ihn zurück. „Erwarte die Zeit,“ ſagte ſie, „bis Du zu Deinem Vater kömmſt. Das Hundchen könnte ſich unterwegs erkalten.“

Die Zeit des Abſchieds kam herbei. Er war von beiden Seiten ſehr zärtlich und die arme Katze war ſehr betrübt. Der Prinz dankte ihr für ſeine Güte mit der ſie ihn bewirthet hätte. „Ich verſichere Sie,“ ſagte er, „daß mir die Zeit nie ſchneller als in Ihrer Geſellſchaft vergangen iſt. Es thut mir Leid, Sie hier zurücklaſſen zu müſſen und gleichwohl wage ich es nicht, Sie zu bitten, dieſes Schloß zu verlaſſen, in welchem Sie als Königin herrſchen und wo Sie freilich mehr Unterhaltung finden, als ich Ihnen in irgend einer Gegend der Welt verſprechen konnte.“ — Die Katze antwortete auf dieſen Vorſchlag mit einem tiefen Seufzer.

Der Prinz reiſte ab und war der erſte von ſeinen Brüdern, der auf dem beſtimmten Schloſſe ankam. Die andern kamen kurz darauf auch und wunderten ſich nicht wenig, ein hölzernes Pferd auf dem Hofe zu finden, das an Leichtigkeit und Geſchicklichkeit dem beſten Schulpferde nichts nachgab.

Die drei Brüder umarmten ſich mit großer Zärtlichkeit und erzählten ſich die Abenteuer, die ihnen unterwegens aufgeſtoßen waren; aber der jüngſte verhehlte die Wahrheit und zeigte ihnen einen häßlichen Hund, den man zum Bratenwenden brauchte, indem er verſicherte, er habe keinen niedlicheren Hund auftreiben können. So groß nun auch die Liebe der beiden ältern für den jüngern Bruder war, ſo empfanden ſie doch eine heimliche Freude über ſeine ſchlechte Wahl, durch die ſie ſich eines Theils ihrer Furcht entledigt ſahen.

Den andern Tag reiſten ſie zuſammen in Einem Wagen ab und kamen bald an dem Palaſt ihres Vaters an, wo Alles ſie umringte, um ſich über ihre Ankunft zu freuen. Sie traten in das Zimmer des Königs. Die beiden älteſten zeigten ihm ihre Hunde und dieſe waren beide ſo klein und niedlich, daß er nicht wußte, für welchen er ſich entſcheiden ſollte. Der jüngſte half ihm aus dieſer Verlegenheit. Er zog die Eichel aus der Taſche, die ihm die weiße Katze gegeben hatte, öffnete ſie ſchnell und ließ ein Hündchen heraus, das ohne Anſtoß durch einen Ring ging. Dann ſetzte er ihn auf die Erde, wo er eine Sarabande tanzte. Er hatte alle nur mögliche Farben, ſein Haar und ſeine Ohren hingen ihm bis auf die Erde. Der König war betroffen, denn es war unmöglich, etwas an dieſem niedlichen Geſchöpfe auszuſetzen. Gleichwohl hatte er noch keine Luſt, ſich von ſeiner Krone zu trennen, deren kleinſter Zierrath ihm lieber war, als alle Hunde auf der Welt.

Er dankte daher ſeinen Söhnen für die Mühe, die ſie ſich ſeinetwegen gegeben hatten und ſetzte hinzu, da ihnen das erſtemal ihre Nachforſchungen ſo gut gelungen wären, ſo wünſchte er ihre Geſchicklichkeit

noch einmal auf die Probe zu ſtellen, ehe er ihnen Wort hielte. Er trüge ihnen alſo auf, „in Zeit eines Jahres ein Stück feine Leinwand zu ſuchen, die durch das Oehr einer engliſchen Nadel ginge.“ Die beiden älteſten Prinzen waren dies ganz wohl zufrieden und der jüngſte mußte wohl einwilligen. Sie reiſten alſo wieder ab, ohne ſo zärtlichen Abſchied von einander zu nehmen als das erſtemal, denn der Scherz mit dem Bratenwender hatte ihrer Freundſchaft einen kleinen Stoß gegeben.

Unſer Prinz beſtieg ſeinen hölzernen Gaul und kehrte im feſten Vertrauen auf den Beiſtand der weißen Katze, geradeswegs nach ihrem Schloße zurück. Alle Thore ſtanden offen; das Dach, die Fenſter, die Thüren, alles war auf das Schönſte erleuchtet. Die luſtigen Hände erſchienen wieder, ergriffen das hölzerne Pferd beim Zaume und führten es in den Stall, während der Prinz ſich in das Zimmer der weißen Katze begab.

Sie lag in einem Körbchen auf einem Kiſſen von weißem Atlas und ſchien etwas niedergeſchlagen und matt zu ſein. Kaum aber erblickte ſie den Prinzen als ſie aufſprang, ihm entgegen ging und ihm ihre Freude über ſeine Rückkehr bezeugte. „Ich muß Dir geſtehen,“ ſagte ſie unter andern, „daß ich es kaum wagte, Deine Rückkehr zu hoffen, ſo viel Urſache ich auch dazu haben möchte. Ich bin immer in meinen Wünſchen ſo unglücklich geweſen, daß es mich überraſcht, dieſen erfüllt zu ſehen.“

Der Prinz erzählte ihr nun den Ausgang ſeiner Reiſe und den neuen Auftrag ſeines Vaters, deſſen Erfüllung er für unmöglich halten würde, wenn er nicht auf ihre Freundſchaft und ihren Beiſtand rechnete. Die weiße Katze antwortete mit großer Ernſthaftigkeit, „daß ſie daran denken wollte, ſeinen Wunſch zu befriedigen, wenigſtens,“ ſagte ſie, „wird es ſchwer halten, ſolche Leinwand, wie Dein Vater verlangt, irgend wo anders als in meinem Schloße aufzutreiben. Ich habe Katzen, welche ſehr fein ſpinnen und werde im Nothfall ſelbſt Hand anlegen. Du brauchſt alſo nicht weiter zu gehen, ſondern Du kannſt hier mit der größten Ruhe den Ablauf des Jahres erwarten.“

Dieſes Jahr verſtrich wie das vorhergehende. Der Prinz hatte alles was er ſich wünſchte und die Unterhaltung mit der Katze riß niemals ab. Seine glückſeligſten Augenblicke genoß er in ihrem Umgange, den ſie durch die mannigfaltigſten Kenntniſſe, den reichſten Witz, die treffendſten Urtheile immer neu zu machen wußte. Endlich erſchien die Zeit zur Abreiſe. Die weiße Katze, auf alles aufmerkſam, was den Prinzen betraf, erinnerte ihn ſelbſt, „daß es Zeit wäre ſich auf den Weg zu machen und daß ein Stück Leinwand bereit läge, welches die erforder-

Die Zeit des Abſchieds kam herbei. Er war von beiden Seiten ſehr zärtlich und die arme Katze war ſehr betrübt. Der Prinz dankte ihr für ſeine Hütte mit der ſie ihm bewirthet hätte. „Ich verſichere Sie,“ ſagte er, „daß mir die Zeit nie ſchneller als in Ihrer Geſellſchaft vergangen iſt. Es thut mir Leid, Sie hier zurücklaſſen zu müſſen und gleichwohl wage ich es nicht, Sie zu bitten, dieſes Schloß zu verlaſſen, in welchem Sie als Königin herrſchen und wo Sie freilich mehr Unterhaltung finden, als ich Ihnen in irgend einer Gegend der Welt verſprechen konnte.“ — Die Katze antwortete auf dieſen Vorſchlag mit einem tiefen Seufzer.

Der Prinz reiſte ab und war der erſte von ſeinen Brüdern, der auf dem beſtimmten Schloſſe ankam. Die andern kamen kurz darauf auch und wunderten ſich nicht wenig, ein holzernes Pferd auf dem Hofe zu finden, das an Leichtigkeit und Geſchicklichkeit dem beſten Schulpferde nichts nachgab.

Die drei Brüder umarmten ſich mit großer Zärtlichkeit und erzählten ſich die Abentheuer, die ihnen unterwegens aufgeſtoßen waren; aber der jüngſte verhehlte die Wahrheit und zeigte ihnen einen häßlichen Hund, den man zum Bratenwenden brauchte, indem er verſicherte, er habe keinen niedlicheren Hund auftreiben können. So groß nun auch die Liebe der beiden ältern für den jüngern Bruder war, ſo empfanden ſie doch eine heimliche Freude über ſeine ſchlechte Wahl, durch die ſie ſich eines Theils ihrer Furcht entledigt ſahen.

Den andern Tag reiſten ſie zuſammen in Einem Wagen ab und kamen bald an dem Palaſt ihres Vaters an, wo Alles ſie umringte, um ſich über ihre Ankunft zu freuen. Sie traten in das Zimmer des Königs. Die beiden älteſten zeigten ihm ihre Hunde und dieſe waren beide ſo klein und niedlich, daß er nicht wußte, für welchen er ſich entſcheiden ſollte. Der jüngſte half ihm aus dieſer Verlegenheit. Er zog die Eichel aus der Taſche, die ihm die weiße Katze gegeben hatte, öffnete ſie ſchnell und ließ ein Hündchen heraus, das ohne Anſtoß durch einen Ring ging. Dann ſetzte er ihn auf die Erde, wo er eine Sarabande tanzte. Er hatte alle nur mögliche Farben, ſein Haar und ſeine Ohren hingen ihm bis auf die Erde. Der König war betroffen, denn es war unmöglich, etwas an dieſem niedlichen Geſchöpfe auszuſetzen. Gleichwohl hatte er noch keine Luſt, ſich von ſeiner Krone zu trennen, deren kleinſter Zierrath ihm lieber war, als alle Hunde auf der Welt.

Er dankte daher ſeinen Söhnen für die Mühe, die ſie ſich ſeinetwegen gegeben hätten und ſetzte hinzu, da ihnen das erſtemal ihre Nachforſchungen ſo gut gelungen wären, ſo wünſchte er ihre Geſchicklichkeit

noch einmal auf die Probe zu ſtellen, ehe er ihnen Wort hielte. Er trüge ihnen alſo auf, „in Zeit eines Jahres ein Stück feine Leinwand zu ſuchen, die durch das Oehr einer engliſchen Nadel ginge.“ Die beiden älteſten Prinzen waren dies ganz wohl zufrieden und der jüngſte mußte wohl einwilligen. Sie reiſten alſo wieder ab, ohne ſo zärtlichen Abſchied von einander zu nehmen als das erſtemal, denn der Scherz mit dem Bratenwender hatte ihrer Freundſchaft einen kleinen Stoß gegeben.

Unſer Prinz beſtieg ſeinen hölzernen Gaul und kehrte im feſten Vertrauen auf den Beiſtand der weißen Katze, geradeswegs nach ihrem Schloße zurück. Alle Thore ſtanden offen; das Dach, die Fenſter, die Thüren, alles war auf das Schönſte erleuchtet. Die luſtigen Hände erſchienen wieder, ergriffen das hölzerne Pferd beim Zaume und führten es in den Stall, während der Prinz ſich in das Zimmer der weißen Katze begab.

Sie lag in einem Körbchen auf einem Kiſſen von weißem Atlas und ſchien etwas niedergeſchlagen und matt zu ſein. Kaum aber erblickte ſie den Prinzen als ſie aufſprang, ihm entgegen ging und ihm ihre Freude über ſeine Rückkehr bezeugte. „Ich muß Dir geſtehen,“ ſagte ſie unter andern, „daß ich es kaum wagte, Deine Rückkehr zu hoffen, ſo viel Urſache ich auch dazu haben möchte. Ich bin immer in meinen Wünſchen ſo unglücklich geweſen, daß es mich überraſcht, dieſen erfüllt zu ſehen.“

Der Prinz erzählte ihr nun den Ausgang ſeiner Reiſe und den neuen Auftrag ſeines Vaters, deſſen Erfüllung er für unmöglich halten würde, wenn er nicht auf ihre Freundſchaft und ihren Beiſtand rechnete. Die weiße Katze antwortete mit großer Ernſthaftigkeit, „daß ſie daran denken wollte, ſeinen Wunſch zu befriedigen, wenigſtens,“ ſagte ſie, „wird es ſchwer halten, ſolche Leinwand, wie Dein Vater verlangt, irgend wo anders als in meinem Schloße aufzutreiben. Ich habe Katzen, welche ſehr fein ſpinnen und werde im Nothfall ſelbſt Hand anlegen. Du brauchſt alſo nicht weiter zu gehen, ſondern Du kannſt hier mit der größten Ruhe den Ablauf des Jahres erwarten.“

Dieſes Jahr verſtrich wie das vorhergehende. Der Prinz hatte alles was er ſich wünſchte und die Unterhaltung mit der Katze riß niemals ab. Seine glückſeligſten Augenblicke genoß er in ihrem Umgange, den ſie durch die mannigfaltigſten Kenntniſſe, den reichſten Witz, die treffendſten Urtheile immer neu zu machen wußte. Endlich erſchien die Zeit zur Abreiſe. Die weiße Katze, auf alles aufmerkſam, was den Prinzen betraf, erinnerte ihn ſelbſt, „daß es Zeit wäre ſich auf den Weg zu machen und daß ein Stück Leinwand bereit läge, welches die erforder-

lichen Garnischaften besäße." Sie sagte ihm auch, „daß sie beiremal für eine bessere Equipage gesorgt habe." Bei diesen Worten führte sie ihn an ein Fenster das in den Hof ging und zeigte ihm einen schönen offenen Wagen, der auf das Schönste lackirt war und in den Strahlen der Sonne funkelte. Zwölf Pferde, weiß wie der Schnee, mit dem prächtigsten Zeuge bedeckt, zogen ihn. Außerdem standen hundert achtspännige Wagen bereit, welche das Gefolge des Prinzen einnehmen sollten und tausend Gardisten erwarteten den Befehl zum Aufbruch. Alle waren auf das Reichste gekleidet; das Sonderbarste dabei war aber, daß man überall, in den Teppichen, auf der Stickerei, an dem Pferdezeug, das Bildniß der weißen Katze erblickte.

„Geh'," sagte sie zu dem Prinzen, „geh' und zeige Dich in dieser Pracht an dem Hofe Deines Vaters, damit er Dir nicht länger die Krone versagt, die Du so gern verdienst. Nimm diese Nuß, in ihr ist die verlangte Leinwand enthalten, aber öffne sie nicht eher als bist Du vor dem Könige erschienst." Der Prinz dankte ihr auf das Verbindlichste, er bezeugte ihr seinen Verdruß über seine Abreise, er versicherte sie, daß er ihren Umgang allen Kronen der Erde vorzöge. Mit einem Worte: der Abschied war noch zärtlicher und rührender als das erstemal.

Der Prinz legte den weiten Weg bis zu seinem Vater in kurzer Zeit zurück; denn diese neue Equipage gab an Schnelligkeit dem hölzernen Pferde nichts nach. Die beiden ältern Brüder waren schon angekommen und schmeichelten sich, daß ihr Bruder vielleicht gar nicht wiederkommen würde. Sie hatten schon ihre Leinwand aufgezeigt, die in der That so fein war, daß sie durch ein großes Nadelöhr ging. Aber der König hatte mehr verlangt. Die Nadel, welche er ihnen bei der Abreise vorgezeigt hatte, war viel kleiner und da der Versuch mit dieser durchaus nicht angestellt werden konnte, so hatte ihr Vater einen guten Vorwand, die Erfüllung seines Versprechens aufzuschieben.

Die Prinzen und ihre Anhänger waren voll Unmuths über die Ausflucht des Königs und es waren schon einige unangenehme Auftritte vorgekommen, als der jüngste Prinz mit seinem prächtigen Gefolge erschien. Er begab sich sogleich zu seinem Vater, grüßte ihn auf das Ehrerbietigste, umarmte seine Brüder und zog die Nuß heraus. Er zerbrach sie und glaubte hier die versprochene Leinwand zu finden, aber statt dessen fand er eine Haselnuß; auch diese zerbrach er und ein Kirschkern fiel ihm in die Hände. Jedermann sahe sich an und der König lächelte über die Leichtgläubigkeit seines Sohnes. Dieser verlor den Muth noch nicht. Er zerbrach den Kirschkern und in ihm lag, was in allen Kirschkernen liegt. Jetzt erhob sich ein großes Gelächter im Saale, die meisten lachten

und gaben der Sache des Prinzen verspielt. Der Prinz antwortete seiner Eilde, suchte weiter und fand ein Gerstenkorn und in diesem ein Hirsenkorn. Jetzt ging ihm selbst die Geduld aus. „Du hast mich betrogen," murmelte er; und in demselben Augenblick fühlte er eine Katzenpfote auf seiner Hand, die ihm bis auf's Blut kratzte. Nun öffnete er auch den Hirsenkorn und wie groß war das Erstaunen der ganzen Versammlung, als er ein Stück Leinwand von vierhundert Ellen herauszog, auf welchem alle Thiere, Vögel und Insekten, alle Pflanzen und Muscheln, Sonne, Mond und Sterne, alle Könige und Fürsten mit ihrer ganzen Familie abgebildet waren. Als der König diese wundervolle Leinwand sah, ward er eben so blaß als sein Sohn während dem Suchen roth worden war. Man holte die Nadel und das ganze Stück ging ohne Anstoß durch. Alles war voll Bewunderung und Erstaunen; und so verdrießlich auch dem Könige und den ältern Prinzen der Anblick dieser Leinwand war, so konnten sie sich dennoch nicht enthalten, von Zeit zu Zeit auszurufen, daß alle Wunder der Welt diesem nicht gleich kämen.

Der König stieß einen großen Seufzer aus, wendete sich zu seinen Söhnen und sagte: „Meine Söhne, nichts kann mir in meinem hohen Alter zu größerem Troste gereichen, als Euer Gehorsam und Eure Ergebenheit gegen mich. Ich wünsche daher, daß Ihr Euch noch einer und zwar der letzten Probe unterwerfen möget. Geht, reiset noch ein Jahr und wer nach Verlauf desselben das schönste Mädchen nach Hause bringt, soll sie heirathen und an seinem Hochzeittage meine Krone empfangen. Ich schwöre Euch, die Erfüllung meines Versprechens dann nicht länger aufzuschieben."

Die beiden ältern Brüder hatten gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden; nur der jüngste hatte Ursache über die Ungerechtigkeit seines Vaters Klage zu führen. Aber er hatte Grundsätze und Charakter und so stieg er ohne Verzug in seinen Wagen und kehrte zu seiner gelichten Lage zurück.

Diese hatte den Augenblick seiner Rückkehr gewußt und alles im Hause darauf zugerichtet. Sie selbst saß auf einem Balkon unter einem goldenen Zelte und sah ihm entgegen. Er zögerte keinen Augenblick sich ihr vorzustellen. „Nun," sagte sie zu ihm, „Du kommst also auch dies mal ohne Krone zurück?" „Ach!" antwortete er, „Sie haben mich nun zweimal in den Stand gesetzt darauf Anspruch zu machen, aber es scheint daß es meinem Vater mehr Kummer macht, sich davon zu trennen, als es mir Freude machen würde, sie zu besitzen." „Laß Dich das nicht kümmern," antwortete sie, „ich will Dir auch das nächstemal dienen und für ein schönes Mädchen sorgen, das ganz sicher den Preis gewinnen

soll. Sei indessen unbesorgt; bleibe dieses Jahr noch bei uns und genieße Dein Leben in dem Schooße der Ruhe und Zufriedenheit."

Der Prinz wünschte nichts Besseres und dies Jahr verstrich wiederum wie das vorhergehende, ebenso angenehm, ebenso schnell. In der Bewunderung über den Verstand und die Kenntnisse seiner Wirthin, konnte er sich bisweilen nicht enthalten neugierige Fragen zu thun. Er bat sie, ihm zu sagen, „ob sie vielleicht eine Fee wäre, oder ob sie durch die Gewalt des Zauberes in eine Katze verwandelt worden?" aber niemals gab sie bestimmte Antworten auf diese Fragen und da sie diese Art von Gesprächen immer plötzlich abzubrechen pflegte, so schloß er hieraus, daß sie keine Lust habe, ihm ihr Geheimniß anzuvertrauen.

Nach Ablauf des Jahres erinnerte die Katze den Prinzen wiederum, daß es Zeit sei, an den Hof seines Vaters zurückzukehren. „Es wird nur von Dir abhängen," sagte sie, „eine der schönsten Prinzessinnen mitzunehmen. Die Zeit ist endlich gekommen, wo der Zauber der Fee zerstört werden kann, wenn Du Dich entschließest, mir Kopf und Schwanz abzuhauen und beides auf der Stelle ins Feuer werfen." — Der Prinz zitterte bei diesem Vorschlag. „Wie?" sagte er, „ich sollte so grausam sein, Dich zu tödten, Dich, meine einzige Freundin, Dich, die Freude und das Glück meines Lebens? Ganz gewiß willst Du mein Herz auf die Probe stellen, um zu versuchen ob ich des schändlichsten Undanks fähig bin." — „Nein, nein," antwortete sie, „ich kenne Dein Herz und Dich, weiß daß es frei von allem Undank ist. Ich kenne Deine Verdienste, aber weder Du noch ich können den Willen des Schicksals hemmen. Thue was ich wünsche und wir werden glücklich sein; Du wirst sehn, daß ich Deine wahre Freundin bin."

Dem Prinzen traten die Thränen in die Augen. Schon der Gedanke, seine geliebte Katze zu tödten, war ihm unerträglich. Er that alles, um sie von der Idee abzubringen. Sie aber war unerbittlich. Sie stellte ihm vor, daß ihr Glück, daß sein Glück einzig und allein von dieser Handlung abhinge. Endlich entschließt sich der Prinz. Mit zitternder Hand verrichtete er die Operation und in dem Augenblicke sah er seinen Entschluß belohnt. Der Rumpf der Katze verwandelte sich und ein reizendes Mädchen stand vor ihm von dem schönsten Wuchse, den ebelsten Mienen und den sanftesten Augen. Aus jedem ihrer Züge, aus allen ihren Bewegungen leuchtete der Geist und die Herzensgüte hervor, die der Prinz so oft an ihr unter der Gestalt der Katze bewundert hatte. Man wird leicht glauben, daß sie durch diese Verwandlung nichts bei ihm verlor. Er war wie bezaubert. Seine Zunge war gebunden, er war nicht im Stande, die Fülle seines Entzückens und seiner Bewun-

brung an den Tag zu legen. Sein Erstaunen ward noch vermehrt, als er eine große Menge Herren und Damen in das Zimmer treten sah, von denen jedes ein Katzenfell auf der Schulter trug. Alle näherten sich ihrer Königin mit ehrfurchtsvollen Geberden und wünschten ihr zu ihrer Verwandlung Glück. Sie empfing sie mit allen Zeichen der Güte und Theilnahme. Hierauf entließ sie die Gesellschaft und blieb mit dem Prinzen allein.

„Glauben Sie nicht etwa, liebster Prinz," sagte sie zu ihm, „daß ich Zeit meines Lebens die Gestalt gehabt habe, von der Sie mich vor wenig Augenblicken befreit haben. Mein Vater war König von sieben Reichen. Er liebte meine Mutter auf das zärtlichste und ließ ihr die vollkommenste Freiheit in allen ihren Handlungen. Ihre herrschende Neigung war zu reisen. Als ich geboren werden sollte, fiel ihr ein, einen Berg zu besehen, von dem man ihr die sonderbarsten Dinge erzählt hatte. Sie machte sich also auf den Weg und unterwegs erfuhr sie, daß sich in der Nähe ein wunderschönes Kernschloß befände, in welches Niemand hineingehen dürfte; und daß bei demselben ein Garten sähe, in dem die schönsten und wohlschmeckendsten Früchte gezogen würden.

Nun bekam meine Mutter eine so heftige Lust zu diesen Früchten, daß sie von ihrem Wege nach dem Kernschloß abbeugte. Sie kam an das Thor dieses unvergleichlichen Palastes, der auf allen Seiten von Gold und Azur glänzte, aber sie klopfte vergebens an. Niemand erschien, das ganze Haus war wie ausgestorben. Diese Schwierigkeiten vermehrten ihre Begierde noch mehr. Sie befahl Leitern zu holen, um über die Mauern in den Garten zu steigen; aber diese Mauern wurden zusehends höher und wiewohl man eine Leiter an die andere band und ein halbes Dutzend Menschen bei dieser Operation die Hälfte brachen, so war es doch unmöglich, zum Zwecke zu gelangen.

Die Königin war vor Verdruß außer sich. Sie sah die herrlichsten Bäume mit den schönsten Früchten über die Mauer hervorragen; ihre Begierde wuchs mit jedem Augenblick und gleichwohl war sie nicht im Stande, sie zu befriedigen. Sie ließ Zelte vor dem Schloß aufschlagen und blieb sechs Wochen mit ihrem ganzen Hofstaate hier. Sie verlor Schlaf und Appetit; sie seufzte ohne Unterlaß, sie sprach von nichts als von den Früchten des unzugänglichen Gartens. Endlich wurde sie todtlich krank, ohne daß ihr Jemand helfen konnte; denn die grausamen Feen, denen das Schloß gehörte, hatten sich während der ganzen Zeit nicht einmal sehen lassen. Jedermann war in der größten Unruhe, man hörte nichts als Seufzer und Klagen, während dem die Königin ohne Unterlaß Früchte verlangte und zwar keine andern, als die sie nicht bekommen konnte.

Als sie einstmals während dieser Krankheit des Nachts aufwachte, sah sie eine kleine, häßliche, altgebückte Frau ihr zum Haupte auf einem Schemel sitzen und sie war schon im Begriffe mit ihrem Frauen zu schmälen, daß sie eine Unbekannte ihr so nahe hatten kommen lassen, als diese den Mund öffnete und sagte: „Du bist sehr undankbarem, Königin, mit solcher Hartnäckigkeit eine Wohlthat von uns zu fordern. Weil indeß kein festbares Leben dabei auf dem Spiele steht, so bin ich und meine Schwestern zufrieden, daß Du so viel von diesen Früchten bekommst als Du fortbringen kannst; vorausgesetzt, daß Du uns ein angemessenes Geschenk dafür machst." — „Ach! meine gute Mutter," rief die Königin, „meine Seele, mein Leben, alles in der Welt, wenn ich nur von Euren Früchten bekomme." „Gieb uns," antwortete die Fee, „gieb uns die Tochter, die Du unter Deinem Herzen trägst; wir wollen sie abholen sobald sie das Licht der Welt erblickt hat. Wir wollen sie erziehen und sie mit allen Tugenden, Kenntnissen und Vollkommenheiten begaben; mit Einem Worte, wir wollen sie als unser Kind ansehen und sie glücklich machen. Hiermit aber ist noch dieses verbunden, daß Du nicht eher zu sehen bekommst, als bis sie verheirathet ist. Wenn Dir diese Vorschläge gefallen," setzte sie hinzu, „so will ich Dich auf der Stelle gesund machen und Dich in unsern Garten führen. Hast Du keine Lust, so schlafe wohl und sehe zu, wer Dir hilft." — „Es hat die Bedingungen sind, die Sie mir auflegen," antwortete die Königin, „so muß ich mich doch herein fügen, wenn ich nicht sterben will. Mit meinem Leben errette ich zugleich das Leben meines Kindes. Geben Sie mir alle meine Gesundheit wieder, weise Fee, und säumen Sie nicht die Versprechung zu erfüllen, die Sie mir gethan haben."

Die Fee berührte sie mit einem goldenen Stäbchen und in dem Augenblick war es der Königin, als wenn ihr ein schweres Paß von der Seele fiele und ihre Krankheit war verschwunden. Sie ließ sogleich alle ihre Damen rufen; sie sagte ihnen, „daß sie sich außerordentlich wohl befände und daß die verzogelten Thore des Palastes und die Gärten mit sammt ihren Früchten, sie ihr öffnen würden."

Die Damen waren anfänglich alle bei sich überzeugt, daß die Königin im Wahnsinn spräche und fingen hinterlich an zu weinen. Jeder Augenblick Verzug machte die Königin ungeduldiger. Sie verlangte ihre Kleider, man gab sie ihr nicht; sie ward roth vor Zorn, man hielt dieses für eine Wirkung der Fieberhitze. Unterdessen kamen auch die Aerzte, fühlten ihr den Puls und fanden, daß sie vollkommen gesund sei. Die Damen suchten nun ihre Fehler gut zu machen; sie kleideten die Königin in aller Eile an, baten sie tausendmal um Verzeihung und in wen

Augenblicken war sie im Stande, der alten Zeit zu folgen, die sie bis jetzt erwartet hatte.

Sie trat in den Palast und ihr Erstaunen bei dem Anblick seiner Pracht, war nicht geringer als die ihrige, da sie ihn zum erstenmal sah. Zwei Feen, wenige alt als die Fürstin meiner Mutter, empfingen sie beim Eingange und führten sie jogleich in den Garten zu den besten Bäumen. Sie waren mit Früchten aller Art beladen und jede Stellung drängte sich hier hervor, einer die Jahreszeit zu erwarten, die sie in andern Gegenden zur Reife bringt. Meine Mutter war ungeduldig. „Erinnere Dich aber auch Deines Versprechens," sagte die Fee. „Es ist Dir nun nicht mehr vergönnt, Dein Wort zurückzunehmen." — „Ich bin überzeugt," antwortete die Königin, „daß man nirgends besser aufgehoben sein kann, als bei Ihnen und dieser Palast scheint mir so schön, daß ich Sie bitten werde, mich hier zu behalten, wenn ich meinen Gemahl nicht allzu sehr liebte. Ich werde mir also gewiß nicht einfallen lassen, mein Wort zurückzunehmen." Die Feen waren mit dieser Antwort sehr wohl zufrieden. Meine Mutter blieb drei Tage und drei Nächte in ihrem Palaste, dann kommandirte sie sich einen Corps von Ärzten und da sie die Eigenschaft hatten, niemals zu sterben, so ließ sie vierundzwanzig Maulthiere mit köstlichen Schätzen und trieb ab. Die Feen schenkten ihr zum Abschiede noch einen goldenen Korb, von ungemein schöner Arbeit und mehrere Kostbarkeiten, deren Werth unschätzbar war. Sie versprachen ihr, mich als Prinzessin zu erziehen, wie alle Vollkommenheiten mitzutheilen und mir einen Gemahl auszusuchen. Von der Hochzeit sollte sie Nachricht erhalten und sie hoffen, daß sie sich dabei einfinden würde."

Der König freute sich außerordentlich über die Rückkehr seiner Gemahlin und hielt eine Menge Freudenfeuer an, wo überall die Ärzte der Königin als einen ganz Vorzüglichen aufgetischt wurden. Der König sah sie alle andern Tage vor, aber er wußte nicht eigentlich wo sie her waren und unter welcher Bedingung seine Gemahlin sie bekommen hatte. Wenn er darnach fragte, antwortete sie ihm bald dies bald das, so daß er niemals hinter das Geheimniß kommen konnte. Als aber die Königin die Zeit ihrer Niederkunft herannahen sah, wurde sie ganz schwermüthig, seufzte ohn' Unterlaß und veränderte ihre Gestalt sichtbarlich. Der König wurde hierüber unruhig und drang in seine Gemahlin, ihm die Ursache ihres Kummers zu entdecken; und da sie seinen Bitten nicht länger widerstehen konnte, eröffnete sie ihm das ganze Abenteuer mit den Feen und das Versprechen das sie ihnen gegeben hatte. — „Wie?" sagte der König, „Sie haben für ein Paar elende Kapitel ihrer Tochter aufopfern können, abscheuliche Sie meinen Wunsch kennen, Kinder

zu bringen? Sie wollten auch nicht die mindeste Furcht vor mich haben." Hierauf überhäufte er sie mit Vorwürfen, so daß meine arme Mutter vor Schmerz zu sterben meinte. Aber damit begnügte er sich noch nicht, sondern ließ sie in einen Turm einsperren und umgab diesen mit Wachen, die Niemanden einließen als wenn der König vollkommen trunken war.

Der ganze Hof geriet über diesen Vorfall in Bestürzung. Die Königin war sehr betrübt und so trat Jedermann aus Mitleid über die Schändlichkeit Ivans an. Der König aber schien unerbittlich. Er besuchte seine Gemahlin nicht ein einziges Mal und schalt sie gebären war, daß er mich von ihr nehmen und in seinen Palast bringen. Die Aerzte waren von allem wohl unterrichtet. Sie sahen mich als die Eigenthum an, daß man ihnen nicht vorenthalten hätte. Der Betrüger meines Vaters forderte für mir Nahrung auf. Weiter aber wollten sie den Weg der Natur einschlagen. Sie schickten einen Abgesandtschaft an ihn ab, welche ihn zur Besserung der Königin und zur Rechtfertigung seines Thuns auffordern sollte. Unglücklicherweise waren die Abgesandten so heftig und verwegen — denn sie waren insgesammt Fremde — daß ihre Botschaft meinen Einbruch auf den König machte. Er schlug ihnen die Thüre mit harten Worten ab und vielleicht wäre noch etwas Schlimmeres erfolgt, wenn sie sich nicht bald auf den Weg gemacht hätten.

Die Aerzte gerathen über den Betrüger meines Vaters in den heftigsten Unwillen. Sie standen in seiner hohe Königreichen den Namen des Unglücks aus und schickten noch zum Ueberfluß einen ungehorsamen Trachen ab, welcher Alles auffraß, was ihm in den Weg kam und die ganze Luft mit seinem schädlichen Athemzug vergiftete.

Mein Vater wußte sich gar nicht mehr zu rathen als eine unglückliche Botschaft nach der andern aus seinem Reiche kam. Er berief die weisesten seiner Nation und berathschlagte sich mit ihnen über die Mittel, die man zur Abwendung dieses Unglücks wählen könnte. Alle Vorschläge, die man that, alle Einrichtungen, die man traf, wurden unwirksam gemacht; die Zwietracht bemächtigte sich und wer sich an den Trachen wagte, wurde ohne Barmherzigkeit verschlungen. Nun nahm der König seine Zuflucht zu einer Art, die ihm bis seiner zarteren Jugend ihren Dienst hatte angedeihen lassen. Er wandte sich zu ihr und machte ihr Vorwürfe über die Langsamkeit, mit der sie seine Staaten zu Grunde gehen ließe. „Was kann ich denn für Sie thun können?" antwortete die Fee. „Sie haben meiner Schwester beleidigt; meiner Macht ist zu wenig, um mich ihnen entgegen zu setzen. Außerdem haben Sie auch das Recht nicht auf ihrer Seite. Suchen Sie ihnen die Prinzessin auf, für sie das Eigenthum der Feen, heften Sie die Königin fest und ent-

schickten sich zur Erfüllung ihrer Verheißungen. Sie werden sehen, daß mein Rath Ihnen nützlich werden kann."

Mein Vater liebte mich zwar auf das zärtlichste; da er aber sah, daß er kein anderes Mittel gab, seine Staaten zu retten und sie von den Verwüstungen des häßlichen Drachen zu befreien, so versprach er der Fee, sich von mir zu trennen, wenn er nur überzeugt wäre, daß ich meinem Stande gemäß behandelt und erzogen würde. Sie wollte ihm nur sagen, wie er es anfangen habe, mich den Feen in die Hände zu liefern. — „Sie brauchen nichts weiter zu thun," antwortete die Fee, „als die Prinzessin in ihrer Wiege auf den Blumenberg zu legen. Sie können sich in der Nähe aufhalten, um ein Zeuge des Schauspiels zu sein, das sich dann begeben wird. Wegen der Erziehung Ihrer Tochter können Sie ganz außer Sorge sein."

Sobald mein Vater nach Hause kam, ließ er die Königin sogleich mit Pomp auf den Gefängnißthurm holen und empfing sie mit der größten Zärtlichkeit. Sie hatte sich außerordentlich verändert, so daß man Mühe hatte sie zu erkennen. Er bat sie mit Thränen in den Augen den Verdruß zu vergessen, den er ihr verursacht hatte und versicherte sie, daß sie das erste und letztemal sein sollte. — Sie nahm seine Entschuldigungen mit der größten Zärtlichkeit an; sie gab sich selbst einen Theil der Schuld und ihre Verblendung war vollkommen. Jetzt war die Königin selbst der Meinung, mich den Feen nicht vorzuenthalten; aber auf die Bitten und Vorstellungen des Königs, der die schrecklichen Folgen einer nochmaligen Weigerung zum Voraus sah, willigte sie ein und die Anstalten zu der Ceremonie wurden sogleich gemacht.

Man legte mich in eine Wiege von Perlenmutter, die auf das Prächtigste verziert war. Rundum hingen Guirlanden und Blumen und Kränze; und diese Blumen waren von herrlichen Steinen, die mit allen Farben des Regenbogens spielten. Die Pracht meiner Wiege überstieg noch die Pracht der Wiege, die von vierundzwanzig Prinzessinnen von Geblüt getragen wurde. Der ganze Hofstaat begleitete mich.

Während unser Zug den Berg hinauf ging, hörte man die Annäherung einer melodischen Symphonie. Bald darauf erblickten auch die Feen, schwanenartig an der Zahl, jede in einer Perlenmuschel, die von Meerpferden getragen wurden. Sie waren insgesammt alt und häßlich. Ein Lorbeerzweig in ihren Händen war das Zeichen der Aussöhnung mit meinem Vater; und mich umarmten sie mit einer so außerordentlichen Zärtlichkeit, daß es schien, sie würden alles für mich thun, um mich so glücklich als möglich zu machen.

Der Drache, welcher die Ruhe meines Vaters gestört hatte, war

mitten unter ihnen an einer diamantnen Kette befestigt. Die Aera begleitete mich der Reihe nach und hingen hierauf den Lorentanz an, mitten in diesem Tanze sprangen die drei Schwestern, denen mich meine Mutter eigentlich versprochen hatte, auf den Tischen, nahmen die Wege vor sich und traten die Reihe nach dem Schlosse durch die Blatten an. Meine Mutter erschrak, als sie mich auf dem Rücken des scheußlichen Drachen in der Luft sah und stieß einen lauten Schrei aus, aber mein Vater sprach ihr Muth zu und erinnerte sie an die Versprechungen der Aera, sie mich Sorge zu tragen. Traurig kehrte sie nach Hause zurück; sie warf sich die Unbesonnenheit vor, eine Tochter für einige Früchte hingegeben, und es verging eine geraume Zeit, ehe sie sich wieder in etwas beruhigen konnte.

Meine Beschützerinnen hatten ausdrücklich für mich einen Thurm gebaut, in welchem die herrlichsten Zimmer für alle Jahreszeiten waren. Nichts glich diesem Gebäude als eine Thür, denn man mußte durch die Fenster hineingehen, die zu dieser Absicht sehr hoch waren. Auf dem Dache befand sich ein schöner Garten, in welchem jahraus jahrein die schönsten Blumen blühten und Tauben und Springbrunnen in Menge angebracht waren. Hier ergötzte mich die Aera mit unglaublicher Sorgfalt. Sie lehrten mich alles was meinem Alter angemessen war und ich lernte ihnen hierinnen seine große Mühe, indem ich sehr schnell begriff. Ich war lustig und meine Lehrerinnen gefällig, und da ich nichts von der Welt kannte als diesen Aufenthalt derselben, so würde ich vielleicht mein ganzes Leben hindurch sehr vergnügt in diesem Thurme zugebracht haben.

Die Aera besuchten mich nie anders als auf dem angenehmen Drachen, von dem ich Ihnen schon erzählt habe. Sie erzählten mir nie etwas von meinen Eltern, sondern nannten mich ihre Tochter und ich glaubte es zu sein. Außerdem hatte ich in meinem Thurme seine Gesellschaft als einen Papagei und einen kleinen Hund, welche beide Vernunft besaßen und vortrefflich sprachen.

Der Thurm war auf der einen Seite an einen hohen Berg gebaut, der mit Felsen und Tannen so verwachsen war, daß ich noch niemals ein menschliches Wesen in denselben gesehen hatte. Eines Tages aber, da ich mit meinem Papagei und meinem Hunde am Fenster plauderte, hörte ich ein Geräusch; ich sah hinaus und wurde einen jungen Ritter gewahr, der hier hatte gehalten hatte, um mein Gebäude anzusehen. Auch hatte ich seinen Mann gesehen und ich freute mich, eine Gelegenheit zu finden, meine Neugierde zu befriedigen. Ich betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit und je länger ich ihn ansah, desto mehr gefiel er mir. Er machte mir eine tiefe Verbeugung, schien aber sehr in Ver-

Langeweile, wie er mich unterhalten ſollte. Denn mein Fenſter war ſehr hoch und er wollte nicht gehört ſein, denn er wußte wohl, daß dieſer Thurm bezaubert wäre.

Indeſſen kam die Nacht heran, ehe wir es vermuthet hatten. Der Ritter ſtieß dreimal ins Horn und ritt davon, ohne daß ich wahrnehmen konnte, nach welcher Seite zu er ſeinen Weg nahm, ſo dunkel war es ſchon. Ich blieb noch lange gedankenvoll am Fenſter und ich hatte gar keine Luſt mir die Zeit mit meinem Papagei und meinem Hunde zu vergnügen, wie ich ſonſt zu thun gewohnt war. Sie ſagten mir zwar die ſchönſten und ſinnreichſten Dinge, aber ich war viel zu beſchäftigt, um ſie anzuhören. Der Papagei war fein, er ſah was mir fehlte, aber er ließ ſich nichts merken.

Ich ſtand mit dem Anbruch des Tages auf und trat an das Fenſter. Mit Vergnügen ſah ich meinen Ritter ſchon auf ſeinem Poſten, ſehr ſchön angezogen, was mir ebenfalls Freude machte, denn ich ſchrieb ſeine Sorgfalt im Anzug auf meine Rechnung. Er unterhielt mich vermittelſt eines Sprachrohrs und ſagte mir, „daß er bisher gegen die Reize aller Schönen unempfindlich geweſen wäre; aber ſeitdem er mich geſehen, hätte dieſe heftige Leidenſchaft die Stelle ſeiner ehemaligen Gleichgültigkeit eingenommen.“ Ich war mit dieſer Erklärung zufrieden, aber ich konnte ihm nicht antworten, ohne von den Feen gehört zu werden. Ich hatte einige Blumen in der Hand, die ich ihm zuwarf. Er nahm ſie mit Entzücken auf und drückte ſie an ſeinen Mund. Hierauf fragte er mich, „ob ich ihm erlaubte, mich alle Tage zu derſelben Stunde unter meinem Fenſter zu beſuchen; und wenn ich ihm dieſe Erlaubniß gäbe, möchte ich etwas hinabwerfen.“ Ich trug einen Ring mit einem Türkis; dieſen zog ich eilig vom Finger und warf ihn hinab, indem ich ihm zu gleicher Zeit ein Zeichen gab, ſich zu entfernen; denn ich hörte, daß die Fee ungeſtüm von der andern Seite her auf ihrem Drachen kam, um mir das Frühſtück zu bringen.

Dieſe hatte kaum den Fuß zum Fenſter hineingeſetzt, als ſie ſich forſchend umſah und ſagte: „ich wittere die Stimme eines Mannes; geh', Drache, ſuche.“ — Ich glaubte vor Schrecken zur Erde ſinken zu müſſen, indeſſen nahm ich mich zuſammen ſo viel ich konnte, um die Verfolgung des Ritters zu hindern, für den ich mich nicht wenig intereſſirte. „Sie ſcherzen, liebe Mama,“ ſagte ich zu der Fee; „wie kann man die Stimme eines Menſchen wittern? Und wenn auch, wer würde ſo tollkühn ſein, in dieſen Thurm zu ſteigen?“ — „Du haſt Recht, mein Kind,“ antwortete die Fee, „und ich freue mich, Dich ſo klug reden zu hören. Ich glaube faſt ſelbſt, daß mein großer Haß gegen die Männer

vermuthet, daß ich diesmalen einen in der Nähe glaube." — Mit diesen Worten gab sie mir mein Frühstück und meinen Rocken. „Wenn Du gegessen hast," sagte sie, „so vergiß nicht zu spinnen. Meine Schwestern würden sonst böse werden." — In der That hatte ich den Tag vorher meinen Rocken nicht angerührt.

Doch sie war kaum zum Fenster hinaus, als ich meinen Rocken hinwarf und auf das Dach in dem Garten ging, um mich besser umzusehen. Ich hatte ein vortreffliches Fernrohr, mit welchem ich die entferntesten Gegenstände genau erkennen konnte. Ich sah mich allenthalben um und bald erblickte ich meinen Ritter auf der Höhe eines Berges. Er ging eben in ein kostbares Zelt von Goldstoff, wo ihn ein zahlreicher Hofstaat umgab. Ganz gewiß, dachte ich, ist er der Sohn eines benachbarten Königs. Ach! wenn ihn der schreckliche Drache entdeckte.... Diese Idee war mir unerträglich. Ich nahm also meinen Papagei und befahl ihm auf den Berg zu fliegen und dem Ritter, der mit mir gesprochen hatte, zu sagen, er möchte ja nicht wieder zurückkommen, weil ihm sonst ein großes Unglück bevorstünde.

Der Papagei richtete seinen Auftrag getreulich aus, flog auf den Berg, suchte seinen Mann auf und sagte ihm meine Worte ins Ohr. Der Ritter hörte ihn zugleich mit Freuden und mit Betrübniß an. Die Sorge, die ich für ihn trug, schmeichelte seinem Herzen; aber die Schwierigkeiten, die er fand mich zu sprechen, schlugen ihn nieder, ohne daß er gleichwohl den Entschluß fassen konnte, mich nicht wiederzusehen. Er that hundert Fragen an den Papagei, der ihm die Antwort nicht schuldig blieb. Endlich gab er ihm einen Ring für mich mit, welches ebenfalls ein Türkis, aber viel schöner als der meinige war. „Auch Dir, schöner Vogel, gebührt ein Geschenk," setzte er hinzu. „Hier hast Du mein Bildniß; laß es Niemanden sehen als Deiner Gebieterin." Er band ihm das Bildniß an die Flügel und den Ring gab er ihm in den Schnabel.

Ich erwartete die Rückkehr meines Abgesandten mit der größten Ungeduld. Er erzählte mir, „daß der Ritter, an den ich ihn geschickt hätte, ein großer König wäre, welcher nichts mehr wünsche, als für mich zu leben und daß alle Gefahren ihn nicht abhalten sollten, an dem Fuße des Thurms zu erscheinen." Diese Nachricht machte mir große Unruhe. Ich fing an zu weinen und der Papagei und mein Hündchen Tutu thaten alles mögliche mich zu trösten. Endlich gab mir der Papagei auch den Ring und das Portrait des Königs. Ich muß gestehen, daß ich mich nicht wenig freute, seine Physionomie in der Nähe betrachten zu können; und wenn ich ihn schon vorher hübsch gefunden hatte, so kam er mir nun noch tausendmal liebenswürdiger vor. Tausenderlei Gedanken gingen

mir durch den Kopf und beunruhigten mich. Die Feen fanden mich verändert. „Sie wird wahrscheinlich Langeweile haben," sagten sie untereinander, „und das Beste wird sein, sie an einen Mann aus dem Stamme der Feen zu verheirathen." Hierauf musterten sie einige durch und vereinigten sich endlich über den kleinen König Mignonet, dessen Reich fünfmalhunderttausend Meilen von ihrem Palaste lag. Für Feen war diese Entfernung eine Kleinigkeit. Der Papagei hörte ihre Berathschlagung und theilte mir das Resultat davon mit. „Ich beklage Sie," setzte er hinzu, „wenn Sie den König Mignonet heirathen müssen; es ist der häßlichste Zwerg, den ich weit und breit gesehen habe und die Wahrheit zu sagen, er ist nicht werth dem Könige, der Sie gegenwärtig sieht, die Schuhriemen aufzulösen." „Kennst Du ihn denn?" fragte ich den Papagei. „Das will ich meinen," antwortete dieser, „ich bin mit ihm auf Einem Zweige groß geworden." „Wie so? Auf Einem Zweige?" — „Ja nu! weil er Adlersklauen hat."

Sie können leicht glauben, welchen Eindruck diese Erzählung auf mich machen mußte. Ich betrachtete das reizende Bild meines Liebhabers und wenn ich ihn mit Mignonet verglich, so war es mir als wenn ich in die Erde sinken müßte. Ich war fest entschlossen eher zu sterben, als ihm meine Hand zu geben.

Die ganze Nacht über that ich kein Auge zu. Tutu und mein Papagei verplauderten mir die Zeit und erst gegen Morgen schlief ich ein. Tutu, der eine sehr feine Nase hatte, roch, daß der König am Fuße des Thurmes war. Er weckte den Papagei auf und sagte zu ihm: „Was willst Du wetten, der König ist unten?" „Sei still," antwortete der Papagei, „Du kannst einen auch keinen Augenblick schlafen lassen. Wer weiß, was Du Dir einbildest." — „Nun, was wettest Du?" fuhr jener fort, „ich weiß gewiß, daß er da ist." — „Und ich weiß gewiß, daß er nicht da ist," antwortete der Papagei, „hat ihm seine Schöne nicht verboten hierher zu kommen?" — „Schöner Grund!" rief Tutu, „ein Verliebter fragt nur sein Herz und kümmert sich viel um die Gefahr, die ihn bedroht." Das Plaudern meiner Thiere weckte mich auf; und ich hatte kaum den Gegenstand ihres Gespräches erfahren, als ich an das Fenster flog. Ich erblickte den König, der die Arme nach mir ausstreckte und mir durch sein Sprachrohr zurief: „er könne nicht länger ohne mich leben; ich möchte ein Mittel ausfindig machen, aus meinem Thurm zu entkommen oder ihn hineinzulassen," und zugleich schwor er mir bei allen Göttern und allen Elementen, „daß er mich auf der Stelle heirathen und mich zu einer der größten Königinnen der Erde machen wolle."

Ich befahl hierauf dem Papagei ihm zu sagen, „daß mir die Er-

füllung ſeiner Wünſche unmöglich ſcheine; daß ich indeß auf ſein gegebenes Wort und ſeine Eidſchwüre hin auf Mittel denken wolle." Aber vor allen Dingen ſetzte ich hinzu, „kommen Sie nicht mehr alle Tage hieher. Sie ſind verloren, wenn die Fee Sie gewahr werden."

Der König entfernte ſich mit einem Herzen voll Hoffnung und Freude; ich aber befand mich in der größten Verlegenheit, wenn ich überlegte, wozu ich mich verpflichtet hatte. „Wie iſt es möglich, aus dieſem Thurme zu entkommen?" ſagte ich zu mir ſelbſt? „Wer ſoll mir denn beiſtehen als Toto und der Papagei? Nein! Nein! Ich darf nicht daran denken! Ich muß ihm das Herz brechen, ich muß mein Wort zurücknehmen." — Ich ſchickte den Papagei an den König, ihm meinen Entſchluß zu melden. Er gerieth in die heftigſte Verzweiflung, wie ich es vorausgeſehen hatte, er wollte Hand an ſein Leben legen. Der Papagei hielt ihn ab. „Sein Sie verſichert," ſagte er zu ihm, „daß meine Gebieterin alles für Sie thun würde, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlte ihren Vorſatz auszuführen."

Als mir der Papagei den ganzen Verlauf ſeiner Geſandtſchaft erzählte, fiel ich in eine noch tiefere Betrübniß als vorher. Die Fee kam ungeſtüm und ſah daß ich geweint hatte. Sie fragte nach der Urſache meiner Thränen und drohte mir, wenn ich ihr nicht die Wahrheit ſagte. „Ach!" antwortete ich zitternd, „ich habe das Spinnen ſo ſatt und ich wünſche mir ein Netz, um die kleinen Vögel zu fangen, die die Früchte in meinem Garten freſſen." „Wenn Du ſonſt nichts willſt," antwortete die Fee, „ſo brauchſt Du nicht zu weinen. Du ſollſt Schnüre bekommen, ſo viel Du verlangſt. Vor allen Dingen aber," ſetzte ſie hinzu, „denke darauf Deine Schönheit zu erhalten, denn in Kurzem wird der König Mignonet hierher kommen, der Dich heirathen ſoll." — Bei dieſer Nachricht überlief mich ein kalter Schauer und ich antwortete nichts.

Sobald ich die Schnüre bekam, fing ich in der That an zwei oder drei Netze zu ſtricken, aber meine Hauptbeſchäftigung war eine Strickleiter, die mir ſehr gut gerieth, unerachtet ich niemals eine geſehen hatte. Ich brauchte aber ſo viel Schnüre dazu, daß die Fee mehr als einmal zu mir ſagte: „aber mein Kind, es geht Dir wie der Penelope, Du arbeiteſt ohn' Unterlaß und Deine Arbeit kömmt nie zu Ende." — „Ach! liebe Mama," antwortete ich dann, „Sie haben gut reden. Sehn Sie denn nicht, daß ich noch ſehr ungeſchickt in dieſer Art von Arbeit bin und immermehr verbrennen muß, als ich behalten kann? Es iſt Ihnen gewiß bange, daß ich Sie arm an Schnüren mache?" — Der Ton der Einfalt, den ich dabei annahm, täuſchte ſie und ſie gab mir Schnüre, ſo viel ich verlangte.

Sobald mein Werk fertig war, gab ich dem Könige Nachricht davon. Er erſchien; ich machte die Strickleiter feſt und war im Begriff hinabzuſteigen als er eilfertig heraufkam, in mein Zimmer trat und mich umarmte.

Seine Gegenwart verurſachte mir ſo viel Freude, daß ich alle Gefahr vergaß, die damit verbunden war. Er erneuerte ſeine Schwüre und bat mich, ſein Glück nicht länger aufzuſchieben, ſondern ihn auf der Stelle zum Gemahl anzunehmen. Ich war es zufrieden, Tutu und Papchen waren unſere Zeugen; und nie iſt eine Hochzeit unter Perſonen von ſo hohem Range unter ſo wenigem Geräuſch und Ceremonien begangen worden, als die unſrige.

Der Tag war noch nicht angebrochen als mich der König verließ, und kaum war er fort, als mich die entſetzlichſte Langeweile ergriff. Ich lief an das Fenſter; ich verfolgte ihn mit meinen Augen und ich ſtand noch in tiefen Gedanken verſunken da, als ich in der Luft einen feurigen Wagen erblickte, von Salamandern gezogen, die ſich mit einer ſolchen Schnelligkeit bewegten, daß ihnen das Auge kaum folgen konnte. Dieſer Wagen war von Garden umgeben, die auf Straußen ritten; aber wer in dem Wagen ſaß, konnte ich nicht recht ſehen; wiewohl ich nicht zweifelte, es müßte eine Fee oder ein Zauberer ſein.

Wenige Augenblicke darauf trat die Fee ungeſtüm in mein Zimmer. „Ich bringe Dir gute Nachricht," ſagte ſie, „Dein Liebhaber iſt angekommen; ſetze Dich an Deine Toilette, um ihn gehörig zu empfangen. Hier haſt Du Kleider und Schmuck." — „Aber mein Gott!" hub ich an, „wer hat Ihnen denn geſagt, daß ich Luſt hätte, mich zu verheirathen? Schicken Sie ihren König Migonnet immer wieder nach Hauſe. Ob er mich ſchön oder häßlich findet, darum gebe ich nicht dieſer Stecknadel Werth. Ich will und mag ihn nicht ..." — „Nun, nun," ſagte die Fee, „was fehlt Dir denn? Ich rathe Dir dem Scherz ein Ende zu machen, ſonſt wirſt Du ..." „Nun! was wollen Sie mir denn thun?" antwortete ich. „Kann man denn noch ein elenderes Leben führen, als ich ſchon jetzt thue? Machen Sie mit mir was Sie wollen, aber Ihren König heirathe ich nicht." Die Fee verließ mich in den heftigſten Zorne und ging auf der Stelle zu ihren Schweſtern, um ihnen mein Betragen zu erzählen und ſich über meine Undankbarkeit zu beklagen.

Als ſie fort war, machten mir Tutu und der Papagei ernſthafte Vorſtellungen über meinen Trotz und ließen mir die unangenehmen Folgen zum Voraus ſehn, die er haben konnte. Mir war alles gleichgültig; ich war ſo ſtolz das Herz meines Königs zu beſitzen, daß ich die Anſchläge der Feen und den Rath meiner Geſellſchafter verachtete; ich zog mich

nicht an und putzte mich ungeschickt auf, damit auch der König Mignonet mich häßlich finden möchte. Er ließ sich nicht lange erwarten. Einen kleinern und häßlichern Zwerg hat es wohl nie gegeben. Er konnte nicht auf seinen Adlerfüßen stehen, sondern schleppte sich mühselig auf zwei diamantnen Krücken einher. Sein königlicher Mantel war zwar nur eine Elle lang, schleppte ihm aber doch um ein Drittel nach. Sein Kopf war so groß wie ein Scheffel; er hatte einen ungeheuern Bart und seine Ohren gingen eine halbe Elle über seinen Kopf hinaus. Er kam mit offenen Armen auf mich los. Da ich aber ganz gerade stehen blieb, so mußte ihn sein erster Stallmeister in die Höhe heben, um mich zu erreichen. So wie er mir aber nahe kam, lief ich davon, schloß mich in meine Kammer ein und riegelte Thüre und Fenster zu, sodaß er unverrichter Sache wieder zu den Feen zurückkehren mußte.

Die Feen suchten seinen Zorn zu besänftigen und versprachen ihm, daß sie ihn des Nachts in mein Zimmer lassen, mir Hände und Füße binden und mich so mit Gewalt in einen Wagen setzen wollten. Sie waren hierbei ihrer Sache so gewiß, daß sie sich gar nicht die Mühe nahmen mit mir zu schmähen, sondern mir nur ganz kurz sagten, ich müßte darauf denken, meinen Fehler wieder gut zu machen. Tutu und der Papagei kannten diese Gelindigkeit. „Nehmen Sie sich wohl in Acht," sagten sie zu mir, „diese Stille verkündigt Sturm." Ich lachte über ihre Furcht, denn ich dachte nur an das Vergnügen meinen Gemahl wiederzusehen, der nicht lange zögerte, sich an dem Fuße des Thurmes einzustellen. Ich ließ die Leiter hinab und in einigen Augenblicken lag er in meinen Armen und sagte mir so viel Schönes und Zärtliches, daß ich noch jetzo mit einigem Wohlgefallen daran denke.

Während wir uns so mit der größten Gemüthsruhe unterhielten, fuhren die Fenster auf und die Feen erschienen auf ihrem fürchterlichen Drachen. Mignonet folgte ihnen auf seinem feurigen Wagen nach. Der König fuhr nach dem Degen und dachte nur daran, mich zu vertheidigen. Aber ach! was half ihm sein Muth? Die Feen hetzten den Drachen auf ihn an und in demselben Augenblick war er verschlungen.

Ich war meiner nicht mehr mächtig; ich stürzte mich meinem Gemahl nach in den Rachen des Ungeheuers; aber die grausamen Feen wollten mich zu längeren Qualen aufbewahren. Sie berührten mich mit ihrem Zauberstabe und gaben mir die Gestalt einer Katze, von der Sie mich vor wenigen Augenblicken befreit haben. Hierauf führten sie mich in diesen Palast, der einst meinem Vater gehörte, und verwandelten den ganzen Hof in Kater und Katzen; nur einige ließen sie übrig, von denen man aber nichts als die Hände sahe. Dies war ihnen noch nicht genug.

Um meine Schmerzen zu vermehren, entdeckten ſie mir das Geheimniß meiner Geburt und gaben mir Nachricht von dem Tode meiner Eltern. Sie ſagten mir endlich, daß ich meine Geſtalt nicht eher wieder bekommen würde, als bis ich einen Mann gefunden hätte, der mich liebte, und meinem Gemahl vollkommen ähnlich ſähe. Sie, mein Herr, beſitzen dieſe Aehnlichkeit im höchſten Grade; dieſelben Züge, derſelbe Anſtand, derſelbe Ton der Stimme. Dem Himmel ſei Dank, daß ich von meinem Leiden befreit bin und nun einer glücklichen Zukunft entgegen ſehen kann." — „Und werden Sie auch mich bald von meinen Leiden befreien?" ſagte der Prinz, indem er ſich ihr zu Füßen warf. — „Ich liebe Sie ſchon mehr als mein Leben," antwortete die Königin. „Jetzt laſſen Sie uns zu Ihrem Vater reiſen, um ſein Urtheil über mich zu vernehmen und zu ſehen, ob er in Ihre Wünſche einwilligt."

Der Prinz küßte ihr dankbar die Hand und hob ſie in den Wagen der auf dem Hof bereit ſtand. Für dieſesmal war der Aufzug noch koſtbarer und reicher als das vorigemal. Die Reiſe dauerte nicht lange; die Verliebten wenigſtens glaubten nur einige Minuten mit einander zugebracht zu haben.

Als ſie ſich dem Schloſſe näherten, das den drei Brüdern zum Rendezvous diente, ſetzte ſich die Königin in die Sänfte, die aus einem einzigen Kriſtall verfertigt und rundum mit Vorhängen umgeben war. Der Prinz blieb in ſeinem Wagen und ſah ſchon von weiten ſeine Brüder, die mit zwei Prinzeſſinnen von außerordentlicher Schönheit ſpazieren gingen. Als ſie ihn erblickten, kamen ſie ihm entgegen und fragten ihn: „wo er ſeine Braut hätte?" „Ich bin ſo unglücklich geweſen," ſagte er, „auf meiner ganzen Reiſe nichts als häßliche Geſchöpfe anzutreffen; und das ſchönſte was ich meinem Vater mitbringen kann, iſt eine niedliche weiße Katze." — Die Brüder lachten über ſeine Einfalt; und der Prinz lachte ſelbſt mit. Hierauf ſetzte ſich jeder in ſeinen Wagen und fuhr nach der Stadt.

Der Ruf von ihrer Ankunft war ſchon am Hofe erſchollen; und man hatte dem Könige verſichert, daß die Schönheit der Prinzeſſinnen, welche ſeine Söhne begleiteten, alles übertrafe, was man hier zu Lande jemals geſehen hätte. Die beiden älteſten Prinzen kamen zuerſt. Der König empfing ſie ſehr gut; aber als es darauf ankam, zu entſcheiden, welchem der Preis gebühre, gerieth er in große Verlegenheit. Er warf die Augen auf ſeinen jüngſten Sohn: „kommſt Du dieſesmal mit leeren Händen zurück?" fragte er ihn. „Ich bringe nichts mit," antwortete er, „als eine ſchöne weiße Katze, die ſo allerliebſt miaut, daß ſie Ihnen gefallen wird. Sie können ſie in dieſem Kriſtalle ſehen." Der König

lächelte und ging auf den Seitenthüren los; in dem Augenblick aber, da er ihn ergreifen wollte, hat er in Flocken und die Königin trat hervor, gleich der Sonne, die sich hinter einer Wolke verhüllt hatte. Ihre blonden Haare hingen in reichen Locken auf ihren Nacken, den schönsten Nacken von der Welt, und flossen über den Rücken bis auf die Erde herab. Ein Diadem schmückte ihren Scheitel und durch die leichte Hülle eines seidenen Gewandes, blickte der schönste Körper, den je die Einbildungskraft einer Dichterin geschaffen hat.

Der König war wie von Sinnen geraten. „Lieber," rief er aus, „nun sicher gehörst meine Krone."

„Nein, mein König," antwortete sie mit himmlischer Bescheidenheit; „ich bin nicht gekommen, Ihnen eine Krone zu entreißen, die kein weniger Haupt tragen kann, als das Ihrige. Liebe Kinder sind meinem Szepter entronnen; erlauben Sie mir, Ihnen und Ihren beiden ältesten Söhnen drei Briefchen abzugeben. Zur Belohnung wünsche ich nichts als Ihre Freundschaft und die Hand Ihrer jüngsten Tochter. Drei Königreiche werden mir genügend sein." Der ganze Saal erschallte bei diesem Vertrag von Lobeserhebungen der Freude und Bewunderung wieder. Die Hochzeiten der drei königlichen Prinzen wurden noch denselben Tag gefeiert. Nach Endigung der Festen reiste jeder in sein Königreich ab; und die weise Maye wurde durch ihre Tugenden, ihre Güte und Freigebigkeit in der ganzen Welt berühmt.

Verlag von Moritz Schäfer in Leipzig.

Concordia.

Anthologie classischer Volkslieder

für

Pianoforte und Gesang.

1. und 2. Lieferung eleg. brosch. à 5 Ngr.

Diese Sammlung bietet einem längst gefühlten Bedürfniss ab, indem sie alle Lieder, älteren und neueren Ursprungs, welche bis jetzt zerstreut waren, mit Text, Melodie und Harmonie vereinigt, bieten wird. Die beiden letzteren sind so innig verwebt, dass sie bequem am Pianoforte ausgeführt werden können und auch ohne Gesang, als „Lieder ohne Worte", vieles Vergnügen bereiten.

Robert Wittmann's

Methodische Unterrichtsbriefe

für das Pianoforte

in progressiver Folge bis zur vollkommensten

Correctheit, Technik und Nuancirung

nach den

Grundsätzen der grössten Meister arrangirt.

1—4. Brief. Preis à 5 Ngr.

Lehrer und Schüler erhalten hiedurch ein Lehrmittel in die Hand, wodurch sich in Kürze die grössten Resultate leicht erzielen lassen.

Die Harfe.

Anthologie geistlicher Lieder

zur Erbauung am häuslichen Herd

für

Pianoforte und Gesang.

Eleg. brosch. 2 Thlr.

Die Harfe soll für Jeden ein Erbauungsbuch sein. Sie enthält Chorale, Psalmen, Chorsätze für alle Kirchenfeste, Lieder zum Preise der Natur, Morgen- und Abendgesänge, Familienfestklänge, Trauer- und Trostlieder.

J. L. Schubert's

Pianoforteschule

für die Jugend.

IV.

Uebungsbrüchen in progressiver Steigerung.

Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Pianoforteschule ist bis jetzt allgemein als die praktischste anerkannt, welche der Jugend in einem leichten, guten und schnellen Erlernen des Pianofortespiels in die Hand gegeben werden kann.

Druck von Gustav A. Kegler in Leipzig.

Zur Beachtung